Drei Jahre

im

Nordwesten von Afrika.

Reisen

in

Algerien und Marokko

von

Heinrich Freiherr von Maltzan.

Zweite Auflage.

Mit 4 Ansichten in Stahlstich und 1 Karte.

Zweiter Band.

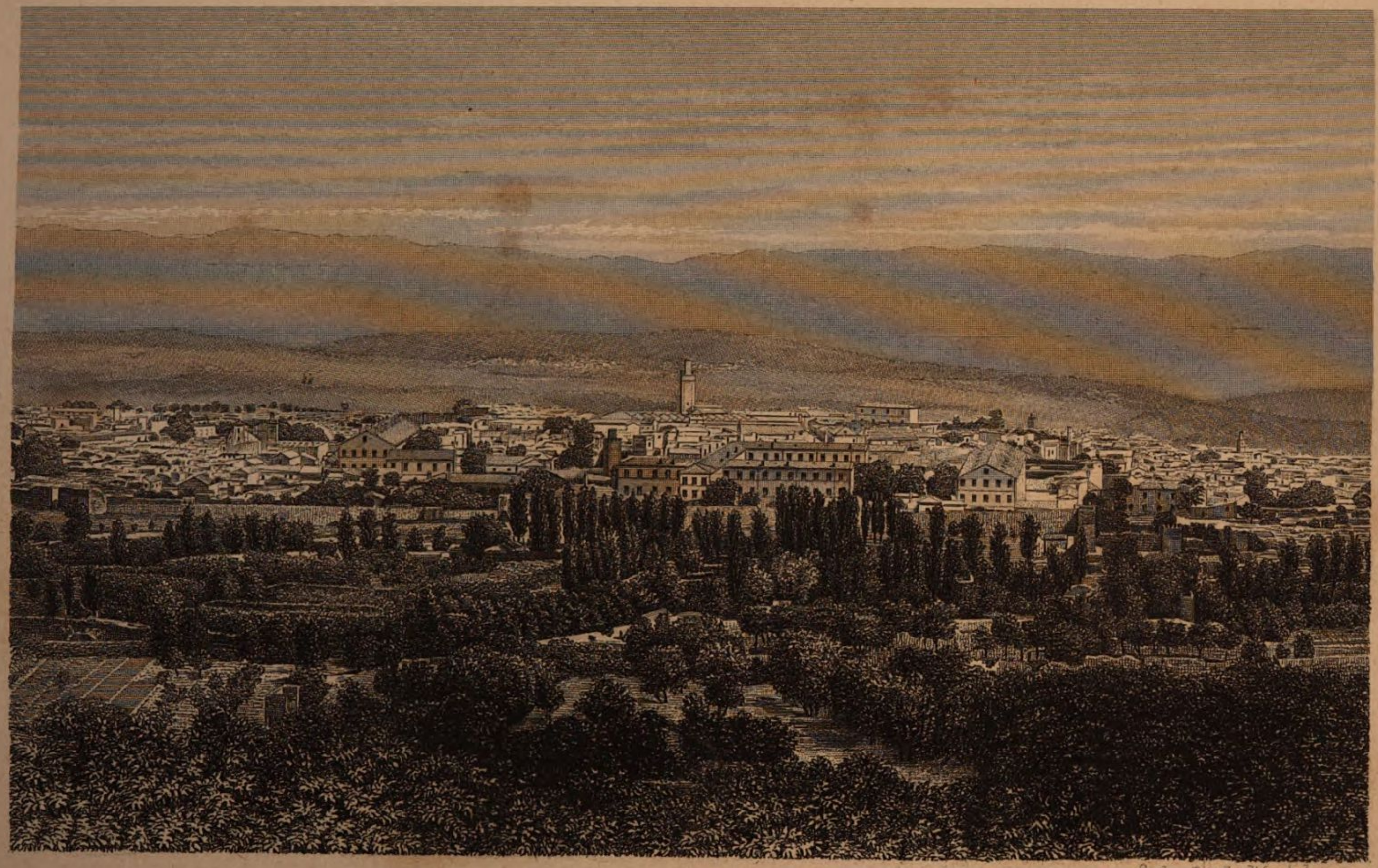
Leipzig, 1868.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

t. sing. 1474 i (2

<366307343600018

Bayer. Staatsbibliothek



Stich u. Druck v. Weger, Leipzig.

Flemsen?

Verlag der Dürrschen Buchh..

Drei Jahre

im

Nordwesten von Afrika.

Reisen

in

Algerien und Marokko

von

Heinrich Freiherr von Maltzan

Zweite Auflage.

Mit 4 Ansichten in Stahlstich und 1 Karte.

Zweiter Band.

Leipzig, 1868.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Drei Jahre

im

Nordwesten von Afrika.

Reisen

in

Algerien und Marokko

von

Heinrich Freiherr von Maltzan.

Zweite Auflage.

Mit 4 Ansichten in Stahlstich und 1 Karte.

Zweiter Band.

Leipzig, 1868.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalts-Verzeichniß.

Drittes Buch. Provinz Oran.

Seite

Viertes Capitel. Arseu und die Colonien östlich von Oran. Alt-Arseu. — Ruinen von Arsenaria. — Phönicische Inschriften. — Arseu. — Portus deorum. — Ein anderes Dorf preußischer Colonisten. — Die für barbarisch geltenden „Prussiens.“ — St. Cloud. — Ein Ritter des Kochlöffels. — Anblick von Oran. — Festungsmasse 3

Fünftes Capitel. Oran. Eroberung Orans durch die Spanier. — Cardinal Ximenes. — Seine Intoleranz. — Grausamkeit der Spanier. — Wiedereinnahme Orans durch die Muselmänner. — Die Juden Orans. — Ihr Reichthum und Wichtigthun. — Die drei Städte. — Die schöne Allee der Phytolacca dioica. — Orans antiker Name. — Mers-el-Kebir. — Portus magnus. 17

Sechstes Capitel. Aïn Temuschen, Hadschar Rum. Reise von Oran nach Tlemsen. — Die Sebkha. — Aïn Temusched. — Timici Colonia. — Aussicht vom Col de Tisih. — Hadschar Rum. — Ad rubras. — Erster Anblick von Tlemsen von der Höhe des Dschebel Bonmeliah. — Das Schlachtfeld des Sikkak. — Tlemsen aus der Nähe gesehen. 29

Siebentes Capitel. Tlemsen. Alterthum Tlemsen's. — Pomaria oder Mniara. — Tlemsen's Glanzepoche unter den Beni-Zian. — Arudsch bemächtigt sich der Stadt. — Lage Tlemsen's. — Die drei Stadttheile. — Agadir. — Meschuhar. — Sidi-el-Muhub ladet zu einem maurischen Feste ein. — Arabische Beschneidung. — Der Marabut von Sidi Bu Meddin. — Inneres. — Verfall des Dorfes. 40

Achtes Capitel. Maskarah. Ein octroyirter Reisegefährte. — Nachtlager bei den Ulad Mimuha. — Ein improvisirter Aufbruch. — Sidi Bel Abbes. — Jagdabenteuer meines Reisegefährten. — Geburtsort Abd-el-Kaders. — Maskarah. — Die Hauptmoschee. — Victoriae colonia. — Ein junger Orientalist. — Aussprache des Arabischen. — Das Barrage des Uëd Sig bei St. Denis. — Rückkehr nach Oran. — Ein Uriasbrief. 55

Viertes Buch. Die große Kabylie.

Erstes Capitel. Dellys. Ritt von Algier nach Dellys. — Maison Carrée. — La Rassauta. — Cap Matifu. — Rusgunia. — Der „Hafen der Hühner“. — Der alte Seeräuber. — Dschinet. — Landschaftspanorama um Dellys. — Rusuccurum. — Alterthümer. 77

Zweites Capitel. Die Küste der großen Kabylie, Kabylenstämme um Dellys. — Das einstige Tigisis und sein

Seite

Bischof Secundus. — Die Ruinen von Jomnium. — Die Quinquegentiani. — Der „König von Kuko". — Mangel an geschichtlicher Ueberlieferung bei den Kabylen. — Ein Colonisationsopfer. — Rusazus. — Landschaftspanorama um Bougie. 95

Drittes Capitel. Bougie. Das antike Saldae. — Die vandalische Ringmauer. — Geiserich in Saldae. — Blüthe Bougie's im Mittelalter. — Lebhafter Handel mit den italienischen Republiken. — Einnahme Bougie's durch die Spanier. — Eroberung durch die Türken. — Die Franzosen in Bougie. — Der Mord des Commandanten Salomon de Mussis. — Die kabylische Vendetta. — Der Naja des Scheikh-Saad. — Schlechtes Wohnen in Bougie. — Spaziergang auf den Dschebel Gurajah. — Ein neuer Reisegefährte. . . 108

Viertes Capitel. Das Thal des Uëd Sahel. Die Römerstraßen in der Kabylie. — Abreise von Bougie. — Mein Reisegefährte. — Seine Manie, arabisch zu sprechen. — Die auswendig gelernte Conversation. — Die Ruinen von Tubusuptus. — Die Aït Urli. — Nachtlager bei den Aït Aursiagen. — Ein kabylischer Scheikh flickt seinen Bernus. — Die Aït Illulah. — Das Dorf Schellatah. — Seine Koransschule und seine Marabuts. 125

Fünftes Capitel. Ein moderner Kabylenhäuptling. Die Ruinen von Ausum. — Das Haus Ben Ali Scheriffs in Akbu. — Heuchlerischer Empfang. — Ein französirter Kabylenchef. — Das Frühstück. — Weinlaune eines Kabylenhäuptlings. — Zerlumptheit selbst der reichen Kabylen. — Der Sohn des Agha. — Der französische Sergeant. — Der Halbbarbar. 140

Sechstes Capitel. Die Soffs. Die Partheibewegung der Soffs. — Geringfügiger Entstehungsgrund mancher Soffs. — Tatanih und Fokanih. — Der Marabut und die Marabuta. — Eheliche Prügelexercitien. — Bildung der Soffs. — Die Treuga dei. — Tatanih und Fokanih bestehen noch immer fort. 149

Siebentes Capitel. Der Stamm der Aît Mellikösch. Der Dscherdschera. — Der erste Mann vom Stamme der Aït Mellikösch. — Die Kabylinnen. — Geiz der Kabylen. — Nachtlager im Gebiet der Aït Mellikösch. — Bu Barhla der „Vater der Mauleselin," Freiheitsheld der Kabylen. — Seine Schlachten und sein Tod. — Ein kabylisches Beschneidungsfest. — Eine kabylische Tänzerin. — Die beiden Agha's. — Ihr Wettkampf im Geldverschenken. 154

Achtes Capitel. Die eisernen Thore des Atlas. Die Biban oder „Portes de For." — Kesselthal. — Enge Schlucht. — Die vier Pforten. — Die Ebene von Bordsch Bu Ariridsch. — Lebhafter Verkehr. — Die Ruinen von Siulia. — Be-

Seite

schilga, eine Türkencolonie. — Der kleine Löwe. — Orientalische Zuthaten zu europäischen Trachten. 170

Neuntes Capitel. Setif. Baumlose Hochebene. — Die Compagnie Genevoise. — Setif. — Historische Straßennamen. — Der Suk-el-Had oder Sonntagsmarkt. — Die vermeintlichen Nachkommen der Vandalen. — Die römische Citadelle. — Byzantinische Bauart. — Die Mauritania Sitifensis. — Die Rebellionen des Firmus und Gildon. — Eine archäologische Steinsammlung. 181

Zehntes Capitel. Aumale. Rückkehr an den Uëd Sahel. — Der Dschebel Tamgut. — Der Marubut Sidi Tamgut. — Lellah Khredidscha, die große Heilige. — Bazagada. — Diebstahl eines Kabylen. — Der Scheikh und die gestohlene Matratze. — Lächerlicher Einzug in Aumale. — Langweiligkeit von Aumale. — Der dorthin versetzte Oberst. — Auzia. — Der limes Auziensis. 194

Elftes Capitel. Die Kernstämme der Kabylie. Römerstraße durch die Kabylie. — Das „Spielen" der Kabylinnen. — Castellum Auziense. — Nachtlager bei den Schörfa. — Unangenehmes Erwachen. — Gebirgslandschaft. — Dra el Misan. — Die Legende des Waldes. — Die republikanische Stammesverbindung der Suawua's. — Ursprung des Wortes „Zuave." — Verschiedenartige Sitten der Suawua's. 207

Zwölftes Capitel. Fort Napoleon und der Dscherdschera. Von Dra el Misan nach Fort Napoleon. — Bergige Gegend. — Moderne Festungsstadt. — Gründung des Fort Napoleon. — Zwing-Kabylie. — Gebirgspanorama des Dscherdschera. — Prosaische Unterbrechung. — Tod des kleinen Löwen. — Antikes Denkmal desselben. — Archäologische Pfuscherei. — Rückkehr nach Bougie. 217

Fünftes Buch. Die Provinz Constantine.

Erstes Capitel. Küstenfahrt von Bougie nach Philipp'eville. Das alte Numidien. — Unbequemlichkeit auf den Regierungsschiffen. — Das grobe officielle Personal. — Der Audon des Ptolemäos. — Dschidscheli. — Itgilgilis Colonia. — Einnahme durch den Herzog von Beaufort im J. 1664. — Das Erdbeben von 1856. — Kollo. — Kollops magnus. — Landung in Stora. — Die französischen Marinematrosen werfen meinen Koffer in's Meer. 229

Zweites Capitel. Küstenfahrt von Philippeville nach Bone. Afrikanisches Krähwinkel. — Rusicada. — Abreise von Stora. — Küstenfahrt. — Angenehmer Scirocco. — Bequemes Dampfboot. — Das Cap Ferro. — Der Fels des Arabers. — Sage. — Das schwarze Segel. — Das Cap de Garde. — Der Golf von Bone. — Der Löwenfels. . . . 245

Seite

Drittes Capitel. Bone und Hippo regius. Die drei Häfen von Bone. — Römerstraße. — Hippo. — Die Massylier und Massäsylier. — Die Industrie Hippo's. — Die Citrustische. —Augustinus. — Donatisten und Katholiken. — Ruinen von Hippo. — Zwei neue Reisegefährten. 258

Viertes Capitel. Das Thal der Seybuse. Ritt von Bone nach Guelma. — Colonistendörfer. — Neschmajah. — Der marchand de vin. — Ein verkannter Held. — Der wahre Eroberer von Sebastopol. — Ascurus. — Aussicht vom Dschebel Fedschudsch. — Wildromantische Gegend. — Auskunft in Guelma. 267

Fünftes Capitel. Das antike Calama. — Ein fauler Araber. — Das Theater von Calama. — Das summum logeum. — Römische Inschrift, welche die Gründerin des Theaters nennt. — Die byzantinische Citadelle. — Inschrift zu Ehren des Patricius Salomo. — Das Ras el Akbah. — Die Ruinen von Announah. — Tibilis. — Die Aquae tibilitanae. — Sage über die „Bäder der Verdammten." 274

Sechstes Capitel. Suk-Harras. Colonistendorf Petit. — Nachtlager beim Stamme der Nador. — Steppenartige Gegend. — Ankunft in Suk-Harras. — Umgebung. — Tagaste. — Augustinus und Alypius. — Mein jüdischer Wirth. — Seine vermeintliche Beraubung durch Tunifer. 284

Siebentes Capitel. Tiffesch. — Reise von Suk-Harras nach Tiffesch. — Madauri Municipium. — Tiffesch. — Tipasa Numidiae. — Bekanntschaft mit arabischen Vagabunden. — Deutliche Anzeigen räuberischer Absichten. — Mein Reisegefährte holt zwei Spahis zur Bedeckung herbei. — Abreise von Tiffesch. — Der Uëd Miskiana. — Zusammentreffen mit den Räubern. — Flucht der Spahis. — Wir werden beraubt. — Großmuth der Spitzbuben. — Kasr el Bu. — Der ungläubige Scheikh. — Tebessa. — Fruchtlosigkeit jeder Verfolgung der Räuber. . . 294

Achtes Capitel. Tebessa. Das antike Theveste. — Römischer Ursprung seiner Bewohner. — Wohnung bei einem „épicier". — Ein einbalsamirter Altrömer. — Römische Gebäude. — Die Citadelle des Patricius Salomon. — Basilika. — Kirchengeschichtliches. — Der archäologische épicier und seine „Venus". 306

Drittes Buch.

Provinz Oran.

(Fortsetzung)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Viertes Capitel.

Arseu und die Colonien östlich von Oran.

Alt-Arseu. — Ruinen von Arsenaria. — Phönicische Inschriften. — Arseu. — Portus deorum. — Ein anderes Dorf preußischer Colonisten. — Die für barbarisch geltenden „Prussiens.“ — St. Cloud. — Ein Ritter des Kochlöffels. — Anblick von Oran. — Festungsmasse.

Von La Makta brachte uns der holperige Rumpelkasten, Omnibus genannt, nach dem Colonistendorfe St. Leu, eine halbe deutsche Meile südlich vom Meeresufer auf einer leichten Anhöhe gelegen. Der 500 Schritte davon entfernte, von Eingeborenen bewohnte Ort, welchen die Araber Bethujah und die Franzosen Alt-Arseu nennen, ist unzweifelhaft an der Stelle einer einst bedeutenden Stadt des Alterthums erbaut worden. Wenigstens reden die antiken Reste, deren man beinahe täglich hier auffindet, von der Wichtigkeit der einst hier gelegenen Römerstadt. Die meisten Kundigen des Alterthums scheinen darin übereinzustimmen, an dieser Stelle das römische Municipium Arsenaria oder Arsinna, welches Plinius, der es Arsenaria Latinorum*)

*) Plinius Secundus, historia naturalis. Lib. V.

nennt, als 3000 Schritte vom Meere entfernt angiebt, zu suchen. Ein einziger, verdienter moderner Archäologe, der Franzose mit irischem Namen, O. Mac Carthy, ist anderer Meinung. Er sucht, gestützt auf das Itinerarium des Antonin, dessen Entfernungsangaben freilich für das Land westlich von Julia Cäsarea oft ungenau sind, das alte Arsenaria östlich vom Scheliff, an der Stelle, wo sich jetzt ein kleiner Marabut, Sidi-Bu-Râs, unweit des Cap Magruah erhebt; und behauptet dagegen, Arseu nehme die Stelle von Portus magnus ein. Letzterer Meinung ist auch Leon Rénier. Damit ist aber nun ein Name für den Hafen bei Neu-Arseu gefunden. Für das 3000 Schritt vom Meere abgelegene Alt-Arseu haben diese Herren nicht die geringste Erklärung gegeben.

Der Name Arsenaria ist zweifelsohne phönicischen Ursprungs; Arsin soll in der Sprache Karthagos einen harzgebenden Baum bezeichnet haben. In der That findet man in dieser Küstengegend besonders zahlreiche harzgebende Pinien, welche vielleicht die Arsinbäume der Phönicier und Karthager waren.

Viele vorrömische Reste, welche man im alten Arseu fand, haben deutlich dargethan, daß eine hier befindliche Niederlassung noch vor den Römern zur Zeit des phönicischen, ja vielleicht schon des libyschen Alterthums bestand. Unter Anderem fand man in Alt-Arseu ein wahrscheinlich berberisches Götzenbild, welches eine entfernte Aehnlichkeit mit dem ägyptischen Jupiter Ammon oder Ammon-Ra zeigte. Das Haupt hat die jenem Gotte eigenen Widderhörner, woraus man geschlossen hat, es könne wohl den libyschen Gott Gursil, jenen Sohn Ammons, vorstellen, als dessen Sprößling sich der numidische König Jarbas gerühmt

haben soll. Dem Gursil werden nämlich dieselben Attribute, wie dem Ammon selbst, gegeben. Er erfreute sich in Numidien und Mauritanien großer Verehrung. Corripus sagt in seiner Johannis II. 109:

Jerna ferox his ductor est Gurzilque sacerdos, und VII. 300: Hi mactant Gurzil, illi tibi corniger Ammon!

Im Museum von Alt-Arseu bei St. Leu, sowie in dem von Algier, befinden sich auch mehrere hier aufgefundene phönicische Grabinschriften, sowie eine Menge Basreliefs gleichen Ursprungs, welche alle so ziemlich Dasselbe, nämlich eine Figur mit gen Himmel erhobenen Händen, darstellen. Bekanntlich übersetzt man das Phönicische mit Hülfe des Hebräischen. Es giebt in Afrika zwei Arten von phönicischen Inschriften: solche, welche mit den phönicischen Schriftzeichen, und solche, welche mit den numidischen geschrieben sind. Von den letzteren hatte man lange geglaubt, daß sie in einer anderen (berberischen) Sprache abgefaßt seien. Jetzt sind die Hebräologen aber so ziemlich darüber einig, daß die numidischen Inschriften nichts sind, als mit andern Schriftzeichen geschriebene phönicische Inschriften, welche man also ebenfalls vermittelst des Hebräischen übersetzen kann, natürlich nachdem man ihre Schrift erst in hebräische Schrift übertragen hat. Die phönicischen Schriftzeichen haben nicht das Steife der hebräischen Quadratschrift; aber in vielen Buchstaben kann man den hebräischen Typus deutlich wiedererkennen. Abweichend von diesem Typus ist der numidische, der mir ungleich schwerfälliger und plumper, als der phönicische, erschien. Außer phönicischen und numidischen Inschriften hat man in Afrika noch eine Anzahl anderer, mit völlig verschiedenen Buchstaben verfaßte, gefunden.

Man nennt diese Inschriften libysche. Sie sind nicht nur mit andern Schriftzeichen, als die phönicischen und numidischen, sondern auch in einer andern Sprache, als diese, abgefaßt. Ihr Idiom wird für die Mutter des heutigen Kabylischen gehalten und hat mit dem Hebräischen nicht den geringsten Zusammenhang.

Ich benutzte den kurzen Augenblick, während dessen der Wagen anhielt, um die Reste eines Amphitheaters, eines Theaters und eines Tempels, welchen man, einer hier aufgefundenen Inschrift zufolge, Tempel des Neptun genannt hat, in Augenschein zu nehmen. Die Fundamente dieser Gebäude, welche von der einstigen Bedeutung Arsenaria's zeugten, waren noch deutlich zu erkennen, und hie und da erhoben sich noch Mauern römischer Backsteine über den Erdboden.

In Alt-Arseu befand sich auch ein Museum in einem Hause römischen Ursprungs, welches nur einer höchst oberflächlichen Restauration bedurft hatte, um es zu seinem heutigen Zwecke tauglich zu machen. Ich sah dort mehrere Basreliefs auf Sarkophagen, welche fast alle die Figur eines Mannes, welcher eine Krone in der Hand hält, darstellten. Auch einige Gegenstände erotischer Natur bemerkte ich, wie die Abbildungen verschiedener Phallus', welche in der Art, wie in Pompeji, über den Hausthüren angebracht gewesen zu sein schienen. Es wäre jedoch ein großer Irrthum, wenn man diesen Gegenständen eine obscöne Bedeutung beilegen wollte. Dieselben waren bei den Alten nichts Anderes, als eine Art Talisman, bestimmt, das Haus, auf dem sie angebracht waren, vor dem „bösen Blick" zu beschützen.

Arsenaria wird vom Itinerarium Antonini als nur 18 Milliarien von Cartennae entfernt angegeben. Die Entfernung zwischen Alt-Arseu und Tenes, welches man für das alte Cartennae hält, beträgt aber circa 125 Kilometer oder etwa 83 Milliarien: ein Unterschied von 65 Milliarien. Dieß ist allerdings ein großer Mißstand. Dieser Mißstand würde nur um Weniges gemildert werden, selbst wenn man Arsenaria mit Mac Carthy nach Sidi Bu Ras, östlich vom Scheliff, verlegen wollte, denn dann blieben immer noch circa 80 Kilometer oder 58 Milliarien zu viel. Es bleibt wohl nichts übrig, als anzunehmen, daß das Itinerar hier eine falsche Entfernungsangabe gebracht hat.

In westlicher Richtung stellen sich jedoch die Entfernungsangaben des Itinerars zutreffender heraus. Dieses nimmt nämlich von Arsenaria nach Siga (Mündung der Tafna) 216 Milliarien an. Die Entfernung zwischen Alt-Arseu und der Tafna beträgt nun, wenn man allen Krümmungen des Ufers folgt, wenigstens an 300 Kilometer, was nahezu 215 Milliarien ausmacht. So wäre also doch Alt-Arseu für Arsenaria zu halten, selbst nach dem Itinerar.

Eine auffallende Bestätigung erhält jedoch die Meinung, daß Alt-Arseu wirklich Arsenaria sei, durch Ptolemäos. Dieser giebt nämlich die östliche Entfernung zwischen Siga und Arsenaria 1^{o} 50′ und zwischen Arsenaria und Cartennae 40′ an. Beides entspricht so ziemlich der wirklichen geographischen Länge nach modernen Karten der drei Punkte: Tafna, Alt-Arseu und Tenes.

Arsenaria war unter dem Namen Arsinnaritanus Episcopatus im fünften Jahrhundert ein Bisthum. Sein Bischof

Philo erschien 484 auf dem von Hunerich berufenen Concil in Karthago.

Von Alt-Arseu nach dem heutigen Arseu, welches am Meere gelegen und eine imposante, weite und doch zugleich sehr geschützte Rhede besitzt, beträgt die Entfernung etwas über eine deutsche Meile. Halbwegs kamen wir durch das kleine Colonistendorf Damesme, 1851 gegründet, dessen Bewohner zur Scandalisirung jedes gläubigen Moslems sich der Schweinezucht widmen. Das neue Arseu nimmt wahrscheinlich die Stelle des Portus Deorum (*Θεῶν λίμην*) des Strabo und Ptolemäos ein. Eine Römerstraße, Via Victoria, führte von hier nach dem heutigen Maskarah. Der berühmte Archäologe Leon Rénier will jedoch in Arseu den Portus magnus erkennen, welcher von der Mehrzahl der Alterthumsforscher nach Mers-el-Kebir bei Oran verlegt wird.

Arseu wurde erst im Jahre 1846 von Franzosen bewohnt, und besitzt jetzt eine Einwohnerzahl von 1000 Europäern, von welchen die Hälfte Spanier sind. Ueberhaupt bilden letztere einen bedeutenden Theil der europäischen Bevölkerung der Provinz Oran. Vor der französischen Besitznahme war Arseu ein elendes Dorf. Sein Kadi, Namens Bethuna, der einstige Lehrer Abd-el-Kaders, unterwarf sich 1831 willig den Franzosen, sollte aber dafür von seinem berühmten Zögling schwer bestraft werden. Gefangen und nach Abd-el-Kaders Hauptstadt, Maskarah, abgeführt, wurde dieser ehrwürdige Greis auf Befehl seines einstigen Schülers erdrosselt.

Der Handel des einstigen Portus Deorum hat sich unter der Franzosenherrschaft nicht wieder aufschwingen können. Seine beiden Nachbarstädte Oran und Mostaganem machen Arseu zu

ernsthafte Concurrenz, als daß es den Blüthezustand, welchen ihm sein guter Hafen verspricht, bis jetzt erreichen konnte.

In Arseu befand sich unter andern europäischen Häusern auch ein sogenanntes „Hôtel de la régence", welches nach europäischen Begriffen freilich das non plus ultra von Erbärmlichkeit ist, und in dem es mein Schicksal war, zu übernachten. Aber ich war durch arabische Zeltesnächte gegen die kleinen Leiden der Civilisation abgestumpft.

Am andern Morgen erreichte der Omnibus nach einstündiger Fahrt Ste. Leonie, ein Dorf ebenfalls von preußischen Colonisten gegründet. Auch diesen unglücklichen Menschen ging es, wie denen von Stidia, anfangs über alle Maßen schlecht; aber auch sie sicherten sich durch ihren Fleiß und ihre echt germanische Ausdauer ihre heutige bessere Lage. Trotz der geachteten Stellung, welche sich diese deutschen Colonisten allmälig zu verschaffen wußten, so haben sie doch noch nicht vermocht, alle Vorurtheile, welche die Franzosen gegen Fremde im Allgemeinen und gegen Deutsche, „bêtes allemandes, têtes carrées," wie sie dieselben nennen, ins Besondere hegen, wenigstens ihnen gegenüber zu zerstreuen. Ein Berichterstatter an das jetzt begrabene Ministerium der Algerie sprach noch vor wenigen Jahren seine officielle Verwunderung darüber aus, daß die Zahl der Verbrechen in den preußischen Colonien verhältnißmäßig gering sei:

„Es ist auffallend," lautete die officielle Ansicht dieses Phönix von einem französischen Bureaukraten, „daß in Stidia und St. Léonie verhältnißmäßig wenig Bestrafungen für Verbrechen oder Vergehen nothwendig wurden. Die Bewohner

dieſer Dörfer, obgleich faſt alle Preußen, „quoique presque tous Prussiens," ſcheinen ein moraliſches und geſittetes Volk zu ſein." Das „quoique presque tous Prussiens" bezieht ſich natürlich auf den Zuſtand von halber Barbarei und mittelalterlicher Verfinſterung, in welchem in den Augen der „civiliſirteſten Nation der Erde" alle andern Völker, beſonders aber „les Allemands" und folglich auch „les Prussiens" verſunken ſind. Aehnliches, nur noch etwas dicker aufgetragen, ſprach vor Kurzem ein franzöſiſcher Advocat aus, der auf den Aſſiſen von Algier einen deutſchen Verbrecher zu vertheidigen hatte.

„Dieſer Mann," ſo lautete die beredte Apologie, „iſt wirklich kaum zurechnungsfähig. Erzogen in einer Stadt des Nordens, Mannheim genannt, „dans un pays du Nord nommé Mannheim," ſah er von Jugend auf nur die gehäſſigen Beiſpiele ſeiner in Barbarei verſunkenen Landsleute vor ſich" — und ſo weiter.

Viele Franzoſen ſcheinen wirklich uns Deutſche, was Civiliſation betrifft, noch in die Zeit unſeres Stammesgenoſſen Geiſerich zurückzuverſetzen.

Von St. Léonie aus durchfuhr der Omnibus nun eine fruchtbare, zum Theil angebaute, viel belebte Landſchaft, welche mit Coloniſtendörfern förmlich beſäet war. Die Umgegend Orans erfreut ſich überhaupt eines beſſeren Gelingens der Coloniſation, als irgend eine andere Landesſtrecke Afrikas. Möchte nicht ein wenig hierzu der Umſtand beitragen, daß außer den Repräſentanten der „civiliſirteſten Nation der Erde" auch eine Menge zu Coloniſten vielleicht beſſer geeignete Leute anderer

Nationen, wie Andalusier, Schweizer, Elsässer und selbst die barbarischen „Prussiens“ sich hier angesiedelt haben?

Miffesuhr, eine Colonie vom Jahre 1848, bot sich zuerst unseren Blicken dar. Dann erreichten wir das ungleich bedeutendere Dorf Saint-Cloud, im Jahre 1846 durch Ministerialdecret gegründet. Saint-Cloud erfreut sich einer Bevölkerung von 7—800 Seelen, worunter viele Ausländer, welche wohl am meisten zu seinem Auffchwunge beigetragen haben. Das Dorf ist regelmäßig und ziemlich zweckmäßig gebaut; alle Häuser sind nach einem und demselben Plane aufgeführt, einstöckig und mit kleinen Gärtchen versehen. Dieser kleine Ort ist sogar mit einem Theater beglückt, auf welchem zuweilen irgend eine entsetzlich schlechte Sängerin aus dem „Café chantant“ von Oran als „Prima donna“ auftritt, und die gutmüthigen Colonisten durch grelle Nasentöne in Erstaunen setzt.

In diesem Dorfe nahm der Omnibus, welcher bisher nur stille anspruchslose Geschöpfe beherbergt hatte, einen neuen Mitreisenden in der Person eines elegant gekleideten jungen Mannes auf, welcher meine drei bisherigen Wagennachbarn, zwei katholische Pfarrer und eine Hebamme, durch seinen sprudelnden Witz zu ergötzen anfing. Diese Persönlichkeit gab sich bald als ein verabschiedeter Koch aus dem Hôtel in St. Cloud zu erkennen, — ein unbegriffenes Genie, dessen die Welt nicht würdig war! Er war Normand und ich glaube auch ein wenig Gascon, zwei Eigenschaften, von Provinznamen abgeleitet, welche bei den Franzosen mit Renommist, Lügner, Münchhausen identisch sind. Dieser Ritter des Kochlöffels hatte wenigstens die unterhaltende

Eigenschaft, daß er fast alle Einwohner der zahlreichen Colonistendörfer kannte, durch welche wir jetzt kamen, und über dieselben Geschichten zu erzählen wußte.

Obgleich dieser junge Stutzer, wie fast alle französischen Köche, von einem gewissen oberflächlichen Firniß der Verfeinerung angestreift war, so bildete er doch im Grunde genommen, einen Typus jener ungebildeten rohen Klasse von Franzosen, wie sie hier in Algerien leider vorherrscht. Was diese Klasse unter Anderem bezeichnet, ist ihr untolerantes, unkosmopolitisches Verachten aller Eingebornen. Seien diese nun Mauren, Beduinen, Araber, Kabylen, Mozabiten, Biskrihs, diesen Leuten gelten sie nur immer für „ces cochons de Bédouins“, diese „Schweine von Beduinen.“ Das habe ich überhaupt in Algerien immer beobachtet: Je ungebildeter die Franzosen sind, desto fanatischer hassen sie die Araber. Dieser Koch hatte einen wahrhaft lächerlichen Abscheu vor den Jüngern Mohameds. Er behauptete, einen besondern Grund zu haben, die Araber zu hassen. Einer derselben hatte ihm nämlich einen Streich gespielt, den er nicht vergessen konnte, bei dem aber das Unrecht eigentlich auf seiner, des Koches, Seite war. Er erzählte uns dieß vermeintliche Unrecht des Beduinen. Der Kochkünstler hatte nämlich für gut gefunden, eine Wette einzugehen, er würde einen Araber durch List oder Bestechung zum Essen von Schweinefleisch, welches bekanntlich durch den Koran streng untersagt ist, bringen. Um den Wettpreis zu gewinnen, lud er einen Bewohner eines benachbarten Stammes ins Hôtel nach St. Cloud ein. Dort setzte er ihm unter andern Gerichten auch ein Huhn als Fricassee vor, welches jedoch nur ein falsches Huhn war, und in Wirklichkeit aus

Hühnerknochen, die kunstvoll mit Schweinefleisch überkleidet waren, bestand. Den Betrug, so dachte er, würde der Araber nicht merken, und ein Huhn dürfe er ja essen. Aber in diesem letztern Punkt hatte er sich verrechnet. Die Araber dürfen zwar Hühner essen, aber keine solchen, die von Christen geschlachtet worden sind. So aß also der Araber die ganze Mahlzeit, nur nicht das Huhn. Der Koch war angeführt und wurde gehörig von Denen ausgelacht, mit welchen er gewettet hatte. Er hielt sich aber nicht für geschlagen und lud den Araber noch einmal nach St. Cloud ein. Dießmal gab er ihm den verbotenen Braten ganz ungeheuchelt, legte aber einen Fünffrankenthaler unter den Teller, und versprach ihm, wenn er das Schweinefleisch in Gegenwart der Wettenden esse, den Thaler als Lohn. Der schlaue Beduine mochte so etwas erwartet haben und hatte sich zu dem Ende mit einem Stück Kalbfleisch versehen, das er in seiner Capuze versteckt trug. Dieß verstand der in Taschenspielerkünsten, wie es schien, nicht ungeübte Araber, dem Schweinefleisch auf seinem Teller zu substituiren, ohne daß es Jemand der Wettenden merkte, und dann das letztere in seiner Capuze zu verbergen. Er aß nun langsam und ruhig sein Kalbfleisch, welches die Wettenden für Schweinefleisch hielten. Der Koch glaubte schon die Wette gewonnen zu haben. Der Beduine steckte nach verzehrter Mahlzeit sein Geld ein und ging fort. Aber dieser orthodoxe Muselmann wollte wohl das Geld einstecken, aber er wollte nicht, daß man ihm nachsagen könne, er habe Schweinefleisch gegessen. Deßhalb, als er auf der Straße war, rief er plötzlich dem Koch und den andern Wettenden zu, sie sollten an's Fenster kommen. Als sie seinem Rufe gefolgt waren, nahm

er das Stück Schweinefleisch aus seiner Capuze heraus, warf es den am Fenster Stehenden vor die Nase und rief:

„Ihr habt mich neulich mit einem falschen Huhn, welches Schweinefleisch war, betrügen wollen, aber es ist Euch nicht gelungen. Jetzt habe ich Euch mit falschem Schweinefleisch, welches Kalbfleisch war, angeführt und Euer Geld eingesteckt. Da nehmet Euren unheiligen Braten wieder zurück, der so unrein ist, als Eure Seelen und so ekelhaft als Eure Körper!"

Kaum hatte der Beduine diese Worte gesprochen, so lief er eilig von dannen, und der Koch hat ihn seitdem nicht wieder gesehen. Der Speisekünstler war abermals angeführt und wurde noch ärger ausgelacht als das erste Mal, aber es war ihm Recht geschehen. Man muß in der That ein roher Mensch sein, um an solchen Spielen mit geheiligten Vorschriften, wie obige Wette war, einen Gefallen zu finden. Das war das große Unrecht, welches dieser Sohn der „grande nation" den Arabern nachtrug und weßhalb er sie haßte.

Das Dorf Kleber, welches unser Omnibus nun durchwackelte, erschien als eine in besonders passender Gegend gegründete Colonie, indem die von der Regierung hieher gelockten Bewohner weit und breit keinen Brunnen zu finden vermochten, weßhalb die Ansiedelung bald den Namen „Colonie de la soif" bekommen hatte. Unser Mitreisender, der Koch, berichtete, daß die Bewohner von Kleber, welche meist Pariser, man kann sich denken von welchem Schlage, wären, den Wassermangel als Entschuldigung gelten ließen, um ihren Absinth (überall in Afrika Absinth!) pur zu trinken, wodurch sie von den umwohnen-

den Arabern, auf welche die Berührung mit den Colonisten immer nachtheilig einwirkt, nach Kräften nachgeahmt würden.

Bald begrüßte uns Arcole, ein anderes kleines Colonistendorf, schon bedeutend näher gen Oran zu gelegen, welches die letzte Schöpfung des Julikönigthums in Afrika war. Es wurde nämlich zu Anfang Februar des Jahres 1848 durch Ministerialdecret gegründet, in demselben Monat, in welchem König und Ministerium ihren Sturz erleben sollten. Auch seine Bewohner leiden großen Wassermangel.

Fleurus, zu gleicher Zeit wie Arcole gegründet, besitzt jetzt eine Einwohnerzahl von 300 Seelen, und ist von drei anderen kleineren Colonistendörfern, Namens Assi Ben Okba, Assi Amer und Assi Bu Nif umgeben, welche alle demselben Revolutionsjahre ihre Entstehung verdanken. Man sieht, Frankreich muß in jenem Jahre ganz besonders europamüde gewesen sein.

Die fruchtbare Ebene, durch welche unser Weg führte, wurde in der Richtung gegen das Meer hin von dem Dschebel Sbah, oder Löwenberge unterbrochen. Dieser Berg ist der einzige erhöhte Punkt des Ufers, welcher in der langen Küstenebene zwischen dem Cap Ferrat und Oran die Blicke der Seefahrer fesselt. Der Löwenberg ermuthigt die Phantasie des Reisenden dazu, in seinen stolzen charakteristischen Formen ein Riesenabbild des mächtigen Thieres zu erkennen, welchem er seine Benennung verdankt. In der That haben ihm die Araber seinen Namen „Dschebel Sbah" deßhalb gegeben, weil sein Umriß einen liegenden Löwen darstellen soll. Die Spanier nannten ihn: „Berg des heiligen Augustin"; Vielleicht wollten diese orthodoxen Katholiken dadurch andeuten, daß der einstige

Bischof von Hippo regius unter den Heiligen das sei, was der Löwe unter den Thieren.

Jetzt öffnete sich vor unseren Blicken das herrliche See-panorama, in welchem Oran, die zweitgrößte der Algerie, den hervorragendsten Punkt bildete. Oran gewährt aus der Ferne schon durch die Seltsamkeit seiner Lage einen eigenthümlichen, überraschenden Anblick. Am meisten wird jedoch der Reisende durch etwas in Erstaunen gesetzt, was man in Afrika kaum vermuthen sollte, nämlich: durch die Masse von veralteten europäischen Befestigungswerken, welche die frühere spanische Stadt von allen Seiten umlagern und überragen; es ist, als wollte diese steinerne Wucht die im Vergleich zu ihr klein erscheinende Stadt mit ihrer gigantischen Masse erdrücken, oder die abschüssigen Felswände hinab in das unergründliche Meer drängen. Keine Stadt Afrika's trägt von Außen ein solch mittelalterliches Gepräge, als diese riesigen Befestigungswerke der Castilianer, dieser einstigen Eroberung des Ximenes noch jetzt zu verleihen im Stande sind.

Ein leichtes rosiges Wölkchen zitterte am Abendhimmel, als der uns tragende Wagen eben den kurz vor der Stadt gelegenen niederen Hügel hinanklomm, und sich die altersgraue Steinmasse Orans auf dem dunkelblauen Hintergrunde des Mittelmeeres nun in nächster Nähe vor unseren Blicken abzeichnete. Luftig und vergoldend schwebte das himmlische Wölkchen dahin und sah aus, als wollte es in seinem heitern ätherischen Sinne jene Werke der Menschen verspotten, welche in dumpfer Schwerfälligkeit mit ihrer trägen, plumpen Masse tief unter ihm dalagen.

Fünftes Capitel.

Oran.

Eroberung Orans durch die Spanier. — Cardinal Ximenes. — Seine Intoleranz. — Grausamkeit der Spanier. — Wiedereinnahme Orans durch die Muselmänner. — Die Juden Orans. — Ihr Reichthum und Wichtigthun. — Die drei Städte. — Die schöne Allee der Phytolacca dioica. — Orans antiker Name. — Mers-el-Kebir. — Portus magnus.

Oran, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, könnte, was den Charakter ihrer Bauten betrifft, sich ebensogut in Europa befinden und man würde kaum etwas Fremdartiges an ihr bemerken. Keine Stadt der ganzen Algerie hat so sehr den arabischen Stempel verloren. Freilich kann man entgegnen, daß Oran wohl nie vollkommen diesen Stempel besessen hat. War es doch noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Spanier gewesen. Somit hatte es nicht viel mehr als dreißig Jahre unter der Obhut der Dey's von Algier gestanden.

Noch erinnern die zahlreichen mittelalterlichen Festungsreste und das alte spanische Castell lebhaft an die Zeiten jenes austeren Franziscanermönches, des Cardinals Ximenes, welcher Oran im Jahre 1509 zum erstenmal der Krone Castiliens einverleibte, nachdem vier Jahre vorher auf seinen Befehl Mers-el-Kebir, Orans Hafen, durch Don Raymundo de Cordoba erobert und besetzt worden war. Trotz der Vorstellungen, welche man ihm im Ministerrathe zu Madrid gemacht und trotzdem, daß beinahe ganz Spanien das zu Felde Ziehen dieses hinfälligen Mönches im Cardinalpurpur lächerlich fand, hatte den-

noch der bereits hochbetagte Minister es sich nicht nehmen lassen, persönlich die Expedition gegen Oran zu befehligen. Zu dem Zwecke war er in dem nahen Mers-el-Kebir angelangt. Von dort aus leitete dieser Priester die Vorbereitungen zur Belagerung und Erstürmung Orans. Ja! als der zum entscheidenden Angriff bestimmte Morgen gekommen war, stellte er sich selbst, blos mit einem großen eisernen Crucifix, jener Waffe, welche „stärker sei, als alle irdischen Waffen", bewehrt, an die Spitze der Truppen und wollte so die Bestürmung anführen. Aber die spanischen Offiziere fanden die Anwesenheit des Cardinals und seiner Schaar von Mönchen vor der Front der Truppen eher störend als fördernd. Nur mit Mühe gelang es dem Grafen Navarro, den plötzlich kriegerisch gewordenen Greis zu überreden, sich einstweilen ruhig in Mers-el-Kebir mit dem Absingen von Hymnen zu beschäftigen, bis er, der Feldherr, die Einnahme Orans bewerkstelligt haben würde. Die Stadt ergab sich fast ohne Widerstand. Ihr schneller Fall wird nur durch Verrath erklärbar. Denn Cardinal Ximenes, trotz seinem Vertrauen in „die beste Waffe", hatte doch die diplomatischere Hülfe der Bestechung auch nicht verschmäht und mit Geld einen jüdischen Bewohner der Stadt gewonnen, welcher den Spaniern ein wichtiges Felsenfort, das den Eingang Orans beherrschte, auszuliefern versprach und auch Wort hielt. Nach diesem Sohne Israëls nennen noch heute die Araber jene Befestigung, welche bei den Franzosen „Fort de la Mona" heißt, das „Bordsch el Jhudi" oder Fort des Juden.

Der arabische Comandant der Kaßbah (Citadelle) von Oran wollte sich nur dem Cardinal in Person ergeben, und eilig schickte deßhalb Navarro eine Galeere nach Mers-el-Kebir,

um diesen abzuholen. Der große „Alfaqui der Christen", wie die Araber Ximenes nannten, erschien; und nachdem er von Stadt und Festung Besitz genommen hatte, wußte er nichts Eiligeres zu thun, als zu Handlungen religiöser Intoleranz zu schreiten, die zwei Hauptmoscheen Drans in Kirchen umzuwandeln, zwei Klöster für die Bekehrung der Muselmänner zu stiften und einen Inquisitor zur Verfolgung der Juden und Ketzer einzusetzen. Die orthodoxen Spanier, diese guten, zwischen Auto da fé's großgezogenen Christen, ließen es sich nicht nehmen, Dran nach Herzenslust zu plündern und bei derselben Gelegenheit einige tausend Mauren abzuschlachten.

Trotz der Grausamkeit der Spanier und der Intoleranz des ultrakatholischen Ministers, gelang es doch den ersten spanischen Gouverneuren der neu eroberten Stadt, durch geschickte Verhandlungen und gute Verwaltung sich einige eingeborne Stämme wohlgeneigt zu machen. Sie schloffen Bündnisse mit den Mauren der Umgegend, den sogenannten „moros de la paz", „Mauren des Friedens", welche auch immer die Freunde der Spanier blieben, bis sie zuletzt von den Türken gezwungen wurden, ihre Wohnsitze nach dem tiefen Innern zu verlegen. Ja, die spanischen Statthalter verstanden es sogar, die Herrscher von Tlemsen zu bewegen, die Oberhoheit Castiliens anzuerkennen.

Aber bald verdrängte die wachsende Macht der Türken von Algier den spanischen Einfluß im Maghreb. Schwächer und immer schwächer, konnte die castilianische Herrschaft sich zuletzt nur noch mit Mühe in Oran behaupten. Dennoch dauerte die erste Occupation Oran's durch die Spanier zwei Jahrhunderte. Aus dieser

Zeit stammen alle jene riesigen, noch vorhandenen Befestigungswerke, für welche Spanien ungeheure Summen ausgegeben hat. Man hat berechnet, daß diese Befestigungen, wenn man sie heut' zu Tage aufzubauen hätte, nicht weniger als die Summe von vierzig Millionen Franken kosten würden

Oran hatte übrigens eine kurze Glanzperiode zu Anfang der ersten spanischen Occupation. Wir lesen, daß in jener Zeit viele müßige Großen aus Spanien und Süditalien sich dort im Winter Rendezvous zu geben pflegten. Luxus, Reichthum und Vergnügen herrschten damals in Oran. Deßhalb nannten es auch die Spanier „la corte chica", den Hof im Kleinen.

Im Jahre 1708, als zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges das Mutterland der Anarchie preisgegeben war, wurde Oran von den Muselmännern wieder zurückerobert, um 1732 zum zweiten Male und zwar durch den Grafen von Montemar der Krone Castiliens einverleibt zu werden. Im Jahre 1790 zerstörte ein Erdbeben beinahe ganz Oran. Nur die außerordentlich massiven Befestigungswerke blieben stehen. Der schwachen Regierung des gutmüthigen, aber einfältigen Karl des Vierten und seines unfähigen Günstlings, des Friedensfürsten, war es vorbehalten, dieses afrikanische Calais zum letztenmale und zwar unwiederbringlich, im Jahre 1794, zu verlieren.

Alle Spanier wanderten freiwillig aus, als die Muselmänner damals von Oran Besitz nahmen. Ein Einziger, ein spanischer Uhrmacher, wollte die Stadt seiner Geburt nicht verlassen. Die Mauren behandelten ihn gut und als im Jahre 1830 die Franzosen von Oran Besitz nahmen, fanden sie ihn noch lebend und guter Dinge. Dieser Spanier war zur Zeit

der letzten Dey's von Algier, ja vielleicht während der ganzen dreihundertjährigen Herrschaft der Janitscharen, der einzige Europäer und Christ gewesen, der dieses Land als türkischer Unterthan bewohnte.

Die Araber sind wohl in Oran nie recht heimisch geworden, denn außer der unvermeidlichen Moschee und dem „Bain maure" zeugt nichts mehr von ihrem zweiten, mehr als dreißigjährigen Besitze. Jetzt bilden sie unter den Einwohnern bei weitem die Minderzahl. Vorherrschend besteht die Bevölkerung aus Europäern und einheimischen Juden. Der Handel ist fast ausschließlich in den Händen der Letzteren. Die Juden Oran's stammen zum großen Theil aus Marokko von den dort ansässigen altspanischen Juden ab, deren Vorfahren unter Philipp dem Zweiten aus Spanien vertrieben wurden, welche aber spanische Sprache und Traditionen bewahrt haben. Die Ungewißheit des Besitzstandes unter der marokkanischen Herrschaft hat Viele hierher geführt. Unter den Israëliten Orans sieht man zuweilen sehr schön gebaute Gestalten mit regelmäßigen Zügen, was mir um so mehr auffiel, da die marokkanischen Juden, von denen sie oft nur eine Generation trennt, durchweg von abschreckender Häßlichkeit sind. Die Jüdinnen Oran's sind, wie die Marokko's, mitunter von bezaubernder Schönheit, während die Algier's meist häßlich sind. Da der Reichthum der hiesigen Israëliten noch größer ist, als der ihrer Religionsgenossen in Algier, und sie außerdem nicht die beschimpfenden Bemerkungen der hier ganz fehlenden Mauren zu fürchten haben, so artet die prunksüchtige Costümmanie der Juden hier oft zu allen möglichen Extravaganzen aus. Ich sah Juden in allen Farben des

Regenbogens schillernd, mit den kostbarsten Stoffen behangen, einen Luxus zur Schau tragen, wie man ihn bei uns in Deutschland „orientalisch" zu nennen pflegt, welcher aber im Orient, diesem Vaterland der Abgerissenheit, Zerfetztheit; Zerlumptheit und des Schmutzes, sonst durchaus nicht gang und gebe ist. Freund Schmuhl, wenn auch bei ihm der Erwerbstrieb vorherrscht, so besitzt er doch zugleich eine ganz beträchtliche Portion Eitelkeit.

Als ein Beweis, wie sehr das Judenthum hier sich zur Geltung zu bringen weiß, diene folgender, in andern Ländern vielleicht beispielloser Vorfall. Vor Kurzem geschah in Oran das Unglaubliche, daß zwei christliche Franzosen, vielleicht um bessere Geschäftsverbindungen mit den oft sehr fanatischen spanisch-marokkanischen Juden anknüpfen zu können, sich mit Jüdinnen vermählten und zugleich zum mosaïschen Cultus übertraten.

Im Umgang sind die Israëliten Oran's nicht eben unangenehm; ja, ich fand sie oft zuvorkommend und gastfreundlich. Nur schienen sie, wie ich persönlich in Erfahrung brachte, eine seltsame Manie zu haben, nämlich die, in so manchem Europäer, mit welchem sie in Berührung traten, einen entweder getauften und folglich abtrünnigen, oder einen echten, aber seinen Ursprung verheimlichenden Juden erkennen zu wollen. Aehnliches erfuhr denn auch ich mehrmals, nachdem ich mit oranischen Juden bekannt geworden war. Einmal verrieth ich zufällig im Gespräch, daß ich, wie anderer orientalischer Sprachen, so auch des Hebräischen nicht ganz unkundig sei, und von dem Moment an galt die Sache für ausgemacht. Alles Ausreden half nichts.

Man sagte mir, in Europa gäbe es viele Israëliten, welche, wenn sie auf Reisen gingen, den Juden gewissermaßen an den Nagel hingen, um den Verspottungen zu entgehen, denen doch Israël leider noch in so vielen Ländern ausgesetzt sei. So Einer müßte ich auch sein; sonst könnte ich kein Hebräisch gelernt haben. In Letzterem hatten sie einen Anschein von Recht; denn bei den Franzosen findet man unter Millionen kaum einen Christen, welcher Hebräisch gelernt hat. Außer der Handvoll Kenner des phönicischen Alterthums, welche es in Frankreich giebt, glaube ich, wird man kaum einen Nicht=Juden finden, welcher Hebräisch zu lesen und zu übersetzen versteht.

In Oran sollte mir auch ein unangenehmes Abenteuer begegnen. Ich wurde daselbst nämlich — bestohlen. Bestohlen nicht auf jene gewöhnliche, durch die Gesetze geheiligte Weise, wie der Tourist täglich durch seinen Wirth, seinen Fremdenführer und fast Jedermann, mit dem er Geldgeschäfte hat, wohl zehnmal bestohlen wird. Nein! ich wurde auf eine handgreifliche, unmaskirte Art bestohlen. Ich wurde ein Opfer der ursprünglichen ersten Species des Diebstahls, von der alle andern nur Abarten sind. Die Procedur meines Diebes war höchst einfach. Ich hatte das maurische Bad besucht und — mea culpa mea maxima culpa! — vergessen, meine Geldbörse und andern Werthsachen, wie dies üblich, dem Aufseher des Bades zu übergeben. Als ich aus dem Badezimmer in den Ankleidesaal zurückkehrte, waren meine Taschen leer, vollkommen ausgekehrt. Meine Uhr, mein Geld, sogar ein Paar vergoldete Hemdknöpfchen, Alles war verschwunden. Ich hatte freilich meinen Verdacht. Derselbe fiel auf keinen der anwesenden Araber, sondern auf

ein Individuum mit höchst verschmitztem Gesicht, welches die Uniform der „grande nation“ trug. Dies Wesen war nämlich nicht mehr da, als ich vom Badesaal zurückkehrte, während alle Araber, die vorher sich daselbst befunden hattten, noch in ihre Bademäntel gehüllt dalagen. Um mir jedoch Sicherheit zu verschaffen, schickte ich schnell einen Diener zum Bureau arabe. Bis dieser zurückkam, ließ ich den Bademeister alle seine Kunden, die zur Zeit meiner Beraubung dagewesen waren, zurückhalten. Nach einer Stunde kam ein Polizist im Auftrage des Bureau und untersuchte alle Anwesenden. Nichts fand sich. Der Dieb war, wie ich es vermuthet hatte, der entwischte französische Soldat. Ich kannte die Nummer seines Regiments und setzte sein Signalement auf. Mit diesem ging ich zum Capitän des Bureau; denn man vermuthete, daß der Soldat sich in's territoire militaire, welches zur Competenz des Bureau gehört, geflüchtet habe. Der Capitän versicherte mich, ich würde mein Geld unfehlbar wiederbekommen. Aber bis jetzt habe ich umsonst einige Jahre darauf gewartet und werde auch wohl mein Lebenlang darauf warten können.

Orans Lage ist eine sehr unregelmäßige. Die Stadt besteht eigentlich aus mehreren abgesonderten kleinen Städten, welche durch eine ziemlich tiefe Schlucht, die der Uëd=er=Rhi durchfließt, von einander getrennt werden. Die ursprüngliche spanische Stadt, heutzutage wieder aufgebaut, bildet ohne Zweifel einen der schönsten Stadttheile. Dort befindet sich das Marinegebäude, das Militärhospital und die Hauptkirche, eine frühere spanische. Der höher gelegene moderne französische Stadttheil enthält die Kaserne und andere öffentliche Gebäude, sowie die

besten Gasthöfe und Kaffeehäuser. Das Quartier der einheimischen Juden und der wenigen Mauren, welche Oran bewohnen, stößt an letzteren Stadttheil. Es ist schmutzig und häßlich, aber seine Hauptstraße ist vielleicht die belebteste der Stadt.

Ein sehr schöner Spaziergang führt von dem oberen Stadttheil rings um den östlichen Hügel und gewährt eine reizende Fernsicht auf das Meer. Diese Promenade besitzt eine Allee, welche erst vor wenigen Jahren angelegt wurde, und doch sind ihre Bäume bereits so hoch, daß sie vortrefflichen Schatten gewähren. Denn kein Baum der gemäßigten Zone hat vielleicht ein so reißendes Wachsthum, als derjenige, dessen Exemplare diese Allee bilden. Es ist dieß die Phytolacca dioica, welche die Spanier ihres dichten Schattens wegen Bellasombra, d. h. die Schönschattige, genannt haben. Ihre großen Blätter, denen des Kirschbaums an Form ähnlich, sind von rosenrothen Adern durchzogen. Ihre Blüthen stehen in langen, dichten Trauben beisammen, welche in ungeheurer Zahl zwischen den Blättern vertheilt sind. Dieser schattige Laubgang bildet eine der schönsten Promenaden in der ganzen Algerie, an welchen sonst überall, selbst in der Hauptstadt Algier, so großer Mangel ist. Von hier aus beherrscht der Blick jenen Theil des Mittelmeeres, welcher, von stolzen Felsen umkrönt, den weiten, herrlichen Hafen von Mers-el-Kebir bildet, dessen Bedeutung schon die Römer hochschätzten, indem sie ihn Portus magnus, den großen Hafen, nannten. Im Westen, auf dem linken Ufer des Uëd-er-Rhi, erblickt man den tausend Fuß hohen Berg Santa Cruz, von dessen Gipfel herab das mittelalterliche Fort gleichen Namens die Stadt beherrscht. Auf demselben Berge, in halber Höhe,

erhebt sich das imposante, ebenfalls altcastilische Fort San Gregorio. Eine Reihe anderer Befestigungen, das Castillo nuevo, das Castillo viejo, die Forts Santo Andrea und Santo Felipe, von denen jedes bedeutend genug wäre, um einer mäßigen Stadt als Citadelle zu dienen, umgeben von allen Seiten die stolze altspanische Festungsstadt. Von diesen Riesenwerken umringt, auf mehreren Felsengruppen ziemlich hoch über dem Meere amphitheatralisch gruppirt, gewährt die Stadt, von der Allee der Phytolaceen aus gesehen, einen höchst imposanten Anblick.

Man sollte nach dieser anscheinenden Großartigkeit kaum glauben, daß Oran eine Bevölkerung von nicht mehr, als 21,000 Seelen, in sich schlösse. Von dieser Bewohnerzahl sind nur 4700 Franzosen, beinahe 8000 Spanier, 1000 von verschiedenen anderen Nationalitäten und etwa 7000 Eingeborne, wovon die Mehrzahl Juden.

Die höhere Vegetation in und um Oran ist, wenn man die genannte Allee abrechnet, durchaus arm; die Hügel und Berge sind fast baumlos, nur in den Schluchten, welche die einzelnen Felsenhügel, auf denen die Stadt liegt, trennen, wuchert es von üppigen Südpflanzen, Cactus, Agaven, Granaten, baumhohen Oleandern und über alle erhebt sich strahlend hie und da eine der im Tell so seltenen Dattelpalmen.

Ueber den antiken Namen von Oran ist man noch im Zweifel. Einige wollten darin die Unica Colonia der Römer erblicken. Andere, wie Pelissier und d'Avezac, behaupten, vielleicht mit mehr Recht, daß Oran die Stelle des Quiza Municipium des Itinerars einnehme. Letztere Ansicht wird durch Ptolemäos, welcher es Viza Colonia nennt, am wahrscheinlich-

sten gemacht. Ptolemäos giebt Viza 1° 20′ östlicher als Siga (Mündung der Tafna) an. Oran liegt freilich nur 40′ östlich von der Mündung der Tafna. Aber die Angaben der Längengrade bei Ptolemäos sind für den Theil von Afrika, welcher heutzutage Algerien ist, sehr zu reduciren. Wenn man auf der Karte nach den Entfernungen derjenigen Städte des Ptolemäos, über deren Lage kein Zweifel mehr herrscht, die Grade abmißt, so wird man im Durchschnitt das Resultat bekommen, daß für zwei Längengrade des Ptolemäos ein wirklicher geographischer Längengrad zu setzen sei. Dies Resultat habe ich nach Vergleichung der Grade des Ptolemäos mit den wirklichen Graden durchschnittlich bekommen. Natürlich gilt dieß nur für Algerien. In andern Ländern wird man aus dem mittlern Ergebniß der Vergleichung der Grade des Alexandriners mit den wirklichen Graden andere Resultate erhalten. Reducirt man aber die Grade des Ptolemäos auf die Hälfte, so liegt Viza an der Stelle von Oran.

Berbrugger will jedoch in Oran eine rein arabische Schöpfung erkennen. Wie dem auch sein mag, jedenfalls darf das alte Quiza nicht ferne von hier gesucht werden. Plinius nennt letzteres „Guiza Xenitana peregrinorum oppidum“ (eine Stadt der Fremden.

Das Quiza des Antonin, das Viza des Ptolemäos, ist ohne Zweifel auch das Guidia der Kirchengeschichte. Zwei Bischöfe von Guidia sind der Vergessenheit entgangen.

Oran fiel schon im Jahre 1830 in die Hände der Franzosen und blieb von jener Epoche an stets ihr Eigenthum. Die Stadt selbst besitzt keinen sichern Landungsplatz. Ihren Hafen bildet das etwa eine deutsche Meile davon entfernte Mers-el-

Kebir. Der Ausflug dorthin ist ein höchst lohnender. Man fährt beständig zwischen dem Meeresstrand und bergeshohen, zackigen, zum Theil von Mauerpflanzen überragten Felsengruppen dahin. Das altspanische „Fort de la Mona" vertheidigt diese Straße. Halbwegs nimmt uns ein Felsenthor auf, ein natürlicher Tunnel, der uns auf der andern Seite das kleine, aber malerisch gelegene Hafenstädtchen Mers-el-Kebir gewahren läßt.

Dieser Hafen Orans birgt gewöhnlich eine verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Anzahl Schiffe. Denn Oran ist unzweifelhaft die zweite Handelsstadt der Algerie.

Schon der englische Archäologe Dr. Shaw hat vor mehr als einem Jahrhundert in Mers-el-Kebir den Portus magnus der Römer erkannt. Der heutige arabische Name bedeutet dasselbe, wie der einstige römische: „der große Hafen." Plinius spricht von einem kleinen römischen Städtchen, welches sich auf der nördlich vom Portus magnus gelegenen Halbinsel befand. Nach Mannert ist der Portus magnus mit dem Sinus Laturus des Mela identisch.

Schon im Mittelalter erwähnt Ebn Haukal die Sicherheit des Hafens von Mers-el-Kebir. Seitdem ist dieses Lob im Ganzen als wohlverdient bestätigt worden. Ein einziger Landwind, von Süden kommend, welchen die Spanier Polverista (den Staubwind) nannten, und der wahrscheinlich der heutige Scirocco ist, soll, wenn er besonders stürmisch auftritt, den Schiffen im Hafen von Mers-el-Kebir gefährlich werden können.

Sechstes Capitel.

Aïn Temuschen, Hadschar Rum.

Reise von Oran nach Tlemsen. — Die Sebkha. — Aïn Temuschen. Timici Colonia. — Aussicht vom Col de Tisih. — Hadschar Rum. — Ad rubras. — Erster Anblick von Tlemsen von der Höhe des Dschebel Bonmeliah. — Das Schlachtfeld des Sikkak. — Tlemsen aus der Nähe gesehen.

Die Reise von Oran nach dem im Mittelalter so blühenden und berühmten Tlemsen kann zwar mittelst der Diligence zurückgelegt werden; dennoch zog ich es vor, die Tour zu Pferde zu machen, da die letztere Art allein dem Reisenden gestattet, die von der Straße abgelegenen interessanten Punkte, welche auf diesem von den Römern betretenen Wege nicht selten sind, in Augenschein zu nehmen. Schon Edrissii sagt in seinen „geographischen Unterhaltungen" (Uebersetzung unter dem Titel: Geographia nubienis. Paris 1719.), daß von Oran, welches er, wie es noch heute auf Arabisch heißt, Wuharan nennt, zwei starke oder drei kleine Tagereisen nach Tlemsen seien. Ganz so sollte ich es finden. Abermals vom Bureau arabe mit einem Reitpferd und gepäcktragenden Maulthier versehen, und von dem unvermeidlichen Spahis begleitet, trat ich anfangs Juni meinen Ritt nach der alten Hauptstadt des Maghreb an. Einige Bettelaraber fehlten gleichfalls nicht als obligate Begleitung. Denn bei jedem gemietheten Thier läuft der Eigenthümer desselben hinterdrein, der sein kostbares Gut, oft eine entsetzliche

Schindmähre, keinen Moment aus den Augen verlieren will. Ein maurischer Kaufmann aus Tlemsen hatte sich uns auch angeschlossen. Dieser, ein ziemlich gebildeter Eingeborner, ritt ein von ihm in Oran gekauftes Maulthier. Ihm liefen ebenfalls einige Bettelaraber hintennach, in welcher Eigenschaft, das war mir jedoch nicht klar.

Die kleine Karawane bewegte sich am ersten Morgen in südwestlicher Richtung von Oran durch ein fruchtbares, ebenes, mit zahlreichen europäischen Colonien besäetes Land. Um 10 Uhr erreichten wir das 1300 Einwohner zählende Colonistendorf Misserghin, am Uëd Bridia unweit der Sebkha, dem Rio Salado der Spanier, gelegen. Diese Sebkha war ein vier deutsche Meilen langer, salzwasserhaltiger See, der sich von Misserghin in östlicher Richtung erstreckte. Er trocknet im Sommer zum großen Theile aus, und schon jetzt, obschon diese Jahreszeit kaum im Beginne war, enthielt er nur mehr sehr wenig Wasser. An den Ufern dieses Salzsees sah ich ganze Schaaren von seltsamen Vögeln, welche ich hier zum ersten Male in Afrika in solcher Menge beisammen antraf. Es waren Zwergtrappen (Otis tetrax). Sie zogen schreiend über das salzige Gefilde dahin. Am Ufer wuchs ein Heer von mattgefärbten Salsolaceen. Ueberhaupt war die Vegetation dieser, wie aller andern Salzseen, die ich später in Algerien sah, durch den Effect der Salzausdünstung in ein einförmiges Grauweiß gekleidet. Die Schilfpflanzen und Binsen fehlten hier gänzlich. In einiger Entfernung vom Seeesufer jedoch wuchsen grünende Büsche von Staticen, mit schönen farbigen Blüthen bedeckt. Die Gegend um den See war eben, mit Ausnahme des weißen, hellleuchtenden Dschebel-

Ramerah, des Monte Santo der Spanier, eines Salzberges, welcher sich südlich von Misserghin erhob.

In dieser Nähe befand sich zu Edrissis Zeiten eine Stadt, welche dieser arabische Geograph Siciliens Kasr Ebn Zenan nennt, und die seitdem spurlos von den Ufern des Salzstroms verschwunden zu sein scheint.

Nicht ganz eine Meile von Misserghin begrüßte uns das kleine, etwa 500 Einwohner zählende Colonistendorf Bu Tlelis, im Schatten seiner luftigen Sykomoren aus der stillen Ebene hervorragend.

Der letzte Ort an der Sebkha, an welchem wir vorbeikamen, war Sidi-el-Barudi, in dessen Nähe die weite, südlich vom See sich hinstreckende, fruchtbare Ebene Mleta ihre westliche Grenze hatte. In dieser Ebene und rings um den See herum wohnten die beiden, den Franzosen am Ersten von allen Arabern verbündeten Stämme, die Duär und die Smehla, welche im Kriege mit Abd-el-Kader, wegen ihrer Anhänglichkeit an den verhaßten Rumih, viel von ihren Stammesgenossen zu leiden gehabt hatten. Sie wurden oft die Ursache der Erneuerung von Feindseligkeiten zwischen dem Emir und Frankreich, da ersterer behauptete, daß diese Stämme durch die Verträge unter seine Oberhoheit gestellt seien, was weder der Gouverneur von Oran, noch die fraglichen Stämme selbst zugeben wollten. Die Antipathie der Duär und Smehla gegen Abd-el-Kader erklärt sich durch deren theilweise Abstammung von den Türken oder von Kuluglih's (Söhnen türkischer Väter und arabischer Mütter). Alles, was Türke war, oder zu den Türken hielt, wollte von dem Emir nichts wissen. Die Türken Algiers, die Kuluglih's, ja selbst die civilisirteren

echten Mauren der Städte verachteten den Sultan der Araber und seine Unterthanen, und nannten sie rohe, ungeschlachte Landbewohner und Barbaren. Oft, wenn ich mit meinen maurischen Freunden in Algier über den Emir sprach, sagten diese: „Abd-el-Kader kan Sultan el hamir, maschi Sultan ben-Adam.“ (Abd-el-Kader war nur ein Sultan von Eseln, nicht ein Sultan von Menschen.) Wenn man die Algierer fragt, was ihnen von drei Dingen am liebsten sein würde, nämlich von der Herrschaft der Türken, der Franzosen oder Abd-el-Kaders, so erhält man unfehlbar die Antwort, daß ihnen die Franzosen immer noch viel lieber seien, als der Emir und seine rohen Horden, dagegen zögen sie die Türken den beiden genannten unendlich vor. Abd-el-Kader hatte in Algier wenig Freunde. In Damaskus nennt man ihn jetzt, da er reich ist und weil allen reichen Leuten im Orient lächerlich geschmeichelt wird, den „Sultan von Algier“. Wahrhaft komisch war es, zu sehen, mit welcher Wuth einige Algierer, die ich bei Hadsch Hamed traf, gegen diesen Titel, als sie davon hörten, protestirten.

Von Sidi el Barudi nach Aïn Temuschen betrug die Entfernung 4—5 deutsche Meilen, welches, zusammen mit derjenigen zwischen ersterem Orte und Oran, 9—10 Meilen oder 70 Kilometer ausmachte. Trotz dieser für afrikanische, pseudoarabische Pferde ziemlich großen Tour gelang es uns doch, sie in einem Tage zurückzulegen, da wir ausnahmsweise etwas besser beritten waren. Die zu Fuß laufenden Araber leisteten ebenfalls Außergewöhnliches. Rechts und links vom Wege sahen wir die Gurbis des Stammes der Beni Raschen aus der von Dornen und Gestrüpp bedeckten Ebene hervorragen.

Aïn Temuschen, welches wir Abends erreichten, war ein

Colonistendorf, von 7—800 Europäern bewohnt, um welches sich die einheimischen Stämme der Ulad Dschebara, der Ulad Temuschen und der Ulad Zaïr in größeren oder geringeren Entfernungen gruppirten. Es vertritt, wie O. Mac Carthy siegreich bewiesen hat, die Stelle der Timici Colonia der Römer, welche Plinius mit dem Titel Civitas beehrt, und als von Lateinern bewohnt schildert. Trotz dieser anscheinenden Wichtigkeit von Timici Colonia, so hat man bis jetzt doch nur wenig antike Baureste hier entdeckt.

Gesenius hält den Namen Timici für phönicischen Ursprungs und leitet ihn von Beth Emek (בית־עמק) ab. Danach würde es ursprünglich „Haus des Thales" geheißen haben.

Timici wird im fünften Jahrhundert als Bischofssitz erwähnt. Die Namen von zweien seiner Bischöfe sind uns überliefert worden.

Ich sah östlich vom jetzigen Dorfe einige Ueberbleibse römischer Fundamente, welche ich für die einer Nekropole halten möchte. Bei weitem der wichtigste Fund jedoch, welcher in Aïn Temuschen gemacht wurde, war das von Duverney 1840 ausgegrabene Basrelief, das den Tod der Cleopatra darstellt. Die schöne, stolze ägyptische Königin ist eben im Begriff, die tödtenden Schlangen ihrem Busen zu nähern; ein Sklave hält ihr das Haupt ihres Geliebten, des Marcus Antonius, vor, dessen so ihr angezeigter Tod die königliche Besiegte zum Selbstmord zu bestimmen scheint; die Büste desselben Marcus Antonius steht in einer Nische vor den Augen der gefallenen Königin. Dieses wohlerhaltene Basrelief, vom Entdecker nach Oran gebracht, befand sich bei meiner Anwesenheit in jener Stadt in einem

Gange der Citadelle aufgestellt, da Oran leider noch kein Museum besitzt. Ein anderes, ebenfalls in Aïn Temuschen aufgefundenes Basrelief, eine Bacchus-Scene darstellend, ist leider in Folge der Unwissenheit der französischen Colonisten verloren gegangen, oder vielleicht durch den strafbaren Muthwillen dieser modernen Vandalen zerstört worden.

Am folgenden Morgen brachen wir schon in aller Frühe von Aïn Temuschen auf, in der Absicht, welche jedoch unerfüllt bleiben sollte, womöglich noch an demselben Tage Tlemsen zu erreichen. Unser Weg führte uns bergan bis zu einer Höhe von 2000 Fuß, der Spitze des Col de Tizih. Die Aussicht von dieser Höhe, auf welcher man 1855 das Colonistendörfchen Aïn Khial gegründet hat, ist eine reizende, und öffnet dem von Oran kommenden Reisenden den Reichthum neuer überraschender Horizonte. Zu unseren Füßen lag das blühende Thal des Flusses Isser, dessen Lauf wir beinahe bis zu seiner Mündung in die mächtigere Tafna verfolgen konnten. Im Süden erhob sich der Dschebel Bonmeliah, welcher uns zwar die Aussicht auf Tlemsen noch versperrte, aber die in die rechts und links gelegenen Seitenthäler offen ließ. In der Ferne überragten ihn mit ihren stolzen Felsenhäuptern die mächtigen, südlich von Tlemsen gelegenen Gebirge, der 4000' hohe Dschebel Attar, der 5000' hohe Dschebel Assas und der noch etwas höhere Dschebel Beni Abbal: wild romantische graue Bergmassen, welche sphinxartig zwischen der alten Hauptstadt des Maghrebs und der Sahara hingelagert, den Weg zur Wüste und zum goldbesandeten Sudan zu bewachen schienen.

Nun stiegen wir wieder hinab und zwar in das Thal des

Uëd Isser, eine fruchtbare Ebene, welche den Namen Medschunah führt. Hier war jetzt gerade die arabische Sichel beschäftigt, die goldnen Schätze der reifen Weizenähren zu ernten. Hunderte brauner Mädchen durchwandelten die strahlenden Gefilde mit dem halbmondförmigen Messer, welches zugleich das Symbol ihres poëtischen Glaubens, in den erhobenen Rechten. Jetzt senkten sie seine leuchtende Schneide hernieder und sammelten mit graziöser, gemessener Langsamkeit die nahrungsschweren Aehren in ihre weißen Haïks: Es war eine liebliche orientalische Idylle; wie sie nur diese glückliche Erntezeit zu beuen vermag, denn die andern Arbeiten des Feldes sind weit entfernt, so schöne Bilder zu bieten.

Hier trennte ich mich von meinem bisherigen Begleiter, dem maurischen Kaufmann, Sidi el Muhub, welcher beim Abschied mich einlud, ihn bei meiner Ankunft in Tlemsen zu besuchen — eine nicht seltene Gnade für einen Rumih. Nun entfernte ich mich von der Straße, um, dem silberhellen Flusse entlang reisend, das drei deutsche Meilen von Tlemsen entfernte Hadschar Rum aufzusuchen. Die Ufer des Uëd Isser gewährten ein liebliches Vegetationsbild. Große kraftvolle Büsche der orientalischen Alpenrose (Rhododendron ponticum) zeigten ihre herrlichen zarten Blüthen. Hier war eine baumartige Aloe (Aloe arborescens) mit ihren mehreren Fuß hohen Schäften aufgeschossen, und schmückte ihr grünes Kleid mit dichtgedrängten Trauben brennend rother Blumen. Dort wuchs im Schatten eines Pinienholzes der Erdbeerbaum (Arbutus Onedo), dessen rothe Früchte, ganz wie große Erdbeeren aussehend, aus dem dunklen Laube üppig hervorleuchteten. Uebrigens ist die Frucht

des Erdbeerbaumes weit entfernt, einer Erdbeere an Geschmack gleichzukommen. Ein Heer von lustigen Vögellein, namentlich Steinschwätzer (Saricola), zogen über die lachenden, quelldurchrieselten Gefilde.

Hadschar Rum ist, wie Mac Carthy, dessen Arbeiten über die Provinz Tlemsen so hochverdient sind, bewiesen hat, der Sitz der altrömischen Colonie Ad rubras. Der antike Name ist unzweifelhaft von der hier vorherrschenden rothen Erde abzuleiten, welche noch heutzutage die Eingebornen bestimmt, eine in der Nähe gelegene Ebene, Saujet el Hamra, das Land der rothen Erde zu benennen.

Mac Carthy vermuthet, daß das Ad rubras des Itinerars mit dem Arina des Ptolemäos und dem Arena der Kirchengeschichte identisch sei. Der katholische Bischof von Arena trat auf dem Concil vom Jahre 411 zu Karthago ohne donatistischen Nebenbuhler auf und rief stolz, als sein Name verlesen wurde: Praesto sum, Unitas est apud me. (Da bin ich, in meinem Sprengel herrscht Einheit.) Nur wenige katholische Bischöfe konnten auf jenem Concil dasselbe sagen. Eher gab es manche Donatisten, welche in ihren Sprengeln ohne katholischen Nebenbuhler waren.

Von Bauresten der eigentlichen Stadt ad Rubras ist wenig mehr vorhanden. Dagegen kann man noch deutlich die Reste der römischen Castra stativa oder der Lagerstadt erkennen. Wie der Name ausdrückt, so war diese Lagerstadt der Sitz eines militärischen Körpers, und zwar, nach einigen hier aufgefundenen Inschriften zu schließen, der zweiten sardischen Cohorte. Im Museum von Tlemsen befindet sich eine der Diana von dem

Präfecten der besagten Cohorte gewidmete Tafel. Außerdem fand man in Hadschar Rum Grabinschriften, welche schließen lassen, daß ebenfalls ein einheimisches Corps, die Ala finitima, in Ad Rubras ihre ständige Garnison hatte. Die westlichen, südlichen und östlichen Seiten der Castra stativa waren noch deutlich durch eine Reihe von Bausteinen nachzuweisen, dagegen zeigte sich die nördliche, deren ursprünglicher Umriß von der geraden Linie abzuweichen schien, weniger bestimmt.

Ein Heer von einheimischen Saftpflanzen war auf den Mauerresten dieser römischen Lagerstadt aufgesprossen. Die Mittagsblume (Mesembanthrium) ließ ihre immergrünen Behänge herniedergleiten. Die Cactus, das Hauskraut (Sempervivum) und das Fettkraut (Sedum) wucherten hier in malerischer Unordnung durcheinander. Auch ein Gesträuche anderer Gattung, das liebliche Lavatera arborea, sah ich am Fuße einer Römermauer aufragen; mit ihren herrlichen purpurrothen Blüthen verbreitet sie ein Meer blühender Farbentöne rings um ihre schlanken Stiele.

Der Fluß Isser, an welchem Ad Rubras liegt, ist der römische Isaris.

Nachdem wir von Hadschar Rum aus die Hauptstraße wiedergewonnen hatten, brachte uns eine andere Abschweifung von derselben am Pont d'Isser vorbei nach dem arabischen Marabut Ben Abdeli, in dessen Nähe ich eine noch wohlerhaltene römische Priscine fand.

Es wäre möglich, daß dieß die Reste von Astacilicis, welches Ptolemäos nahe bei Arina erwähnt, wären. Nicht weit hiervon muß das Calama Mauritaniae (nicht zu verwechseln mit dem

Calama Numidiae) gelegen haben. Bei diesem Calama beginnt eine der wichtigsten Römerstraßen, welche von da nach Rusucurum führt, und deren erste Station das erwähnte Ad Rubras ist. Ptolemäos führt ebenfalls Calama an, welches er Calama nennt. Später kommt es nicht mehr vor. Durch diese Ausflüge verspätet, waren wir genöthigt, unsere Weiterreise für den folgenden Tag aufzuschieben.

Nachdem wir in Pont d'Isser, und zwar auf europäische Weise übernachtet hatten, setzten wir, der aufgehenden Sonne entgegeneilend, den Ritt nach Tlemsem durch das Aghalik des Ghossels weiter fort.

Nun ging unser Pfad von Neuem bergan, bis zur Höhe des 2800 Fuß hohen Dschebel Bonmeliah, von dessen Gipfel sich uns der Anblick Tlemsen's und seiner herrlichen romantischen Umgegend zum erstenmal darbot. Auf einer Hochebene gelegen, von mächtigen finstern Gebirgsmassen. im Süden und Westen umragt, beherrscht die mittelalterliche, altarabische Festungsstadt die fruchtbaren Ebenen des Sikkak, des Isser und der Tafna, und verdient durch ihre vielbegünstigte Lage mit Recht den Namen Bab el Gharb (Pforte des Westens), welchen die Araber ihr schon von Alters her gegeben haben. Diese einstige Hauptstadt eines großen Theiles des Maghreb bot jetzt den Anblick einer Ruinenhaftigkeit und eines Verfalls, welcher beredt ihre Geschichte offenbarte. Da lag sie, die stolze verlassene Königin des afrikanischen Westens; ihr diademgewohntes Haupt von Ruinen umgeben; die welken Blätter des abgestorbenen Epheu's krönten ihre von Rissen durchfurchten Thürme und ihr einst so stolzer Mauerkreis zeigte tausend klaffende Wun-

den. In ihrem Herzen sah es wüst und öde aus, Ruinen lagen da, und neben ihnen hob sich wie ein satanisches Hohngelächter auf diese einstige Stadt berühmter islamitischer Herrscher die plumpe Kaserne des gallischen Unterdrückers. Einer gesunkenen Königin glich Tlemsen. Zwar noch schien sie zu thronen, aber die Säulen ihres Thrones waren halbzerschmettert; noch schien sie zu leben, aber die Quellen ihres Lebens waren versiegt.

Vom Dschebel Bonmeliah hinabgestiegen, nahm uns das mit dem Issergebiete an Fruchtbarkeit wetteifernde, blühende Thal des Sikkak auf, an dessen Ufer das 120 Einwohner zählende Colonistendörfchen Négrier gelegen war. Am Sikkak, in Entfernung einer Meile von Nègrier, befindet sich das Schlachtfeld eines der bedeutendsten Siege der Franzosen über Abd-el-Kader, der hier von Marschall Bugenaud auf's Haupt geschlagen wurde, gerade ein Jahr nachdem er den Franzosen bei La Makta ein gleiches Loos bereitet hatte. An den beiden Colonistendörfern Saffaf supérieur und Brea, deren Einwohnerzahl eine höchst unbedeutende war, vorbeireitend, erreichten wir gegen Mittag des dritten Tages nach unserer Abreise von Oran, Tlemsen, die einstige Hauptstadt des Königreichs gleichen Namens. Denn von hier aus schwang die Beni Zian ihr stolzes Scepter über die Gaue Afrikas von Algier bis zur Grenze Marokko's und tief hinein in die palmentragende oasenreiche Sahara. Wie Jerusalem, Constantine und Athen und so viele andere gefallene Herrscherstädte, liegt auch Tlemsen einsam in felsiger Gegend, — ein neues Beispiel davon, wie sehr die topographischen Bedingungen einer Hauptstadt der Vorzeit oder selbst des Mittelalters von denen, welche heute gang und gebe sind, abweichen.

Trotz seines Verfalls, so war doch Tlemsens Anblick nicht ohne Großartigkeit: die alten Riesenmauern, welche der Städtebauer Afrika's, Al-Mansur, in seiner Nähe bei Mansuriah erstehen ließ; die dunkle Masse des Meschuhar, Tlemsen's stolzer, eisenfester Citadelle, welche gleich einer Cyclopenburg alle niederen Gebäude zu erdrücken schien; der schlanke Minaret von Agadir; die weißen Kuppeln der Moscheen; hie und da ein maurischer Palast, welcher der Zerstörung der Zeit entgangen war: bildeten noch ein Ganzes von echt orientalischen Gusse, dessen Harmonie freilich die neuen französischen Kasernen, als häßliche Mißtöne, störten.

Siebentes Capitel.

Tlemsen.

Alterthum Tlemsen's. — Pomaria oder Miniara. — Tlemsen's Glanzepoche unter dem Beni-Zian. — Arudsch bemächtigt sich der Stadt. — Lage Tlemsen's. — Die drei Stadttheile. — Agadir. — Masunah. — Sidi-el-Muhub ladet zu einem maurischen Feste ein. — Arabische Beschneidung. — Der Marabut von Sidi Bu Maddin. — Inneres. — Verfall des Dorfes.

Tlemsen's moderne Bedeutung ist verhältnißmäßig äußerst gering, wenn dieselbe mit dem Glanze und der Blüthe dieser einstigen Stadt der Sultane, dieser Ehrenkrone des Maghreb im Mittelalter verglichen wird. Bis zum Anfang der türkischen Herrschaft genoß Tlemsen den Rang der Hauptstadt eines mächtigen Königreichs, und keine Stadt der jetzigen Algerie

konnte mit ihr wetteifern. Ja! Im ganzen Nordwesten von Afrika waren vielleicht nur Tunis, Fes und Marokko, welche sich mit ihr messen durften. Freilich hatte sich diese Größe der Pforte des Westens erst unter der arabischen Herrschaft entwickelt, und man würde Unrecht thun, wollte man ihr schon im Alterthum eine königliche Bedeutung beilegen, wie z. B. d'Anville gethan hat, welcher, darauf gestützt, daß Tlemsen von den Mauren die königliche Stadt genannt wurde, in ihm die römische Station Ad Regias wieder erkennen wollte. Shaw sieht in demselben das Lanigera des Itinerars oder das Lagnara des Ptolemäus. Mannert hält Tlemsen für das Uasbaria des griechischen Geographen, und Pelissier erblickt in ihm Timici Colonia, welches jedoch, wie wir oben gesehen haben, mit Wahrscheinlichkeit im heutigen Aïn Temuschen gesucht werden kann. O. Mac Carthy, welcher Archäologe seine Studien ganz besonders der Provinz Tlemsen gewidmet hat, ist der Ansicht, daß Tlemsen das Miniara des Ptolemäus sei. In der That kommen einige hier und in Lella Margnia aufgefundene Inschriften dieser Ansicht zu Hülfe, wenn anders der Name „Pomaria", welchen besagte Inschriften führen, mit dem „Miniara" des alexandrinischen Geographen identisch ist. Eine dem numidischen Gotte Aulisva von dem Präfecten der „Ala exploratorum Pomariensium Gordiana" gewidmete Votivtafel und eine Grabinschrift des Kindes eines Hauptmanns der besagten Ala, von welchen die eine im Museum von Tlemsen befindlich, die andere im Minaret von Agadir eingemauert ist, scheinen den Namen Pomaria als den der hier gelegenen Stadt zu bezeichnen; und der römische Meilenzeiger aus der Zeit Heliogabal's,

welcher in Lella Margnia (dem antiken Syr) entdeckt wurde, giebt die Entfernung zwischen beiden Städten so an, daß sie die Lage von Pomaria an der Stelle des heutigen Tlemsen bestätigt. Der Abbée Bargès sucht die Ansicht Pelissiers mit der Mac Carthy's zu versöhnen, indem er annimmt, daß die drei Benennuugen, Timici Colonia, Mniara und Pomaria nur verschiedene Namen für eine und dieselbe Stadt seien. Nach ihm war Pomaria, oder die ptolemäische Verstümmelung Mniara nur ein Beiname, welchen die Römer dieser in fruchtbarer, obstreicher Gegend gelegenen Colonie gegeben hätten, etwa in der Art, wie manche italiinische Städte noch heute Eigenschaften bezeichnende Beinamen, wie Milano la grande, Roma l'eterna, Venezia la bella u. s. w. führen. Was wird aber aus dieser Hypothese, wenn man im Ptolemäus beide Namen Timici und Mniara als die verschiedener Städte liest? Freilich bliebe noch die Ausflucht übrig, anzunehmen, daß der Alexandriner sich geirrt habe, was ihm allerdings oft genug begegnet ist.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls war Tlemsen der Sitz einer römischen Niederlassnng, deren Bedeutung jedoch nur eine verhältnißmäßig geringe gewesen zu sein scheint. Die „Ala Gordiana exploratorum Pomariensium" war zweifelsohne ein einheimisches Corps. Bis jetzt hat man noch keine Spuren, welche auf eine lateinische Garnison schließen ließen, aufgefunden. Dieser Umstand allein stellt Mniara, wenigstens als Militärstadt, im Range tiefer, als Ad Rubras, wo Truppen beider Gattungen, die einheimische Ala finitima und die italienische Cohors Sardica, vorhanden waren. Nun stand aber Ad Rubras offenbar selbst an Bedeutung gegen die ältere Haupstadt

des massäsylischen Königreichs, der spätern Mauritania Cäsariensis, Siga, gegen die spätere Königsstadt Julia Cäsara, und gegen die Legionsstadt Cartennae zurück; und so erhalten wir für die römische Vorgängerin Tlemsens die Bedeutung einer Stadt von nur drittem Range.

In der Kirchengeschichte kommt ein Bisthum Pamaria vor, welches ohne Zweifel mit dem Pomaria der Inschriften und dem Mniara des Ptolemäos identisch ist. Longinus, Bischof von Pamaria, wird als der 43. auf der Liste der Bischöfe, die dem Concil von Karthago im Jahr 484 beiwohnten, aufgeführt.

Erst im Mittelalter erlangte Tlemsen, welches zu Anfang desselben Dschidda hieß, die Größe und Wichtigkeit einer Stadt, welche den Namen die „königliche" verdienen sollte. Im neunten Jahrhundert erhoben es die Edrissiden von Fäs zu einer ihrer Hauptstädte. Jussuf ben Taschfin, der erste der Almorariden, gab, wie die Araber behaupten, der Stadt ihren heutigen Namen, indem er sie zum Ziele eines seiner Kriegszüge machte, und ihr so das Wort Tlemsen, welches nach Walsir Esterhazy in der Schellahsprache (dem berberischen Dialect der marokkanischen Kabylen) „Ziel" bedeutet, als Benennung beilegte.

Die berberische Familie der Zeneten war von Alters her im Besitz der Herrschaft gewesen und wurde auch von den marokkanischen Kaisern, so lange diese die Oberhoheit ausübten, in demselben belassen.

Im Jahr 1240 erklärte sich Jagh Morhassen, vom Stamme der Zeneten, unabhängig und gründete die Dynastie

der Beni=Zian, welche von nun an durch drei Jahrhunderte von Tlemsen aus einen großen Theil des Maghreb's beherrschte. Ihr Reich begriff beinahe die ganze heutige Algerie und einen kleinen Theil von Marokko. Zu ihrer Zeit zählte Tlemsen, wie uns El Bekri berichtet, 16,000 bewohnte Häuser, welches auf die, für eine afrikanische Stadt sehr bedeutende Bevölkerung von nahezu 100,000 Seelen schließen läßt. Das damalige Tlemsen bedeckte einen viermal größern Flächenraum als das heutige. Die Pracht, der Luxus und der Reichthum der Königsstadt der Beni Zian wurde bald im ganzen Maghreb sprichwörtlich. Diese Fürsten hatten nicht nur sich selbst die herrlichsten alhambraartigen Paläste gebaut, sie wollten auch, daß die öffentlichen Gebäude an Pracht ihren eigenen Wohnungen gleichkämen. Die Sauja (Universität) übertraf an Bedeutung, an Pracht der Ausschmückung, und an Gelehrsamkeit ihrer Lehrer alle ähnliche Anstalten des Maghreb. Wie alle bedeutenden Königsfamilien, so hatten auch die Beni=Zian ihre eigenen Historiker. Einer von diesen, dessen Werke uns erhalten wurden, bildet jetzt eine der Hauptquellen afrikanischer Geschichte. Es ist dieß Mohamed=el=Teneſſi, welcher uns in seiner „Auseinandersetzung des Adels der Beni=Zian" die Geschichte dieses Geschlechts hinterlassen hat. Die Beschreibung der Feste, welche diese, Gastfreundschaft und Luxus liebenden Könige ihren Unterthanen zu geben pflegten, verleiht eine Idee von der einstigen, leider längst verschollenen Pracht der Beni=Zian.

„Der König Abu Musah II.", so erzählt unter Anderem Mohamed ben Teneſſi, „pflegte namentlich das Geburtsfest des Propheten mit dem höchsten Glanz zu feiern. Am Abend dieses

Tages gab er jedes Jahr ein Gastmahl, zu welchem Vornehme wie Geringe, Reiche wie Arme nach muselmännischer Sitte ungeladen in Menge sich einfinden durften. In einem luftigen geräumigen Saale waren über tausend Ruhekissen angebracht, auf denen die Gäste Platz nahmen. Kerzen, so dick wie Säulen schufen die Nacht zum Tage. Pagen, in bunte Seide gekleidet, gingen mit goldenen Weihrauchfässern und Fläschchen voll Rosenöl im Saale auf und nieder, und besprengten die Gäste des Sultans mit wohlriechenden Essenzen. Als die Essensstunde genaht war, brachten die Sklaven kleine, mit Gold und Perlmutter zierlich eingelegte Tischchen herein, welche an Form dem Vollmond, an Pracht einem Blumenbeete glichen. Auf diesen Tischen befanden sich die köstlichsten aller Gerichte, die schönsten aller Blumen, die duftendsten aller Essenzen und, damit keiner der Sinne unbefriedigt blieb, so tönte zu gleicher Zeit holder Gesang von den Marmorarcaden der Gallerien herab. Das kunstvolle Uhrwerk, welches im Hauptsaale des Palastes aufgestellt war, diente vor Allem zur Unterhaltung der Gäste. Auf ihm waren Adler, Schlangen und Löwen nachgebildet, welche sich jede Viertelstunde einen Kampf lieferten. Nach Beendigung der Schlacht dieser Figuren öffnete sich eine goldene Thür und eine junge Sklavin von wundervoller Schönheit erschien, welche in der Hand eine Tafel hielt, auf der ein Gedicht zu lesen war, dessen Inhalt die jemalige Stundenzahl zum Gegenstand hatte. Der Sultan selbst, umgeben von allen Großen des Reiches, wohnte dem Feste bis zum anbrechenden Morgen bei." Man sieht hieraus, daß der Luxus und die Pracht der Mauren zur Zeit ihres Glanzes sich nicht eifersüchtig von der Oeffentlichkeit

abschloß, und sich nicht auf das Innere der Harems allein beschränkte, wie zur Zeit des Verfalles.

Die Politik der Beni-Zian war in Bezug auf Europäer eine bei weitem lieberalere, als die der späteren Herrscher. Damals gingen die venetianischen und genuesischen Kaufleute in Tlemsen frei ein und aus, so gut wie in einer Stadt Italiens. Ja! Sie veranstalteten Karawanen nach den Oasen der Sahara, von deren nördlicher Grenze Tlemsen nur sieben deutsche Meilen entfernt liegt. Es gab sogar eine christliche Kirche und zwei ausschließlich für Christen bestimmte Karawanserais in der Stadt. Ueberall im Maghreb fand dasselbe statt. Bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts waren diese Länder den Europäern offen und der Handel ein höchst blühender. Beim Beginne der Herrschaft der Türken fing jedoch der religiöse wie politische Fanatismus an, Afrika mit einer chinesischen Mauer zu umziehen, welche, obgleich nur eine moralische, dennoch eine hermetisch abschließende war. Darum war auch Algerien bis zum Anfang der Franzosenherrschaft für uns Europäer ein versiegeltes Buch geblieben und Marokko ist es jetzt noch.

Wie alles Schöne auf der Erde, so sank auch die Herrscherblume der Beni-Zian frühe dahin. Arudsch, der Gründer der türkischen Herrschaft Algier's, bemächtigte sich im Jahre 1518 Tlemsen's durch Verrath. Wie in Algier von dem letzten maurischen König dieser Stadt, so war er auch in Tlemsen von einem einheimischen Fürsten, Bu Zian, zur Hülfe, und zwar gegen dessen eigenen Oheim gerufen worden. Arudsch kam, setzte den Oheim ab, und machte den bedrängten Bu Zian zum alleinigen Herrscher. Aber, wie in Algier, so wurde er auch

hier bald seiner Protectorsrolle müde. Er ließ den König und dessen sieben Söhne mit ihren eigenen Turbans erdrosseln. Dann befahl er, man solle Alle, die zum Königsgeschlecht der Beni Zian gehörten, zu ihm führen. Dieß geschah. Ein Einziger nur entkam nach Oran, wo er die Hülfe Spaniens anflehte und auch erhielt. Ehe aber die Castilianer kamen, hatte Arudsch Zeit, die Beni Zian, welche in seiner Gewalt waren, hinwegzuräumen. Er that dieß auf die grausamste Weise. Marmol berichtet, er habe sie in einem Sumpfe ertränken lassen, dem grausamen Schauspiel selbst beigewohnt, und sich an den Todeszuckungen der Sterbenden geweidet. Aber bald wurde der grausame Corsar von den Spaniern angegriffen, geschlagen und auf der Flucht getödtet. Von nun an erscheinen die Beni-Zian noch eine Zeit lang als Vasallen, bald von Spanien, bald von Algier, bis im Jahr 1553 Salah Reis, der damalige Pascha von Algier, ohne Weiteres den letzten König von Tlemsen durch die türkische Garnison, welche dieser von ihm zu seinem Schutze erbeten hatte, vertreiben ließ. Nach Oran zu den Spaniern geflüchtet, starb Mulei-Hassan, der letzte König vom Stamme der Beni-Zian, daselbst. Sein Sohn ließ sich taufen und führte unter dem Namen Don Carlos ein obscures Leben in Spanien. Trauriges Schicksal der Sprößlinge eines hohen Geschlechts, welche die Glanzepoche ihrer Familie überleben mußten! Aussterben ist das mildeste Loos für den gefallenen Adel.

Von nun an machte der Verfall Tlemsens reißende Fortschritte. Die Pascha's von Algier gestatteten nicht mehr den Christen die Stadt zu besuchen, und so hörte der Handel mit

einem Schlage auf. Die Türken blieben im ungestörten Besitz von Tlemsen, bis im Jahre 1842 die Stadt definitiv den französischen Besitzungen einverleibt wurde.

Tlemsen liegt auf einer Hochebene von 2175' Höhe über der Meeresfläche am Fuße des Lella Setri, eines felsigen Ausläufers des mächtigen Dschebel Terni. Etwa 3000 Europäer und 15,000 Eingeborne bilden heute die Einwohnerzahl der einstigen Königsstadt. Die Form der alten Stadt, welche man noch leicht traciren kann, war ein beinahe regelmäßiges Viereck, von einer alt-arabischen Mauer umgeben. Doch füllt das heutige Tlemsen nicht zum vierten Theile den innerhalb dieser Mauern gelegenen Raum aus. Eine neue, 1845 gebaute Ringmauer umgiebt die moderne, in ihren Dimensionen so sehr zusammengeschrumpfte Stadt.

Das heutige Tlemsen ist auf einem Haufen von Ruinen auferbaut, welche theils türkischen, theils maurischen, theils römischen Ursprungs sind. Ueberall, wo man den Schutt der Jahrhunderte wegräumt und die dicken Schichten von Baureſten alter Zeiten durchgräbt, stößt man auf Wasser, welches unter den Fundamenten der Häuser von ganz Tlemsen stagnirt und dessen Einfluß den Ort feucht und ungesund macht. Außerdem wird die Stadt von zahlreichen Wasserleitungen durchzogen. Die größte derselben führt, wie die Franzosen neuerdings zu ihrem nicht geringen Schrecken entdeckt haben, unter einem arabischen Begräbnißplatz hindurch und verspricht somit ein Wasser, welches Wenige den Muth haben zu trinken.

Tlemsen besteht aus drei abgesonderten Quartieren: Das erste ist der südlich gelegene Stadttheil der Kuluglih's, der Ab-

kömmlinge der Türken, deren Zahl hier noch etwa 3500 beträgt. In diesem Quartiere befindet sich der Meschuhar, die alte Citadelle, ein 800′ langes und 520′ breites rechtwinkliges Viereck mit 40′ hohen zinnenbedeckten Mauern, mit zwei Hauptthoren und mit Schießscharten versehen. Zwei runde Thürme zur Seite der Hauptfaçade, welche gegen die Stadt zu gerichtet ist, trägen zum imposanten Anblick des Ganzen bei. Dieses Schloß des Meschuhar, welches heutzutage französische Kasernen und Militärbureaus enthält, war der einstige Prachtpalast der Beni Zian. Von seiner ehemaligen Glanzzeit sind jetzt freilich keine architektonischen Schönheiten mehr vorhanden. Der Meschuhar ist übrigens, ähnlich der Alhambra bei Granada und der Kaßbah von Algier, eine kleine Stadt für sich und enthält außer einer schönen Moschee auch sechzig Häuser. Das Quartier der Kuluglihs ist das am höchsten gelegene und das gesündeste der Stadt.

Das zweite Stadtviertel, das des Centrums, wird von Europäern und Juden bewohnt. Hier befinden sich jetzt die meisten französischen Bauten, die Hôtels, Kaffeehäuser, die Mairie, der Gerichtshof, kurz alle Gebäude, welche moderne Civilisation nothwendig erscheinen ließ. Der ungesundeste Theil dieses ohnehin ungesunden Quartiers ist die eigentliche Judenstadt, in welcher die Leute dieses Glaubens, deren Tlemsen über 2000 zählt, noch fast ausschließlich hausen.

Der dritte Stadttheil ist das von Mauren und Arabern bewohnte Quartier der Hadar, nach einem marokkanischen Stamme dieses Namens so benannt. Diese Hadar wandern, um Arbeit zu suchen, in Schaaren aus Marokko aus und spielen

in Tlemsen ungefähr dieselbe Rolle, wie die Biskrihs in Algier, d. h. sie versehen alle gröberen Handarbeiten. Ihre Zahl beläuft sich hier auf nahezu viertausend.

Fast alle alten Häuser Tlemsens sind einstöckig; viele haben Verandahs, welche die Straße überdachen und ihr so im Sommer eine angenehme Kühle verleihen. Die Hauptmoschee, Dschema el Kebir, ist ein Gebäude aus einer Epoche, in welcher der Geschmack der maurischen Kunst zwar schon dem Verfall sich näherte, immerhin aber noch Spuren der alten Blüthe zeigte. Im Innern bildet sie einen imposanten Wald von Marmorsäulen, welche, durch luftige Bogen mit Hufeisenarcaden verbunden, harmonisch sich aneinanderreihen.

Das Quartier von Agadir, sonst ein Theil von Tlemsen, liegt jetzt außerhalb seiner Thore. Hier sah ich einen schönen uralten Minaret, in dessen Wand sich die schon besprochene antike Inschrift, welche dem numidischen Gotte Aulisva gewidmet ist, eingemauert befindet.

Etwas über eine Viertelmeile westlich von den Stadtthoren ragen die Reste der mittelalterlichen Stadt Mansuriah empor. Die Ringmauern derselben, von 24' Höhe, mit zahlreichen Zinnenthürmen von 90' Höhe versehen, bilden ein rechtwinkliges Viereck von 2700' Länge und 2100 Fuß Breite. Trotz dieser kolossalen Mauern war jedoch Mansuriah niemals eine eigentliche Stadt, sondern nur die befestigte Lagerstadt des berühmten Sultans von Fäs, Jussuf el-Mansur, welcher vom Jahre 1302 an, mehrere Jahre hindurch Tlemsen belagerte und sich, wie einst die Griechen vor Troja, wie die Spanier 1492 vor Granada, hier ein stadtähnliches Festungslager erbaute. El-Mansur war,

wie die Tradition berichtet, durch einen Sklaven der Beni Zian, welcher von diesen Herrschern eines Vergehens wegen gezüchtigt worden und ihnen dann entflohen war, zur Belagerung Tlemsens angespornt worden. Dieser Sklave schilderte dem großen Sultan die Reichthümer und die Pracht der Herrscher von Tlemsen mit so üppigen Farben, daß Jussuf, eifersüchtig gemacht, beschloß, die Stadt seiner Herrschaft zu unterwerfen. Trotz seiner Macht gelang ihm dieses jedoch nicht und nach mehrjähriger fruchtloser Belagerung mußte er der Pforte des Maghrebs unverrichteter Sache den Rücken zuwenden.

In Mansuriah sah ich eine seltsame Ruine: Ein Minaret von schlanken architektonischen Formen, dessen eine Hälfte in ihrer ganzen Höhe bis zum Gipfel erhalten ist, während die andere in Trümmern den Boden bedeckt. Eine Idee von dieser, in ihrer Art vielleicht einzig dastehenden Ruine würde man dann bekommen, wollte man einen Glockenthurm der Länge nach zertheilen und die eine Hälfte niederreißen. Die luftige Wendeltreppe, auf welcher der Mueddin hinanzusteigen pflegte, um den Gläubigen die heiligen Stunden zu verkündigen, ist nun den Blicken des profanen Wanderers preisgegeben. Wind und Wetter treiben ihr muthwilliges Spiel mit diesem einstigen Heiligthum, dessen gefallene Größe als ein treues Bild des gefallenen Islams erscheint.

In dem Gasthof zu Tlemsen, in welchem ich abgestiegen war, wurde ich durch einen Besuch meines gewesenen Reisegefährten, der mich von Oran bis Pont d'Isser begleitet hatte, überrascht. Es war dieß der maurische Kaufmann Sidi el-Muhub. Sein Besuch erfreute mich um so mehr, da dieß eine

Auszeichnung vor vielen Europäern war. Denn die Eingebornen Tlemsens, namentlich die besseren, fliehen sonst den Contact der Europäer durchaus. Ich mochte diesem gutmüthigen Alten durch einige günstige Aeußerungen, welche ich über die Religion des Islams gethan hatte, gefallen haben. Er kam deßhalb, mich zu einem maurischen Familienfeste einzuladen. Es war dieß die Beschneidung eines seiner Enkel.

Am anberaumten Abend holte mich el-Muhub in meinem Hôtel ab. Wir gingen nach dem Quartier des Meschuhar, wo sich das Haus des Schwiegersohnes meines Bekannten, eines Kuluglih, befand. Vor demselben war eine schöne Verandah, um welche sich eine herrliche Pflanze, die hohe, luftige Bougainvillea spectabilis, hinaufgewunden hatte. Wer ihre schönen dunkelvioletten Deckblätter, aus denen die gelben röhrenförmigen Blüthen hervorragen, kennt und weiß, in welcher ungemessenen Zahl diese lieblichen Knospen sich zu ergießen pflegen, der kann sich einen Theil des Genusses vergegenwärtigen, welchen mir dieser herrliche Anblick gewährte. Durch die Verandah traten wir in das Innere, wo ein schöner maurischer Hof für das Fest hergerichtet war; denn fast alle Feste der Mauren finden in dem offenen Us-ud-Dar (dem römischen Atrium) statt. Dort saßen auf Strohmatten auf dem Fußboden in einem Viereck herum die meisten der geladenen Gäste. Die Musik, aus einer maurischen Guitarre (Quitzra), aus einem Rhebab (einer Art Altviole) und verschiedenen Tamtams (Tamburinen) bestehend, befand sich ebenfalls im Hofe. Außerdem hatte daselbst eine Persönlichkeit ihren Sitz aufgeschlagen, welche, wie ich bald merkte, eine Art von maître de plaisir vorstellte. Die vornehmsten Gäste saßen

jedoch nicht in dem Hofe selbst, sondern in kleinen nischenartigen Zimmerchen, welche an diesen grenzten. Ich zog es jedoch, trotz der Aufforderung el-Muhubs, mich in die Zimmer zurückzuziehen, vor, im Hofe zu bleiben. Hier wurde ich zuerst Zeuge des Tanzes einer dicken jungen Negerin. Diese schwarze Schönheit bewegte sich, tactmäßig sich auf den Hüften wiegend, ganz so, wie die Moresken von Algier bei ihrer Nbitsa. Aber, da der Gegenstand weniger reizend war, so kam mir auch der Tanz mit seinen erotischen Verzuckungen viel unpoetischer vor. Der schwarzen Terpsichore folgte der Tanz von zwei Jünglingen. Diese Bürschchen hatten ein seltenes Geschick, Gesten und Bewegungen der Frauen nachzuahmen. Ihr Tanzen war genau dasselbe, wie das der Moresken. Ja, wenn man sie am Ende ihrer Verzuckungen hinschmachten sah, war die Illusion beinahe vollkommen. Nach den Tänzen folgte das Singen. Das heißt: ein beinahe siebzigjähriger Greis hielt mit näselnder Stimme einen Vortrag, der Gesang vorstellen sollte; aber, wie schon oben gesagt, es gehört eine lange Gewöhnung des Ohres dazu, wenn man bei maurischer Musik einen Genuß herausbringen will.

Nach diesen Belustigungen folgte etwas Wichtigeres. Es war dieß das Darbringen der Geschenke, welche die Geladenen dem jungen, zu beschneidenden Muselmann widmeten. Der maître de plaisir empfing diese Gaben, welche alle in Geld und meist aus einigen Thalern bestanden. Nach jeder Spende rief er laut den Namen des Gebers und die Summe des Gespendeten in folgender Weise: „N. N. hat soviel gegeben. Gott segne ihn dafür.“ Diese Worte wurden jedes Mal von dem Chorus der auf der Altane versammelten Frauen mit dem bei

den Maurinnen üblichen Jujuh, jenen lauten gellenden Kopftönen, die einem tausendfachen Vogelgezwitscher gleichen, beantwortet. Nachdem die Beschenkungen und das Jujuh einige Zeit gedauert hatten, kam die Reihe an die Ceremonie selbst. Das zehnjährige elende Jüngelchen, an dem sie vollzogen wurde, zitterte und schrie entsetzlich. Der Barbier, der sie vornahm, bediente sich dazu eines Rasirmessers. Diese Scene war ekelhaft und grauenvoll. Der arme Kleine schrie und heulte besonders fürchterlich, als man ihm das Blut mit in die Wunde gegossenem Arak stillte. Um Mitternacht war das Fest beendet.

Ein reizender Ausflug von Tlemsen ist der nach dem kleinen Dörfchen Sidi Bu Meddin, wo sich in einer höchst geschmackvoll gebauten und sehr schön erhaltenen Moschee das Grab eines muselmännischen Heiligen befindet. Durch ein altmaurisches alhambraartiges Portal trat ich in das Innere dieses Heiligthums, geführt von dem ehrwürdigen Hüter desselben, ein. Dort befand sich das mit grüner Seide ausgeschlagene Ruhelager des Marabuts. Betende Greise lagen auf dem Angesicht um die Stätte des ewigen Friedens, während eine dumpfe Stimme die Stille unterbrach und das Lob der Gottheit und ihres heiligen Propheten verkündete. Ergriffen von dieser würdevollen Scene, weilte ich eine Zeitlang, tief durchdrungen von der majestätischen Gewalt eines Cultus, dessen Mittel so einfach und vielleicht grade, weil sie so einfach, so erhebend sind. Dann trat ich hinaus aus dieser Stätte der Ruhe, der Ordnung und des Friedens, und was sah ich draußen? — Einen Haufen elender Trümmer menschlicher Wohnungen: Häuser im Verfall, Hütten der Zerstörung der Zeit anheimgegeben. Die Ruinenhaufen eines Dorfes

umragten die Schwelle des Heiligthums. In dieser Atmosphäre des Verfalls hatte sich nichts erhalten können, als das Grab des Heiligen. Um seine Kubba herum hatte sich im Mittelalter ein Dorf gebildet; der Heilige sah es entstehen, blühen, verfallen, und sieht es jetzt als einen Trümmerhaufen vor sich liegen. Sein Heiligthum allein hat den Verfall überlebt. So überdauert der geistige Friede einer hohen Seele den Streit, die Lüste und das Elend der sinnlichen Menschen.

Achtes Capitel.

Maskarah.

Ein octroyirter Reisegefährte. — Nachtlager bei den Ulad Mimuha. — Ein improvisirter Aufbruch. — Sidi Bel Abbes. — Jagdabenteuer meines Reisegefährten. — Geburtsort Abd-el-Kaders. — Maskarah. — Die Hauptmoschee. — Victoriae colonia. — Ein junger Orientalist. — Aussprache des Arabischen. — Das Barrage des Uëd Sig bei St. Denis. — Rückkehr nach Oran. — Ein Uriasbrief.

Der Weg von Tlemsen nach Maskarah liegt, noch mehr als Tlemsen selbst, von der großen Straße der gewöhnlichen Touristen ab. Die meisten dieser blasirten Wesen besuchen nur einige der großen Städte dieses Landes und irgend eine obligate Oase der Sahara. Dann sind sie mit Algerien fertig. Von den Eingeborenen sehen sie so gut wie gar nichts. Das kümmert sie nicht. Arabisch können sie auch nicht. Das kümmert sie noch weniger. Dafür gehen sie mit Franzosen um und bekommen

von ihnen die falschesten und verschrobensten Ideen über Land und Leute. Ein solches Individuum, ein Tourist im schlechten Sinne des Wortes, hatte sich zu meinem Unglück nach Tlemsen verirrt. Da er ein Deutscher war (Gott bewahre mich vor manchen meiner Landsleute im Auslande!), so wußte der Capitän des Bureau arabe nichts Besseres zu thun, als ihn mir als Reisegefährten zu octroyiren, und so kam es, daß wir drei Mann hoch, der Spahis, ich und besagtes Individuum, Tlemsen verließen.

Den Dschebel Bonmeliah zur Linken lassend, erreichten wir nach einem dreistündigen Ritte den kleinen Fluß Uëd-el-Hal, an dessen Ufer uns eine kurze Rast gegönnt war. Die Getreideernte, welche eben (Mitte Juni) in vollem Gange war, brachte etwas Leben in diese sonst monotone Hochebene: überall sah man arabische Frauen mit unverschleiertem Gesicht, von denen leider hier die Mehrzahl verschrumpft und frühgealtert erschien, mit der kleinen krummen Sichel beschäftigt, die goldenen Garben einzulesen. Die Männer legten wohl hie und da auch Hand an's Werk. Meistens aber sahen diese Herren der Schöpfung, in stoischer Apathie in ihre zerfetzten Bernusse drapirt, der Arbeit ihrer geborenen Sklavinnen mit stolzer Verachtung zu: denn Arbeiten ist bei dieser Race von kriegerischen Instinkten die Beschäftigung derjenigen Klasse von Geschöpfen, welche in ihren Augen am tiefsten stehen: der Lastthiere, der Sklaven und der — Frauen.

An dem Punkte, wo wir uns niedergelassen hatten, waren zufälligerweise einige arabische Zelte in der Nähe. Die Beduinen derselben sammelten sich bald um uns; denn in dieser

Gegend ist der Europäer noch kein so abgedroschenes Wesen geworden, als auf dem großen Routen. Mein Reisegefährte, dessen Unkenntniß von der Sprache und den Sitten der Eingeborenen nur seinem Dünkel, mit welchem er sich auf seine Superiorität als Europäer sehr viel zu gute that, gleichkam, betrachtete diese Menschen mit der Verachtung, welche die ungebildeteren Franzosen ihnen zu weihen pflegen. Er fühlte sich in seiner Mißachtung muselmännischer Sitten bewogen, einem Beduinen etwas Wurst anzubieten. Dieß war eine ernsthafte Beleidigung. Denn da fast jede Wurst Schweinefleisch ist (die provenzalische allein soll aus Mauleselfleisch gemacht werden), so erregte dieß den Ekel und die Entrüstung der Eingeborenen. In einem Augenbiick zogen sich alle Araber von uns zurück.

„Gott sei Dank! jetzt sind wir die „Bédouins“ los!“ rief mein Reisegefährte.

Ich war aber gar nicht so jubelnd, wie er, gestimmt und machte ernsthafte Betrachtungen darüber, wie viel angenehmer es für mich wäre, ihn, meinen Reisegefährten, und nicht die von diesem so sehr verachteten „Bédouins“ los zu werden. Ich sah nun ein, daß die Dummheit und Anmaßung dieses Menschen alle Eingebornen von uns entfernt halten würde und mein Zweck war grade, so viel als möglich mit ihnen zu verkehren.

Vom Uëd-el-Hal aufbrechend, verließen wir die ährenreichen Gefilde und ritten nun über eine baum- und beinahe pflanzenlose Hochebene dahin. Nur hie und da aus dieser Oede ragte eine Mariendistel (carduus marianus) mit ihren kräftig von weißen Adern durchzogenen hellgrünen Blättern hervor.

Die erste Nacht auf unserm Wege nach Maskarah brachten

wir in dem Lager des Stammes der Ulad Mimuha bei Sidi Abd-Allah zu. Das offene „Zelt der Gastfreundschaft" nahm uns auch hier auf; doch mußten wir uns zu meiner nicht geringen Unbequemlichkeit in Abwesenheit eines Teppichs und einer Strohmatte auf dem Boden, welchen die nackte, glücklicherweise trockene Erde bildete, niederlassen. Ein mageres Nachtessen, aus Brod und Sauermilch bestehend, wurde uns verabreicht. Der Kaïd des Stammes, ein übrigens sehr ärmlich aussehender Greis mit einem besonders schmutzigen Bernus, setzte sich zu uns und suchte durch sein geistreiches Gespräch das Hungermahl zu würzen.

Der Kaïd war eben erst aus Algier zurückgekehrt, wo er sich den Bernus seiner Investitur bei dem Gouverneur geholt hatte. Diesen Bernus trug er jedoch nicht. Er bewahrte ihn sorgfältig auf. Die Investiturbernusse sind dunkel und von dickem Wollenstoff. Dieser Bernus bildet das Zeichen, daß der mit ihm Bekleidete der rechtmäßige, von der Regierung anerkannte Stammeshäuptling ist. Kein Scheikh, Kaïd, Agha oder Khalifa dünkt sich in seiner Würde befestigt, ehe er nicht einen solchen Investiturbernus aus den Händen eines französischen Beamten erhalten hat. Dieser Zug ist uralt bei den afrikanischen Völkerschaften. Schon Prokopios erzählt, daß die maurischen Häuptlinge, wenn sie auch de facto noch so unabhängig von Rom oder Byzanz waren, sich doch stets ihre Investitur vom Proconsul verleihen ließen. Das schlaue Rom hatte mit dieser Investitur die Verleihung von Insignien verbunden, deren materieller Werth die Häuptlinge besonders zu verlocken geeignet war. Rom kannte den Geiz der Numidenstämme und speculirte darauf. Diese Insignien waren: Ein silberner Scepter, eine silberne vergoldete

Krone, ein weißer kostbarer Mantel, eine goldgestickte Tunica und goldgestickte Pantoffeln. Man kann sich denken, daß keiner dieser geborenen Geizhälse von libyschen Stammeshäuptern sich eine Gelegenheit rauben ließ, so niedliche Sachen zu erwerben. Die Vandalen hatten die römische Investitur unverändert beibehalten und die Byzantiner nach ihnen fortgesetzt. Die Araber und Türken verliehen jedoch die Investitur nur mit dem schwarzen Bernus, worin die Franzosen sie nachgeahmt haben. Die „grande nation“ hat das Königsvolk noch nicht in seiner Freigebigkeit nachgeahmt. Die Investiturbernusse sind beinahe werthlose Dinge. Die Kreuze der Ehrenlegion, welche man zuweilen diesen Beduinenhäuptlingen anhängt, sind noch werthloser. —

Die Nacht sollte mir Prüfungen der unangenehmsten Natur bringen. Obgleich mancher Leser vielleicht mitleidig lächeln wird, so wage ich es doch zu sagen, daß ich diese Nacht für eine der schlechtzugebrachtesten meines Lebens rechne, so sehr wurde ich nämlich von den bewußten kleinen Thierchen, den Freunden des Mephistopheles, welche namentlich im Sommer die treuesten Bewohner jedes arabischen Zeltes und jedes Bernus bilden, zerstochen und zerbissen. Ich vermochte kaum länger, als eine halbe Stunde, auf einmal zu schlafen; mein Erwachen glich einem Fieberwahnsinn so sehr strebten besagte Insecten mich zur Verzweiflung zu treiben. Endlich konnte ich es nicht mehr länger aushalten und faßte den Entschluß, gleich aufzustehen und meine Araber, trotzdem, daß es noch viel zu früh zum Aufbruch war, dennoch zur Reise aufzurütteln. Mein Rufen war lange umsonst, so sehr ich auch Mohamed, Kadur und Ali schrie, Mohamed,

Kadur und Ali, nämlich der Spahis und meine zwei Maulthiertreiber, waren solch' treue Diener des Morpheus, daß all' mein Schreien und selbst Anstoßen fruchtlos blieb. Endlich nahm ich meine Zuflucht zu einem verzweifelten Mittel und zwar mit Erfolg. Ich überschüttete diese orthodoxen Muselmänner aus meiner Korbflasche mit etwas von dem ihnen so verhaßten Weine. Dieß rüttelte sie auf und zwar besser, als wäre es Wasser gewesen; denn der Horror, mit welchem die Besprengung des unkoschern Getränks sie durchrieseln machte, weckte sie vollkommen. Nun waren sie nach den Vorschriften des Islams genöthigt, besonders energische Abwaschungen vorzunehmen, um jedes Atom des verfluchten Getränkes abzuspülen — ein Umstand, der nicht wenig zu ihrer gänzlichen Ermunterung beitrug.

Es war aber erst ein Uhr Morgens und hier bricht der Tag selbst im Juni erst nach vier Uhr an. Glücklicherweise fand ich, daß sie keine Uhren hatten und auch unvermögend waren, aus anderen Kennzeichen, wie Lauf des Mondes, Stellung der Gestirne, die Stunden der Nacht zu beurtheilen. Es wurde mir daher ein Leichtes, sie zu überzeugen, daß der Morgen in kürzester Zeit tagen würde und sie zur Abreise zu bewegen.

Nun blieb noch mein Reisegefährte übrig. Ich muß gestehen, daß ich hier die stille Hoffnung hegte, derselbe würde nicht aufbrechen wollen und ich so seiner Gesellschaft bis Maskarah entledigt sein. Aber es scheint, er wurde ebenfalls gar sehr von den Insecten, zu deren Ruhme Goethe's Faust so viel beigetragen hat, zerstochen und zerbissen und er war zu meiner unangenehmen Ueberraschung äußerst schnell zum Wegreisen bereit. Außerdem hätte unsere Trennung in so fern Schwierigkeiten

gemacht, als wir nur einen Spahis zusammen hatten. Aber ich war entschlossen, ihm gerne meine Hälfte des Spahis abzutreten, um nur seine Gesellschaft loszuwerden. Leider hatten es die Götter anders beschlossen.

Als unsere Araber bereits 3 Stunden gegangen waren, und jetzt erst kaum die erste Dämmerung ihre Strahlen blicken ließ, da merkten sie wohl, daß ich sie angeführt hatte. Aber diese Leute wissen die Nachtruhe nicht hoch zu schätzen, da sie zu jeder beliebigen Zeit einschlafen können, und so betrachteten sie das Ganze am Ende nur als einen herrlichen Spaß.

An dem kleinen Marabut Sidi Khraled vorbei, wateten wir durch den Uëd Mekeriah, frühstückten in dem Colonisten=dörfchen Sidi Lahsen und erreichten nach einem mühsamen Ritt über sumpfiges Terrain um Mittag Sidi Bel=Abbés, eine fran=zösische Niederlassung von 3500 Einwohnern, wovon 1200 Spanier und 300 Deutsche, welches Colonistenstädtchen sich einer gewissen Blüthe erfreute. Sidi=Bel=Abbés, war im Ver=hältniß zu seiner Einwohnerzahl mehr als irgend ein anderer Ort der Algerie eine Militärstadt. Seine Garnison bestand aus nicht weniger als 5000 Mann, ein Drittel mehr als seine Civilbewohner. Die ausschließlich europäisch gebaute Stadt lag in einem Wäldchen von Oliven= und Obstbäumen, welches inmitten dieser einförmigen Moorgegend sie wie eine blühende Oase erscheinen ließ. Die Lage inmitten eines ausgetrockneten Sumpfes war früher eine höchst ungesunde und ist trotz der Trockenlegungen vieler der umliegenden Moräste immer noch weit entfernt davon, assainirt zu sein.

Diese Moorgründe, welche von Sumpfvögeln wimmeln,

ziehen die Jagdliebhaber von Oran und Tlemsen oft in Schaaren hierher. Im Norden zwischen Sidi Bel-Abbés und Oran erhebt sich eine Bergkette, deren höchster Gipfel, der 3000 Fuß hohe Tessalla, einen ähnlichen wetterprophezeihenden Ruf hat, wie mancher Berg Europa's, z. B. wie der Pilatus bei Luzern. Wie von jenem Schweizerberge, so pflegen die Bewohner von Sidi Bel Abbés vom Tessalla zu sagen:

„Hat Tessalla seinen Hut,
So wird das Wetter gut.

Aber das gute Wetter bedeutet hier nicht Sonnenschein, der allzugewöhnlich und eher unerwünscht ist, sondern den viel wünschenswertheren und oft lange ausbleibenden Regen. Die Wetterprophezeihungen dieser beiden Berge laufen sich also schnurstracks entgegen, was sie jedoch nicht hindert, an Ort und Stelle für glaubwürdig zu gelten.

In Sidi Bel-Abbés wollte es sich mein Reisegefährte nicht nehmen lassen, einige Stunden auf der Jagd zuzubringen. Man stellte ihm umsonst vor, daß dieß nicht die Jahreszeit zum Jagen sei. Er bestand darauf. Zu dem Zwecke nahm er drei Beduinen mit sich, wovon einer sein Gewehr tragen mußte. Die beiden Andern waren Wegweiser und „batteurs“. Diese Jagd scheint übrigens nicht besonders glücklich abgelaufen zu sein, wenigstens war das Resultat davon ein tragikomisches. Der kühne Jäger kehrte nämlich am Abend nicht nur ohne jegliches erbeutete Wildpret, sondern komischer Weise auch ohne sein Gewehr, ja, nur mit einem Stiefel bekleidet, zurück. Das Gewehr war in einen Sumpf gefallen und untergesunken, ohne daß man es wieder aufzufischen verstanden hätte. Der Stiefel

war sammt seinem Eigenthümer in einem Moraste stecken geblieben, aus dem letzterer nur mit Hinterlassung des ersteren sich hatte retten können. Ich ahnte, daß eine Malice der Araber an all' dem Unglück des unberufenen Nimrod Schuld sei. Erst in Maskarah, als mein Reisegefährte von mir Abschied genommen hatte, theilte mir jedoch der Spahis den wahren Sachverhalt mit. Der Jünger des Hubertus hatte während des ganzen ersten Theiles seines Jagdausflugs so schändlich über die Beduinen geschimpft und so viel mit „cochons de Bedouins" um sich geworfen, daß diese aus Rache ihn auf ein recht schwieriges Sumpfterrain führten, wo er stecken blieb, in der Angst sein Gewehr fallen ließ und mit Verlust eines Stiefels froh war, überhaupt noch zu entkommen.

Am dritten Tage seit unserer Abreise von Tlemsen machten wir Mittagsrast bei einem Marabut des Sidi Abd-el-Kader el Dschelali, welchem Heiligen in dieser Gegend besonders zahlreiche Kubbas gewidmet sind. Sidi Abd-el-Kader el Dschelali war bekanntlich der Schutzpatron des so berühmt gewordenen Emirs, dessen Heimathsland, welchem wir uns jetzt näherten, sich durch eine vorzügliche Verehrung dieses Heiligen auszeichnet.

Der Emir selbst unternahm in seiner Jugend eine Wallfahrt nach den sieben Kubbas, welche dem Heiligen in der Nähe von Bagdad gewidmet sind, und in deren einer die irdischen Ueberreste des Marabuts ruhen. Denn Sidi Abd-el-Kader el Dschelali ist weit entfernt davon, ein blos localer Heiliger zu sein. In der ganzen muselmännischen Welt erfreut er sich der größten Verehrung. In Ostindien wird er von allen dortigen Muselmännern als Schutzpatron ihres Vaterlandes

angesehen. So vereinigt er in gleicher Verehrung den Maghreb (Nordwesten von Afrika), wo die Andacht zu ihm höchst verbreitet ist, und das einstige Reich der Moguls, den äußersten Westen und den äußersten Osten des Islams. In Bagdad war es, wo der Heilige zum erstenmale dem jungen, künftigen Emir erschien, und zwar in Gestalt eines Negers, welcher ein Körbchen voll Orangen in der Hand hielt. Der junge Abd=el=Kader fragte den anscheinenden Neger: „Für wen diese Orangen?“ und Jener antwortete: „Für Abd=el=Kader, den Sohn Mahi=ed=Dins, den Sultan der Araber.“ Dreimal wiederholte sich diese Erscheinung, dreimal dieselbe Frage, dreimal dieselbe Antwort. Das Ereigniß wurde vom Vater des Emirs und mehreren andern Arabern, welche gleichfalls den als Neger sich zeigenden Heiligen gesehen hatten, bezeugt. Dieß geschah im Jahre 1828 und vier Jahre darauf wurde Abd=el=Kader, nicht ohne neue Intervention des Heiligen, wirklich zum Emir el=Mumenin, Beherrscher oder Sultan der Gläubigen, ausgerufen. Freilich galt er als Sultan nur bei den Beduinen, d. h. den arabischen oder arabisirten Landbewohnern; die Kabylen, sowie die meist städtebewohnenden Mauren haben ihn nie anerkannt.

Gegen Abend erreichten wir das kleine, in fruchtbarer Gegend gelegene Colonistendorf Aïn Sissif, wo ein europäisches Nachtlager unserer harrte.

Am vierten Tage nach unserer Abreise von Tlemsen kamen wir durch die Gegend, welche dem Stamme der Haschem, jenem Stamme, bei welchem Abd=el=Kaders Macht ihren Ursprung genommen, zum Wohnsitze diente. Um Mittag erreichten wir Hammam ben Hanefia, jetzt eine kleine europäische Colonie, einst ein arabisches

Bad, in dessen Nähe der berühmte Emir geboren sein soll. Da dieser jedoch in keinem Hause, sondern in dem luftigen, oft jährlich seine Lage wechselnden Beduinenzelte das Licht der Welt erblickt hat, so ist begreiflicher Weise die Stelle seiner Geburt, von der man sonst nichts weiß, als daß sie sich bei der Saujah der Gu=jathejah am Uëd=el=Hammam befand, nur annähernd zu bezeich=nen. Ueber das Jahr der Geburt des Sultans der Araber herrscht noch größere Ungewißheit, da diese Beduinenstämme von keinem der Ereignisse des menschlichen Lebens sich das Da=tum zu merken pflegen. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Emir um 1805 — 1806 zur Welt gekommen sei, welches ihm also heute das Alter von 56 — 57 Jahren geben würde. Sein vollständiger Name ist El Hadsch Abd=el=Kader, Uled Mahi=ed=Din, Ben Kadah, Uled Mokhtar. Sein erstes siegreiches Auf=treten fiel in's Jahr 1832, als er die türkische Garnison von Maskarah zernichtete und diese Stadt einnahm, welche von nun an als seine Hauptstadt erscheint. Die drei Stämme, welche zuerst sich um ihn sammelten und auch später immer den Kern seiner Macht ausmachten, waren die oben erwähnten Haschem, die Bordschijah und die Rharaba. Sie sind seit dem Fall des Emirs zum Theil nach Marokko ausgewandert, aber die Mehr=zahl ihrer Stammesgenossen bewohnt noch heute das Heimaths=land Abd=el=Kaders, die Gegend um Maskarah.

Am Abend des vierten Tages erreichten wir das einund=zwanzig deutsche Meilen von Tlemsen entfernte Maskarah. Wir hatten also nur fünf Meilen täglich zurückgelegt; aber bei der langsamen Art wie man in diesem Lande zu Pferde reist (näm=lich immer im Schritt, da die schlecht genährten Thiere auf

größeren Strecken keinen Trab auszuhalten im Stande wären) so repräsentirte diese Reise immerhin einen täglichen Ritt von beinahe zehn Stunden, was hier das Maximum einer Tagestour ausmacht.

Maskarah bringt von Weitem einen imposanten Eindruck hervor. Von hohen ausgemauerten, mit Bäumen bepflanzten Festungsdämmen umgeben, aus denen acht Bastionen und sechs Thürme emporragen, mit sechs Festungsthoren versehen, ruht die einstige Hauptstadt Abd-el-Kaders auf zwei Felsenmassen, zwischen welchen der Uëd Tudmann in silberhellen Wasserfällen sich Bahn bricht. Wie bei so vielen Städten des Orients, entspricht jedoch das Innere nicht diesem majestätischen Aeußeren.

Drei neufranzösische Straßen mit ihren häßlichen Häusern von moderner, schwerfälliger Bauart, bilden das Stadtviertel der 2000 hier lebenden Europäer. Die 5—6000 Araber, welche in Maskarah geblieben sind, bewohnten einen Stadttheil, dessen Häuser jetzt zum großen Theil aus Ruinen bestehen. Von den drei Hauptmoscheen Maskarah's hat leider nur eine ihre Bestimmung behalten können. Die Lieblingsmoschee Abd-el-Kaders, in welcher der Emir dem Gebete in Person vorzustehen pflegte, Aïn Beida, (die weiße Quelle) genannt, ist jetzt eine Rumpelkammer der Militärequipirung, eine andere ist in eine katholische Kirche umgewandelt worden.

Das heutige Maskarah ist verhältnißmäßig neu. Es wurde erst im vorigen Jahrhundert von den Türken auferbaut. Seitdem war es von einer Reihe von türkischen Bey's unter der Oberhoheit Algier's beherrscht worden, von welchen es wenigen gegönnt war, eines natürlichen Todes zu sterben. Seit 1832

bildete es die Hauptstadt des Emirs. Im Jahre 1834 fiel es einen Augenblick in die Hände der Franzosen, konnte aber erst am 30. Mai 1841 definitiv den anderen französischen Besitzungen einverleibt werden.

Seitdem fristet das Festungsstädtchen, in welchem sich eine Garnison von 1200 Mann befindet, ein kümmerliches Dasein. Allen Extremen der Temperatur im höchsten Grade ausgesetzt, seiner hohen Lage wegen eisig im Winter, dagegen glühend heiß im Sommer, namentlich wenn der Wüstenwind, dem es besonders ausgesetzt ist, weht, bildet es keinen beneidenswerthen Aufenthalt. Das französische Hôtel, in welchem ich logirte, das erste des Orts, erfreute sich einer ganz besonderen Vernachlässigung.

Maskarah soll, wie von den meisten Archäologen angenommen wird, die Stelle der einstigen römischen Stadt Victoria einnehmen. Von Alterthümern konnte ich hier nichts entdecken. Ptolemäos ist der einzige alte Geograph, der dieß Victoria anführt. Wahrscheinlich wurde die Stadt zur Zeit des Verfalles des römischen Reiches von rebellischen Mauren zerstört, da später ihr Name nicht mehr genannt wird. Es war so gut wie nichts in Maskarah zu sehen.

So hielt es mich nicht lange in der einstigen Hauptstadt Abd-el-Kaders; und schon nach zweitägigem Aufenthalte schickte ich mich an, nach Oran zurückzukehren. Ich hatte das Glück, meinen Reisegefährten hier los zu werden. Wir sympathisirten in nichts, in gar nichts zusammen und dabei ist es schwer, sich ausschließlich Gesellschaft zu leisten, wie man auf einer solchen Tour natürlich dazu genöthigt wird. Statt seiner schloß sich mir ein junger Engländer an, der sich höchst vortheilhaft vor meinem

Landsmanne auszeichnete. Es war dieß ein junger Mann, welcher um das Arabische zu erlernen nach Afrika gekommen war. Er hatte bereits sehr schöne Fortschritte gemacht und sprach geläufig. Sein Accent war etwas rauh, aber seine Aussprache vortrefflich. Letzteres erregte um so mehr mein Erstaunen, da sonst alle Engländer, welche mir vorkamen, sehr schlecht aussprachen. Bald jedoch klärte sich das Räthsel auf. Mein neuer Reisegefährte war kein Engländer, sondern ein Schotte, und hatte in seiner Jugend sowohl Gälisch (den schottisch-keltischen Dialect), als broad Scotch (den schottisch-angelsächsischen Dialect) gesprochen. Aus diesen Idiomen war er mit der Aussprache des den Engländern unaussprechbaren Ch (wie im deutschen Worte „Tuch") vertraut. So konnte er also das so oft im Arabischen vorkommende خ (ch oder kh) richtig sprechen. Außerdem war ihm das ح (ein überaus stark aspirirtes H, welches unsere Sprache nicht besitzt und das am ersten mit einem G, ähnlich wie im Worte „Magd", verglichen werden kann) bekannt. Was mich jedoch wahrhaft entzückte, war seine richtige Aussprache des Buchstaben ق (eine Art von K, die kein Deutscher aussprechen kann). Das ث (das englische Th) war ihm aus seiner Muttersprache geläufig. Ueberhaupt hatte er sich mit der Aussprache des Arabischen Mühe gegeben, was sonst so wenig Orientalisten thun. Die Franzosen sind ohne Zweifel Diejenigen, welche Arabisch am schlechtesten aussprechen. Selbst die Professoren der arabischen Sprache in Algerien und die officiellen Dollmetscher, wenn sie nicht Eingeborne sind, haben einen kläglichen Accent. Der Franzose kann den wahren Laut der arabischen Buchstaben ح, خ, ذ, ع, غ, ق nicht hervorbringen. Unter allen Europäern,

welche arabisch lernen, nehmen, was Aussprache betrifft, die romanischen Völker die tiefste Stufe ein. Die Spanier haben zwar für den Gaumenlaut ج in ihrem Jota ein Equivalent, aber dafür können sie das ج (Dschim) nicht aussprechen. Die Deutschen können, wenn sie sich ernsthafte Mühe geben, fast alle arabischen Buchstaben auszusprechen lernen, mit einziger Ausnahme des ق, welches letztere ihnen nie gelingen wird. Die Engländer sprechen fast eben so schlecht, wie die Franzosen, aus; Schweden und Dänen wenig schlechter, als Deutsche. Am allerbesten ist die Aussprache der Angehörigen der slawischen Nationen. Die Griechen sprechen ein lächerliches Arabisch, welches wie Vogelgezwitscher klingt. Die Türken haben die größte Mühe mit der Erlernung des Arabischen, welches sie doch ihrer Religion wegen sich aneignen müssen. Uebrigens sind die verschiedenen arabischen Stämme weit entfernt davon, alle richtig auszusprechen. Im Maghreb hat die Stadt Algier die beste Aussprache für den Buchstaben ق, welchen die Beduinen des Innern wie ein G in „Gut" ertönen lassen. Dagegen spricht man in Algier das ت (T) stets falsch und zwar immer wie Tsch oder Z, während im Innern dieser Buchstabe richtig ausgesprochen wird. Die Marokkaner können das ج (Dschim) nicht aussprechen, sondern sagen stets Schim. Bekanntlich sprechen die Egypter diesen Buchstaben noch unrichtiger, nämlich wie ein G in „Gut" aus. So lautet z. B. das Wort Pilger in Marokko Hasch, in Algier Hadsch und in Egypten Hagg. Die feine Aussprache des ث, des ذ und des ض ist im gewöhnlichen Leben ganz verloren gegangen. Man hat viel von der Verdorbenheit des maghrebinischen Dialects ge-

sprochen und ihn sogar eine andere Sprache, als Arabisch, genannt. Dieß ist eine Verleumdung, von den Bewohnern des Orients ausgegangen. Ich habe aber auf meinen Reisen im Orient gefunden, daß die Syrer, und selbst die hochgepriesenen Egypter, weit entfernt davon sind, richtig zu sprechen. Die beste Aussprache schien mir die von Irac=arabi (der Gegend um Bagdad) zu sein, Arabien selbst war es mir nicht gegönnt, zu besuchen. Aber der berühmte Reisende Burkhardt meldet uns, daß dort die Aussprache mehrerer Buchstaben ebenfalls zu wünschen übrig lasse. So sagt er, das ق klinge dort bald wie ein leichtes G, bald wie ein ع (Ain), letzteres ähnlich, wie man es in Syrien spricht. Beides ist aber falsch; das ق ist ein starkes K. Es ist ein Buchstabe der härter betont wird, als das ك (das gewöhnliche Kaf). Diesen Buchstaben, den schwersten im ganzen arabischen Alphabet, spricht man in der Stadt Algier vielleicht am besten aus, aber dort auch nur die echten Mauren, die Araber und Juden sagen stets G.

Der erste Tag auf der Reise von Maskarah nach Oran brachte uns durch das Aghalik der Beni Schugran, zu welchem die Stämme die Beni Messir, der Beni Assi Benessa und die Ulad Sïd gehören, nach dem Uëd el Hammam, welchen Fluß wir bei dem Dorfe gleichen Namens durchwateten. Abends erreichten wir El Sig, neuerdings St. Denis getauft, eine militärische Station in fruchtbarer, wohlangebauter Gegend, wo es uns gegönnt war, bei einem sehr freundlichen Capitän des Bureau arabe, welcher ebenso, wie ich, über das gute Arabisch meines Reisegefährten entzückt war, ein Unterkommen zu finden. Der Sig, ein reißender Bergstrom, welcher die Ebene von St.

Denis durchfließt, pflegte früher die ganze Gegend periodisch zu überschwemmen und die Anpflanzungen zu zerstören, während die Landschaft in den Sommermonaten so gut wie wasserlos blieb. Seit der französischen Besitzergreifung hat man, eine halbe Meile vom Dorf entfernt, eine 30 Fuß hohe und 130 Fuß lange Mauer von Quadersteinen im Flußbett auferbaut, welche das Wasser außerhalb der Ueberschwemmungszeit aufhält, und das Ueberfließende in eine Menge kleiner Kanäle vertheilt, die einen Raum von vier deutschen Quadratmeilen bewässern. Zur Zeit des Wachsens des Flusses öffnet man die Schleußen aller Kanäle auf einmal und entgeht so den Ueberschwemmungen. Auf diese Weise hat die Civilisation den früheren Zerstörer der Gegend nützlich zu machen gewußt.

Am zweiten Tage seit unserer Abreise von „Maskarah" kamen wir über die Schlachtfelder des Sig und der Habra, wo Abd-el-Kader 1835 nach seinem Hauptsiege bei La Makta von den Franzosen rächende Niederlagen zu erleiden hatte.

Abends erreichten wir Valmy, früher Camp du Figuier von einem hier befindlichen ungeheuern Feigenbaum genannt. Hier wurde der Emir am 27. Mai 1833 vom General Desmichels auf's Haupt geschlagen. Am 16. Juni 1835 schloß General Trézel in Valmy den Vertrag mit den dem Emir feindlichen Stämmen der Duär und Smehlah ab, welcher diese für immer der französischen Sache gewann. Valmy ist eine ziemlich blühende Colonie, von 400 Europäern, worunter viele Spanier und einige Deutsche, bewohnt.

Am dritten Tage seit unserem Wegritte von Maskarah kamen wir durch das zwei Meilen von Valmy entfernte Colo-

nistendorf La Senia, 1844 gegründet, welches eine Bewohnerzahl von 5 — 600 Seelen besitzt, von denen der bei weitem größte Theil Spanier sind. Diese mit der Landbewässerung vermittelst des Radbrunnens, Noria genannt, so sehr vertrauten Leute haben in dieser regenarmen Gegend durch Kunst eine Anzahl fruchtbarer blühender Gemüsegärten geschaffen. La Senia liegt nur eine Meile von Oran entfernt, welches letztere ich noch vor Mittag, seit einem Monat zum zweitenmale, begrüßte.

Mein Reisegefährte hatte alle seine Taschen voll von Empfehlungsbriefen an verschiedene Autoritäten des Innern gehabt. Unter diesen waren auch mehrere, welche er nicht hatte abgeben können, da wir gar nicht durch die Orte gekommen waren, wo sich die Adressaten befanden. Wir amüsirten uns bei unserer Ankunft in Oran, diese Briefe zu öffnen, eine Neugierde, die jedoch, wenigstens was den Engländer betraf, gestraft werden sollte. Denn zu unserm Erstaunen fanden wir, daß eines dieser vermeintlichen Empfehlungsschreiben eher das Gegentheil war. Der Brief war vom Capitän des Bureau arabe in Maskarah ansgestellt und lautete etwa folgendermaßen:

„Lieber Freund! Wieder so ein langweiliger Engländer, welchen mir der General Jussuf empfohlen hat! Ich weiß nicht, was diese unverschämten Insulaner (sic) in unserem Algerien thun wollen. Jedenfalls sind sie für uns Offiziere des Bureau arabe eine entsetzliche Plage. Besagter Brite hat mich gebeten, ihn an Dich zu empfehlen. Ich thue es deshalb, da ich es nicht verweigern kann. Indeß bin ich weit entfernt davon, Dir große Freundschaft für ihn zu empfehlen. Wenn er von Dir

Maulesel oder Pferde verlangen sollte, so verschaffe ihm womöglich solche, die einen harten und unbequemen (dure et incommode) Marsch haben. Nur mit ein wenig Mißhandlung kann man diese zudringlichen Insulaner los werden 2c. 2c. 2c". Und diesen Brief, beinahe einen Uriasbrief, hatte mein Freund 3—4 Tage lang wie seinen Augapfel gehütet und, wie einen kostbaren Talisman, in seiner Brusttasche mit sich herumgetragen!

In Oran ward uns der Besuch einer lächerlichen und pomphaften Persönlichkeit, eines Arabers, welcher sich den komischen Namen Sidi Ali el Kebir, das heißt, „Ali der Große" beilegte. Er trug einen Anzug von scharlachrothem Tuch, mit Gold gestickt. Sein Turban war von der Art, welche die Araber „Jasmin" nennen. Diese „Jasminturbane" sehen aus, als wenn sie vergoldet wären, d. h. sie haben goldene Blumen auf weißem Grunde, aber stets mehr Blumen, als freien, weißen Raum. Sidi Ali el Kebir war übrigens keine sehr vornehme Persönlichkeit. Er ernährte sich durch Stundengeben im Arabischen. Mein Freund hatte bei ihm Unterricht genommen. Sidi Ali war kein Gelehrter. Er kannte weder den Koran noch die Grammatik; aber er hatte als Lehrer einen großen Vorzug, der ihn vor manchem Gelehrten auszeichnete: Er gab sich nämlich Mühe mit seinen Schülern. Freilich konnte man nichts von ihm lernen, als Reden und Aussprechen. Doch war es ein großer Vortheil, einen Lehrer zu finden, der auf die Aussprache den Werth legte, welchen sie verdient. „Ali der Große" war jetzt in Oran als Dollmetscher angestellt, da er einer der wenigen Mauren ist, die französisch lesen und schreiben können. Es ist aber Schade, daß nicht alle seine Eigenschaften so vortrefflich

waren, wie seine Fähigkeiten zum Lehren. Ali war ein schlechter Muselmann. Ein schlechter Muselmann ist aber ärger als ein Heide, was die Moral betrifft. Ali liebte zu trinken, und wenn der Araber einmal zu trinken anfängt, dann ist er auch schon auf dem besten Wege zu völliger Demoralisation. Nächst dem Trinken liebte er auch das Spiel. In der Algerie wird nämlich von Franzosen, Juden und schlechten Muselmännern sehr viel und hoch Hazard gespielt. Die Regierung läßt es geschehen. „Ali der Große" wurde so sehr durch diese seine zwei Hauptpassionen in Anspruch genommen, daß er gewöhnlich nicht Zeit fand, sich mit seiner legitimen Ehehälfte zu beschäftigen und nicht Geld übrig hatte, um dieser achtbaren Dame das tägliche Brod verabreichen zu können. Dieß war so weit gekommen, daß seine Frau ihn beim Kadi verklagt hatte. Sein Besuch fand hauptsächlich deßhalb statt, um uns zu bitten, wir möchten ihn doch mit nach Algier nehmen, d. h. für ihn die Reise bezahlen, was wir denn auch thaten, denn als Arabist war er uns kostbar. Nach mehrtägigem abermaligen Aufenthalt in Oran, kehrten wir nach der Hauptstadt Algeriens zurück.

Viertes Buch.

Die große Kabylie.

Die große Handlung

Roman

Erstes Capitel.

Dellys.

Ritt von Algier nach Dellys. — Maison Carrée. — La Rassauta. — Cap Matifu. — Rusgunia. — Der „Hafen der Hühner". — Der alte Seeräuber. — Dschinet. — Landschaftspanorama um Dellys. — Rusuccurum. — Alterthümer.

Die Reise von Algier nach dem 13 deutsche Meilen weiter östlich an der Küste gelegenen Dellys, welche noch vor wenigen Jahren große Schwierigkeiten darbot, läßt sich jetzt mit Leichtigkeit vermittelst der Diligence in Zeit von zwölf Stunden zurücklegen. Dieses Beförderungsmittel verschmähte ich jedoch, weil die Wagenstraße nicht dem Meer entlang lief; denn der Weg längs demselben schien mir bei Weitem der interessanteste. Führte er doch durch eine an antiken Resten reichere Gegend. Auf ihm konnten meine Pfade fast ununterbrochen der Richtung der einstigen Römerstraße folgen.

So verließ ich denn zu Pferde, von einem Spahis begleitet, an einem schönen Septembermorgen die Stadt der Dey's, um meine Reise im östlichen Algerien mit der Küstentour von Algier über Dellys nach Bougie zu beginnen.

Unser Weg führte uns zuerst durch die, meinen Lesern schon bekannte, nächste, östliche Umgebung Algiers, dessen schöne Villen nnd Gärten in dieser Richtung eine Landschaft von der Länge einer deutschen Meile ausfüllen. Dann folgte eine zum kleineren Theile bebaute, zum größeren Theile aber von Unkraut bedeckte, wildgestrüppte Ebene, ein Theil der Metidscha, welche sich in dieser Gegend bis an das Meer erstreckt. An der Mündung des Flusses Harratsch passirten wir Maison Carrée, so genannt nach einem großen viereckigen, karawansereiartigen Fort aus der Zeit der türkischen Herrschaft, in dessen Nähe sich jetzt ein französisches Dorf gebildet hat. Letzteres fristet, in Ermangelung des Ackerbaues, wozu seine Bewohner zum großen Theil zu faul sind, vorzüglich seine Existenz von der Ausbeutung der vergnügungssüchtigen Algierer, die oft Ausflüge, für welche die Jagd als Vorwand dient, hierher machen. Diese Sonntagsjäger, welche meist nur unvollkommene Begriffe vom Schießen haben, ziehen es gewöhnlich vor, den größeren Theil des Tages in den Kaffeehäusern und Restaurants von Maison Carrée zuzubringen, von wo aus sie in blühender Betrunkenheit des Abends in holprigen Omnibussen nach Algier zurückkehren.

Etwas weiter ritten wir an dem neuen, von den Franzosen erbauten Fort de l'Eau, einer kleinen Befestigung, am Meere gelegen, vorbei. In deren Nähe ließen wir rechts eines der wichtigsten Colonistendörfer der Algerie, La Rassauta genannt, liegen, welches seine Blüthe vielleicht dem Umstande verdankt, daß seine Gründer fast alle Spanier und nicht Franzosen gewesen waren. An dieser Stelle hatte sich kurz nach der Eroberung des Landes durch die Franzosen ein polnischer Fürst, Namens von

Mir, niedergelassen und von der Regierung eine sehr bedeutende Concession Landes erlangt. Aber die Polen, welche in andern Dingen so viele Aehnlichkeit mit den Franzosen haben, gleichen ihnen auch darin, daß sie eben so schlechte Colonisten sind, wie diese. Einen Beweis davon lieferte der vornehme Fürst von Mir, welcher, statt sich um die Urbarmachung des ihm verliehenen Landes zu kümmern, seine Zeit mit Maitressen, Champagnertrinken, Jagden, Gesellschaften und dergleichen europäischem Schwindel hinbrachte. Dieses, seinen Mitteln nicht angepaßte Leben führte ihn bald zu einem glänzenden Bankerott, und der große Colonist verließ beschämt den Schauplatz seines thatenreichen Nichtsthuns. Jetzt ernährt dieser Boden, welcher dem vornehmen, polnischen Flüchtling nicht genug zum Leben für ihn allein abwarf, ein fleißiges Völkchen von 500—600 Mahonesen, unter welche die Regierung die Concession des Fürsten von Mir nach dessen Verunglückung hatte vertheilen lassen.

In der Nähe von La Rassauta passirten wir den Uëd el Khamis, einen kleinen wasserarmen Steppenfluß, welcher unweit von hier in's Meer mündet. Um Mittag erreichten wir das vier deutsche Meilen von Algier entfernte Cap Matifu, arabisch Ras Temendfus genannt, welches den östlichsten Punkt der Rhede von Algier bildet. In der Nähe dieses Caps befinden sich die drei kleinen Colonistendörfer Aïn Taja, Aïn Bida und Matifu, sämmtlich zum großen Theil ebenfalls von den fleißigen Mahonesen bewohnt. Am Ras Temendfus, das ohne Zweifel das Rus-Guhn der Phönicier und Karthager war, befand sich zur Römerzeit die Colonie Rusgunia (das *Ρουσγόνιον* des Ptolemäos), von welcher man die Ruinen noch deutlich unweit des Vorgebirges erblickt.

Gesenius leitet den Namen Rusgunia von dem phönicischen Rus Khonah (ראש־כָּנָעָה) ab, welches „Vorgebirg des Winkels" (griechisch γάνια) bedeuten soll.

Ptolemäos giebt die Entfernung von Icosium (Algier) nach Rusgunia (Matifu) auf 30 Minuten an. Dieß ist zu viel, selbst wenn man die Längengrade des Ptolemäos um ein Drittel reducirt. Der alexandrinische Geograph giebt nämlich der ihm bekannten Welt, d. h. jenem Theil der Erde, dessen westlichsten Punkt etwa die Insel Ferro bildet und dessen östlichster in Hinterindien gesucht werden muß, eine Ausdehnung von 180 Längengraden. Dieser Abschnitt der Erdkugel mißt aber in Wirklichkeit nur 120°. So sind also die Längengrade des Ptolemäos, im Durchschnitt gerechnet, nur gleich 40 Minuten heutiger Rechnung, also 30 Minuten des Ptolemäos gleich 20 heutigen Minuten. In der Mauritania Cäsariensis und in Numidien muß man die Längengrade des Ptolemäos jedoch im Durchschnitt noch kleiner annehmen. Was die heutige Algerie betrifft, d. h. das Land zwischen dem Fluß Malua und Tabraca gelegen, so giebt Ptolemäos diesen Gegenden eine Ausdehnung von 20 Längengraden. Malua (der heutige Mulujah, der geographische Grenzstrom des westlichen Algeriens) liegt nach dem Alexandriner unter 11° 10′ und Tabraca (die östliche Grenze Algeriens) unter 31° 15′ der Länge. Dies giebt eine Längenausdehnung von 20° 5′. Die ganze Länge der Algerie beträgt aber in Wirklichkeit nur 11 Grade. Man müßte also, um in Algerien annähernd richtige Resultate zu bekommen, die Längengrade des Ptolemäos beinahe auf die Hälfte reduciren. Wenn man also die 30 Minuten der Entfernung zwischen Algier und Matifu nach des Ptolemäos fehlerhafter Rechnung reducirt,

so erhält man 15 Minuten, und das entspricht genau der Wirklichkeit.

Ich sah in Temendfus mehrere, noch einigermaßen erhaltene Gewölbe, Reste antiker Thermen, auch eine ziemlich wohlconservirte Mosaik. Die Fundamente einiger römischer Häuser waren deutlich zu unterscheiden; in dem am östlichsten gelegenen konnte ich den Raum des Atriums und Peristyliums traciren. Auch sah ich überall tiefe festungsartige Graben, über deren Bestimmung man noch nicht aufgeklärt zu sein scheint.

Der vortreffliche Hafen, welchen das Cap Matifu der Natur verdankt, muß der einst hier gelegenen Stadt eine weit größere Bedeutung verliehen haben, als das nahe Icosium, die Vorgängerin Algiers, wohl jemals erlangt hat.

Wir besitzen mehrere Inschriften, welche auf Rusgunia bezüglich sind. In einer, im Museum zu Verona befindlichen, wird ein gewisser G. Gargilius „Decurio der beiden Colonien Auzia und Rusgunia" genannt. Auzia war eine Stadt des Innern, das heutige Aumale. Der Umstand, daß Auzia mit Rusgunia und nicht mit dem eben so nahen Icosium in directer Verbindung stand, wirft ein neues Licht auf die einstige Bedeutung Rusgunia's und die Unbedeutendheit der Mutterstadt Algiers.

Daß Rusgunia, ebenso wie Icosium und wie beinahe jedes Dorf in Afrika, in der christlichen Periode ein Bisthum war, versteht sich fast von selbst. Zwei Bischöfe von Rusgunia sind der Vergessenheit entronnen.

Das maurische Algier ist zum großen Theil mit den Steinen Rusgunia's auferbaut worden; denn die Baureste des alten Icosiums genügten dazu nicht zur Hälfte. In alten maurischen

Häusern Algiers findet man deßhalb oft neben Inschriftstafeln Icosiums solche von Rusgunia. Die faulen Muselmänner fanden es viel bequemer, die römischen Bausteine von Matifu herholen zu lassen, als selbst welche zu brechen. Trotz dieses vandalischen Raubes, der Jahrhunderte lang fortgesetzt wurde, sind die Ruinen Rusgunia's dennoch verhältnißmäßig bedeutend.

Der Hafen des Ras Temendfus war noch zur Zeit Edrissi's wohlerhalten. Dieser sicilisch-arabische Geograph spricht von der halbzerstörten Stadt Temendfus, dem alten Rusgunia, welches zu seiner Zeit noch zum Theil bewohnt war. Jetzt ist Rusgunia nichts als ein Ruinenhaufen; sein Hafen unbenutzt und vernachlässigt.

Etwas östlich vom Cap Matifu kamen wir im Weiterreiten an einer Quelle vorbei, welche den eigenthümlichen Namen: „Eschrob-u-Herob" führt, welche arabische Worte: „Trink und gehe von dannen" bedeuten. Einige erklären den Ursprung dieses seltsamen Namens aus der ungesunden Beschaffenheit der Gegend, wo Fieber das Loos des Verweilenden sein würde; während Andere ihn von der Gefahr herleiten, welche die Seeräuber früher dem hier Ruhenden bereiteten.

An diesem wichtigen Punkte, welcher die Küstenstraße beherrscht, befand sich zur Zeit des Ptolemäos ein römisches Castell, Namens Rusikibar. Der römische Name ist offenbar phönicischen Ursprungs. Rus ha Khabar (ראש-הכבר) heißt: das große Vorgebirge. An diesem Beispiel kann man so recht deutlich die Aehnlichkeit der arabischen Sprache mit der phönicischen sehen. Arabisch würde das große Cap: Ras el Kebir heißen. Hier ist außer dem Artikel (Ha und El) der Unterschied nur in den Vo-

calen, und wer semitische Vulgärsprachen kennt, weiß, was für ein höchst unbestimmtes und variirendes Ding ein Vocal in diesen Idiomen ist.

Das Itinerarium Antonini nennt diesen Ort Rusubbicar und die Notitia Numidiae Busubicaris. Auch dies obscure Römerstädtchen war im Jahre 484 ein Bisthum.

Vom Cap Matifu bis nach Mers-el-Dschadsch verläuft die Küste eben und ohne hervorragende Punkte. Gegen Abend erreichten wir letztere Stelle, wo, wie der arabische Name Mers aussagt, sich ein Hafen befindet. Dieser Hafen ist jedoch so klein, daß man ihn Mers el-Dschadsch, d. h. Hafen der Hühner, genannt hat. Man hat an diese Stelle das Cisi Municipium des Itinerars verlegen wollen. Ich glaube jedoch mit Berbrugger, daß letzteres in dem etwa vier deutsche Meilen östlicher gelegenen Küstenpunkte Dschinet zu suchen sei. Hier möchte dagegen das Modunga des Ptolemäos liegen.

„Wo denken Sie hier zu übernachten?“ frug mich der Spahis, als wir eben den leeren „Hafen der Hühner“ vor uns liegen hatten.

„Wo? Ja, wo? Das möchte nicht leicht zu beantworten sein,“ erwiderte ich, denn an ein Haus war in dem Mers el-Dschadsch nicht zu denken. Weit und breit nichts, als öde, einsame Steppenlandschaft und Meer.

„Und Du?“ wandte ich mich zu dem arabischen Soldaten, denn diese Helden, so dumm sie auch aussehen, besitzen doch zuweilen nicht unpraktische Ideen.

„Ich?“ entgegnete dieser, „werde in dem Gurbi übernachten, welches Sie da unten sehen.“

„Ein Gurbi? Wo liegt ein Gurbi? Ich sehe weit und breit keines."

„Blicken Sie in jene Ecke, dort am Meere, zwischen dem Felsenvorsprung und der Sandfläche des Strandes."

„Das? Das ist ja ein Haufen unordentlich zusammengeworfener Reiser!"

„Nein! Das ist ein Gurbi! Ich kenne es. Versuchen Sie es übrigens einmal, mit mir dahineinzugehen, und Sie werden dort vielleicht ein Nachtquartier finden."

Wir stiegen hinab zu dem Gurbi. Eine solche Wohnung hatte ich freilich noch nicht gesehen. Bisher kannte ich nur die zerfetzten Gurbis der Landaraber. Dies Gurbi dagegen war eine arabische Fischerhütte. Es war enge und sehr niedrig und lag dicht am Meeresstrande, so daß die Wogen jeden Augenblick seine Schwelle benetzten. Die Reiser waren nur lose zusammengefügt, so daß, wenn es geregnet hätte, das Gurbi unfehlbar in's Meer geschwemmt worden wäre. In diesem Ding mußten wir nun übernachten und noch froh sein, daß man uns dieß gegen ein Trinkgeld gestattete. Der Spahis legte sich in einen Winkel, aß einige getrocknete Sardinen, deren die Fischer hatten, und schlief ein. Ich nahm all meine Hemden und Kleider aus dem Nachtsack und machte mir damit eine Art von Bett. Aber schlafen konnte ich lange nicht. Statt dessen beobachtete ich die Fischer. Es waren ihrer etliche sechs. Einer davon gefiel mir. Dieß war ein etwa sechzigjähriger alter Mann mit wahrhaft kriegerischen Zügen, welche sehr gegen seine friedliche Beschäftigung contrastirten.

„Du bist," so redete ich ihn an, „gewiß nicht Dein Leben lang Fischer gewesen."

„Ich?" erwiderte dieser. „Nein! Ich habe die Guerra gemacht."

Die Guerra (Krieg in der Linguafranca) ist der allgemein geltende Beschönigungsausdruck für Seeräuberei.

„Hast Du auch viele Rumihs umgebracht?" frug ich ihn.

Seine Augen funkelten unheimlich, als wollten sie sagen: „Ja, recht viele." Aber sein Mund sprach das Gegentheil aus: Er habe nie einen getödtet, sondern alle Rumihs, die er fing, stets für Rechnung des Pascha's auf den Sklavenmarkt abgeliefert. Das war etwas starke Heuchelei. Aber so sind alle alten Seeräuber, die ich in Algerien kennen gelernt habe. Keiner von ihnen will von seinen Abenteuern etwas erzählen. Namentlich, was die von ihnen geraubten Frauen betrifft, so sind sie so schweigsam, als ob diese Damen noch heute jung und schön und Favoritinnen ihres Paschas wären.

Am Morgen verließen wir das elende Gurbi und erreichten gegen 11 Uhr dieses zweiten Tages seit unserer Abreise von Algier Dschinet. Dschinet, der Mers Dschanet des Ebn Haukal und des El Bekri*), soll seinen Namen, welcher „das Paradies" bedeutet, nach einem, wie durch Wunder in dieser Bai vor dem Sturm, dem es schon eine sichere Beute erschienen war, geretteten Schiffe führen. Letzteres ist eine phantastische, arabische Ety-

---

*) El Bekri, siehe Quatremère Monuments de la bibliothèque du Roi, Tome XII. und Slane im Journal asiatique. Serie V. Theil 12, 13, 14.

mologie, welche uns der berühmte Reisende des vorigen Jahrhunderts, Dr. Shaw, überliefert hat. Dieser Gelehrte, im Vorbeigehen sei es gesagt, soll, wie man in neuester Zeit behauptet hat, seine so vortreffliche und so wahre Schilderungen enthaltende Reisebeschreibung in Wirklichkeit nur dem Hörensagen nach und zwar in der stillen Muse seines Studirstübchens in Algier, wo er englischer Consulatscaplan war, verfaßt haben. Ich sage, „er soll", denn ich bin weit entfernt davon, einer Ansicht beizupflichten, welche uns den Vater aller Reisenden im Maghreb (Nordwesten von Afrika) verketzert. — Der wirkliche Name Dschinet kommt von dem Geschlechtsnamen der Beni Dschenad, einem Kabylenstamme, welcher schon seit Alters in diesen Gegenden hauste.

Das Cisi Municipium des Antonin, welches wahrscheinlich an der Stelle von Dschinet lag, ist das Kisse des Ptolemäos, das Cassite der Notitia. Von letzterer wird es als Bischofssitz erwähnt. Sein Bischof Quodvultdeus verstarb auf der Reise, welche er nach dem Concil von Karthago im Jahre 411 angetreten hatte, und erregte passiver Weise unter den frommen Vätern des Concils einen Streit, weil man darüber uneinig war, welcher Meinung er gewesen sei. Er war übrigens wahrscheinlich Donatist.

Nahe bei Dschinet passirten wir den Uëd Isser, den Grenzfluß der großen Kabylie, einen zwar bei den Einheimischen hochberühmten, aber im Ganzen doch ziemlich unbedeutenden, im Sommer beinahe wasserlosen Strom.

Hier sprengten plötzlich zwei Reiter an uns vorbei. Es waren zwei französische Offiziere, der eine blutjung, der andere

ein martialisch aussehender Vierziger. Kaum hatten sie uns überholt, so hielten sie in ihrem gestreckten Galopp inne und bewegten sich eine Zeit lang in demselben Schritte, wie wir, vor uns hin. Sie führten ein Gespräch, von dem ich fast Alles hören konnte. Es interessirte mich jedoch nicht besonders. Plötzlich jedoch vernahm ich Folgendes: der Gelbschnabel, der wohl eben erst aus St. Cyr gekommen sein mochte, stellte die inhaltschwere Frage:

„Was sind die Kabylen?"

Ja! Was sind sie? Kleinigkeit! Um dieß zu beantworten, dazu müßte man erstens ihren Ursprung kennen; denn wer kann sagen, was ein Volk ist, ohne seine vollständige Geschichte zu wissen? Aber der dicke Capitän fand die Antwort nicht so schwer. Er sagte: „Les Kabyles sont des Arabes, qui parlant la langue Kabyle." (Die Kabylen sind Araber, welche kabylisch reden.) Man könnte mit eben demselben Recht die Frage: „Was ist Weiß?" beantworten: „Weiß ist Schwarz, welches wie Weiß aussieht."

Doch der Capitän hatte nicht die Absicht, ein Paradoxon aufzustellen. Er gebrauchte das Wort „Arabes" im Sinne der französischen Soldaten, welche alle Eingebornen „des Arabes" oder, wenn sie verächtlich reden wollen, „des Bédouins" nennen. Der junge Gelbschnabel jedoch, treu dem Grundsatz, daß ein Narr mehr fragen kann, als zehn Weise beantworten können, fragte weiter: „Was ist die kabylische Sprache?" Worauf der Capitän ebenso richtig, wie vorher, antwortete: „Le Kabyle est un patois de l'Arabe." (Das Kabylische ist ein Dialect des Arabischen.) Und dieser Mann war zwanzig Jahre in Afrika gewesen!

Nach diesem Bilde voll europäischer Gewöhnlichkeit sollte ein anderes echt afrikanisches an uns vorüberziehen. Plötzlich kam ein Trupp arabischer Spahis im wallenden rothen Bernus, mit goldgestickten Jacken und hohen amaranthrothen Stiefeln angesprengt. Es waren schöne kriegerische Gestalten, die zwar im Dienste Frankreichs standen, aber doch das prosaische Gewand der Civilisation, die steife Uniform, noch nicht angelegt hatten. In ihrer Mitte führten diese Reiter ein gefangenes menschliches Wesen, dessen Geschlecht von Weitem nicht zu errathen war. Je näher jedoch die Spahis kamen, desto deutlicher wurde die seltsame Erscheinung, welcher sie zur Escorte dienten. Ich erkannte eine Frau, eine junge Kabylin von großer Schönheit, die völlig unverschleiert ging, denn die Beduininnen und Kabylinnen bedienen sich der Gesichtsverhüllung nicht. Warum war dieses Mädchen gefangen genommen worden, und warum wurde es in Fesseln nach Algier abgeführt? Diese junge Kabylin war eine begeisterte Freiheitsheldin, eine enthusiastische Prophetin, eine afrikanische Jungfrau von Orleans, die ihr kaum unterworfenes Volk zum Kampf gegen die gallischen Unterdrücker aufgereizt hatte. Lellah Sorajah, so hieß sie, war die Tochter eines mächtigen Kabylenhäuptlings, welcher lange den Franzosen getrotzt, aber endlich sich ihnen hatte unterwerfen müssen. Der fanatische Krieger hatte sein stolzes Haupt vor dem Sieger gebeugt. Aber seine Tochter, ein junges Mädchen von kaum fünfzehn Jahren, wollte ihr schönes Haupt nicht unter das Joch des verhaßten Feindes schmiegen. Lellah Sorajah erklärte ihren Vater für einen Feigling, verließ sein Haus und zog, von einer Schaar freiheitsmuthiger Jünglinge gefolgt, durch die Berge und

Thäler Kabyliens, Freiheit predigend und den Haß der Gemüther gegen Frankreich schürend. Ihre große Schönheit predigte vielleicht eben so beredt, als ihr zarter Mund. Ueberall, wo sie hinkam, loderte die Flamme des Aufruhrs empor. Das konnte das Bureau arabe, jener ewige Spion und Wächter der Eingeborenen, natürlich nicht ruhig mit ansehen. Der Gouverneur, durch das Bureau benachrichtigt, stellte einen Preis auf den Kopf des begeisterten Mädchens. Lellah Sorajah fiel jedoch lebend in die Hände ihrer Feinde und zwar, wie man sagt, durch Verrath. Ein Kabyle, der in die junge Prophetin verliebt war, wünschte sie zu ehelichen; aber Lellah Sorajah wollte keinen Mann. Sie lebte nur für ihr Vaterland! Sie war eine reine Braut der ewigen Freiheit, eine zweite Johanna von Orleans. Der Kabyle wurde aus einem glühenden Liebhaber ihr verrätherischer Feind, und überlieferte sie den Franzosen.

Es war merkwürdig anzusehen, wie das Prestige dieser afrikanischen Judith selbst auf ihre Wächter wirkte. Denn die arabischen Spahis, welche ihr zur Escorte dienten, schienen sie durchaus nicht wie eine Gefangene zu behandeln, sondern begegneten ihr eher wie einer Fürstin, deren Ehrenwache sie bildeten. In Algier sollte Sorajah vielleicht in einen entehrenden Kerker, mit gemeinen Verbrecherinnen zusammen, geworfen werden. Aber auf dem Wege zu dem Gefängniß feierte die jugendliche Heldin ihre Triumphe. Ihre Hände waren zwar gebunden, aber dennoch glich sie einer Königin. Eine eclatante Huldigung wurde ihr zu Theil, während ich ihr noch in Sehweite nahe war. Eine Schaar von etlichen hundert Kabylen kehrte von einem Markt der Nachbarschaft nach Hause zurück und begegnete ihr. Als sie

die junge Prophetin sahen, hielten sie Alle an. Jeder stieg von seinem Pferde oder Maulthier, näherte sich dem Mädchen und Jeder drückte einen brünstigen, andächtigen Kuß auf die gefesselte Rechte der Freiheitsheldin. Es war wie eine Procession zu einem Heiligthum. Als Alle ihr die Hand geküßt hatten, hob die Prophetin segnend ihre Rechte empor. Dann ritt sie weiter mit ihren Wächtern.

Von Dschinet an gewann die bisher flache Küste einen anderen Charakter und verdiente den Namen des „hohen Landes", welchen bereits Abulfeda ihr beilegt. Die erhabenen Gipfel der großen Kabylie, überragt von den mächtigen Spitzen des Dscherdschera, begrenzten die Landschaft im Süden, während gen Westen und Norden hin ein zackiges, phantastisch geformtes Hügelland seine Ausläufer bis zum Meere entsendete. Drei Landspitzen, welche nördlich in das Meer hineinragten, die Spitze von Tedles, der Dschebel Buberak und das Cap Dschinet bildeten zusammen das Vorgebirge des Ras Beni Dschenad. Der bei Weitem hervorragendste Punkt dieser drei war aber der Dschebel Buberak, welcher von allen Seiten hier die unterworfene Küste beherrschte. Das Ras Beni Dschenad war im Mittelalter unter dem Namen Cap Bengut bekannt gewesen, aus welchem die alle Benennungen verhunzenden Spanier ein Cap Beneganeto gemacht hatten.

Nachdem wir das stille Wasser des Uëd Sebâu, das Serbetis des Ptolemäos, passirt hatten, erreichten wir am Abend des zweiten Tages das freundliche Städtchen Dellys, das einstige römische Rusuccurum, das Tedles des Mittelalters, dessen vortrefflicher Hafen seinem Handel schon in früheren Zeiten eine

große Bedeutung gesichert zu haben scheint. Das Städtchen und seine Umgebung boten von Weitem höchst malerische Bilder dar. Die Landzunge des Cap Dellys, welche den natürlichen Schutzdamm seines Hafens bildet, streckte sich enge und lang in das tiefblaue Meer hinaus; ihren höchsten Punkt krönte ein zierlicher Marabut oder Kubba mit seiner schön gewölbten blendend weißen Kuppel, um dessen Fuß zahlreiche Grabsteine der Gläubigen zerstreut lagen. Westlich von der Stadt zog sich etwa eine Meile lang am Meere eine fruchtbare, von Gärten und Landhäusern bedeckte Ebene dahin, und bildete gegen die nahen finstern Berge der Kabylie einen lieblichen, lachenden Contrast. Im Südost erhob sich einsam aus einer verhältnißmäßig niederen Bergesgegend der Gipfel des Dschebel Beni-Selim, dessen höchster Bergesrücken eine Vertiefung, ähnlich dem Krater eines Vulcans, zeigte und durch diese bedeutungsvolle Form von Weitem das Auge fesselte.

Die alte maurische Stadt Dellys lag terrassenförmig an einen Hügel gelehnt und bildete für den Blick einen malerischen Ruhepunkt in der Landschaft; während die durchaus französische Neustadt auf einer kleinen Hochebene unweit des Meeres vom Abendstrahle geröthet leuchtete. Zwischen beiden Städten war ein freier Raum, dessen Bestimmung es zu sein schien, jene unübersteigliche Kluft darzustellen, welche zwischen allem Maurischen und Französischen besteht. Doch hatte sich das Bureau arabe, diese Brücke zur Europäisirung der Araber, dessen civilisirende Wirksamkeit freilich höchst problematisch ist, in diesen vermittelnden Räumen niedergelassen.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß das neue Dellys, als

französische Stadt, auch eine französischen Gasthof besaß, und zwar führte dieser den sybaritischen Namen „au Gastronome", was freilich gar nicht hinderte, daß man daselbst auch recht herzlich schlecht essen konnte, wie ich es denn in meiner Person in Erfahrung gebracht habe.

Die antiken Reste, welche man in der Nähe von Dellys entdeckt hat, lassen auf die Bedeutung der einst hier gelegenen römischen Stadt schließen, welche, wie man bis jetzt allgemein annahm, das antike Rusuccurum war. Rusuccurum ist der lateinische Name der hier vor der römischen Colonie gegründeten phönicischen Stadt Rus-Kaur, welche Benennung das „Vorgebirge der Fische" bedeuten soll. Gesenius leitet jedoch den Namen Rusuccurum von Rus Kareth (ראש-קרת) ab. Demnach hieße Rusuccurum „Vorgebirg der Stadt".

Ptolemäus giebt die Lage von Rusuccurum als 3° 20′ östlich von Julia Cäsarea (Scherschell) an. Dellys liegt freilich in Wirklichkeit nur 1° 40′ östlich von Scherschell. Aber ich habe schon oben bemerkt, daß man in Algerien die Längengrade des Ptolemäus durchschnittlich auf die Hälfte reduciren kann, wenn man ein der Wirklichkeit entsprechendes Resultat erzielen will. In dem Falle von Rusuccurum und Julia Cäsarea erweisen sich die Ergebnisse der Anlegung dieses Maaßstabs bis auf die Minute zusammentreffend.

Die Entferung zwischen Julia Cäsarea und Rusuccurum beträgt nach dem Itinerar 127 Milliarien, welche gleich 179 Kilometer sind. Nun giebt die neuere Messung die Entfernung zwischen Scherschell und Dellys fast bis auf ein Kilometer letztere Angabe.

Plinius nennt Rusuccurum eine Civitas, das Itinerar eine Colonie. Es war die Vaterstadt einer Heiligen, der Sancta Marciana, welche in Cäsarea unter Diocletian das Martyrium erlitt. Die Namen dreier Bischöfe von Rusuccurum sind der Vergessenheit entrissen worden.

Neuere Entdeckungen bedeutender antiker Reste bei dem zwei Meilen östlich von Dellys gelegenen Tedles haben vermuthen lassen, daß vielleicht eher dort das phönicische Rus-Kaur, das römische Rusuccurum, zu suchen sei. Was bliebe denn für ein römischer Name für Delly selbst übrig? Das wage ich nicht zu entscheiden. Einstweilen, bis man den Gegenbeweis aus etwaigen, in Tedles aufgefundenen Inschriften geführt haben würde, halte ich mich noch an die von Shaw und Berbrugger angenommene und nach dem Itinerar des Antonin wahrscheinliche Ortsbezeichnung, welche in Dellys Rusuccurum und in Tedles Tomnium erblickt. Rusuccurum hat für den Forscher alter Geographie eine wichtige Bedeutung. Denn von hier an bietet sich ihm eine Quelle für sein Studium, welche er in der Mauritania Cäsariensis bis jetzt entbehren mußte. Ich meine die werthvolle Tabula Peutingeriana *), jenen besten aller Wegweiser zu den antiken Städten, welche von nun an unsere Pfade begleitet. Diese Tafel ist nicht, wie das Itinerarium des Antonini und die Geographie des Ptolemäus, ein bloses Namensregister. Nein! Die Tabula Peutingeriana ist eine Karte, eine seltsame Karte freilich, entworfen nach den

---

*) Tabula Itineraria Peutingeriana Ed. Conradi Mannert. Lipsia 1824.

Ideen des Alterthums, aber dennoch eine Karte, die einzige brauchbare, welche uns das Alterthum überliefert hat.

Edrissi führt in seinen „geographischen Unterhaltungen" einen Ort Andalos an, welcher 30 Meilen östlich von Mars el Dschadsch und 70 Meilen westlich von Bidschaja (Bougie) lag. Ohne Zweifel ist dieß Dellys, welches also im 12. Jahrhundert (Edrissi lebte um 1190 am Hofe König Roger des Zweiten von Sicilien) Andalos geheißen zu haben scheint, woraus dann der heutige Name entstand.

In Dellys sieht man die Spuren einer römischen Stadtmauer, welche einen weiten Umkreis beschrieb. In ihren Trümmern fand man im Jahre 1857 einen römischen Sarkophag, welcher jetzt eine der Hauptzierden des Museums von Algier ausmacht. Derselbe enthielt zur Zeit seiner Auffindung noch einen broncenen Sarg, in welchem ein Skelett befindlich war. Der Sarkophag war von weißem Marmor und stammte offenbar aus der byzantinischen Epoche. Seine Vorderseite zeigte Basreliefs, welche in sieben Abtheilungen Scenen aus dem Leben eines römischen Arztes darstellten.

Dellys und Bougie sind die zwei Hauptküstenstädte der großen Kabylie, des Landes jener einheimischen Berberstämme, jener stolzen Numiden, welche weder die Karthager, die Römer oder die Vandalen, noch später die Araber und Türken gänzlich zu unterjochen vermochten.

Dellys und seine nächste Umgebung wurde ziemlich spät für einen so nahe bei Algier gelegenen Punkt, nämlich erst durch den Feldzug des Marschalls Bugeaud vom Jahre 1844, den Franzosen unterworfen. Die Küstenstraße, welche die beiden

Hauptorte Kabyliens verbindet, ist eine der historisch interessantesten und zugleich, was den Genuß landschaftlicher Schönheit betrifft, eine der angenehmsten für den Touristen in Afrika. Nach kurzer Rast in dem jetzigen französischen Soldatenstädtchen Dellys, welches bei einer Einwohnerzahl von nur 700 Europäern und 1200 Mauren eine Garnison von über 2000 Mann besaß, trat ich meinen Küstenritt längs der nördlichen Grenze des Landes der autochthonen Berber an.

Zweites Capitel.

Die Küste der großen Kabylie.

Kabylenstämme um Dellys. — Das einstige Tigisis und sein Bischof Secundus. — Die Ruinen von Jomnium. — Die Quinquegentiani. — Der „König von Kuko". — Mangel an geschichtlicher Ueberlieferung bei den Kabylen. — Ein Colonisationsopfer. — Rusazus. — Das Landschaftspanorama um Bougie.

Jene Kabylenstämme, welche im Jahre 1844, zur Zeit der Unterwerfung von Dellys, die französische Oberhoheit zugleich anerkannt hatten, waren die Beni Tur oder Tuarga, die Beni Slilem, die Beni Uagenun und die Flisset gewesen. Sie bewohnten alle den Küstenstrich in nächster Nähe östlich von Dellys, durch welchen mich jetzt mein Weg führen sollte.

Im Gebiet der Erstgenannten, der Tuarga, lag der gleichnamige Ort, in welchem man das antike Tigisis wieder erkannt haben will.

Dieses Tigisis ist nicht zu verwechseln mit der im Süden von Constantine gelegenen gleichnamigen Römerstadt, dem Tidsches des Ebn Haukal und El Bekri. Manche haben in dem Tigisis bei Constantine jene Stadt erkennen wollen, welche Prokopios erwähnt und bei der er von zwei Säulen spricht, welche die Phönicier hier errichtet hätten. Prokopios scheint mir jedoch anzudeuten, daß sein Tigisis in der Nähe des Meeres gelegen war. Er erwähnt die zwei Säulen, welche die Kanaaniter, vor den Juden fliehend, hier errichtet hätten. Diese Säulen sind wahrscheinlich nichts Anderes, als die gewöhnlichen phönicischen Denksäulen, die dem Handelsvolke des Alterthums als Landmarken dienten und die man später Columnae Herculeae nannte. Die Kanaaniter des Prokopios sind also einfach Phönicier. Solche Säulen wurden aber meist in der Nähe des Meeres aufgestellt. Prokopios scheint diese Säulen selbst gesehen zu haben, da er die Feldherren Belisar und Salomon auf ihren afrikanischen Zügen begleitete. Auch der Quellenreichthum, den Prokopios bei seinem Tigisis beschreibt, paßt auf Tuarga.

Die Lage von einem der zwei Tigisis oder Tigis, wie Ptolemäus schreibt, ist unzweifelhaft in der Nähe von Rusuccurum zu suchen. Nach dem Alexandriner liegt Tigis unter $32\frac{1}{2}^{o}$ der Breite und $19\frac{1}{2}^{o}$ der Länge, während Rusuccurum unter $32\frac{3}{4}^{o}$ der Breite und $20\frac{1}{4}^{o}$ der Länge liegt. Man sieht, es ist unmöglich, daß das Tidsches des El Bekri und Tigis des Ptolemäus ein und derselbe Ort war.

Von Tigisis wissen wir freilich nichts Anderes, als daß es der Bischofssitz jenes berüchtigten Secundus war, welcher im

Jahre 305 den Vorsitz auf dem Concil von Constantine führte, wo er sich durch seine strafbare Nachsichtigkeit gegen diejenigen Bischöfe auszeichnete, welche unter der Verfolgung durch Diocletian die Evangelien dem heidnischen Proconsul ausgeliefert hatten. Man glaubt die Beschreibung einer Comödie zu vernehmen, wenn man liest, auf welche Weise sich auf diesem Concilium die der Glaubensverleugnung angeklagten und meist überführten Bischöfe zu rechtfertigen suchten, und wie Secundus von Tigisis ihre überaus faulen Entschuldigungen alle als genügend gelten ließ und unabänderlich durch die Phrase: Tretet auf diese Seite! (auf die Seite auf welcher die bereits gerechtfertigten Bischöfe saßen) beantwortete. Aber der gute Secundus von Tigisis soll selbst nicht ohne Grund gewesen sein, sich in seinem Gewissen den Vorwurf machen zu müssen, nicht nur die Evangelien ausgeliefert, sondern sogar den Götzen Weihrauch gestreut zu haben. Es war bei dieser Demoralisation der katholischen Kirche wirklich kein Wunder, wenn das Schisma der Donatisten bald so viele Anhänger in diesen Gegenden gewann. Uebrigens will ich gar nicht geradezu behauptet haben, daß nicht das andere Tigisis, das bei Constantine gelegene, möglicherweise der Bischofssitz des Secundus gewesen sei.

Nachdem wir das Gebiet der Tuarga rechts gelassen hatten, führte uns ein Ritt von mehreren Stunden durch eine fruchtbare, verhältnißmäßig wohlbepflanzte Küstenebene nach Tedles, wo die Ruinen einer römischen Stadt, in welcher Shaw und Berbrugger Jomnium erkannt haben, meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Die Entfernung zwischen Jomnium und Rusuccurum wird

Bayerische Staatsbibliothek München

von jeder der uns erhaltenen Quellen verschieden angegeben. Ptolemäus verlegt Tomnium 15 Minuten östlich von Rusuccurum. Das Itinerar giebt den Abstand zwischen beiden Städten auf 18 und die Peutingersche Tafel auf 28 Milliarien an. Die Entfernung zwischen Tedles und Dellys beträgt 18 Kilometer, welche Zahl nur 13 Milliarien entspricht. Die Angabe des Ptolemäus trifft jedoch überein, wenn man den Maßstab der Halbirung der Grade des Alexandriners festhält.

Tomnium wird von Antonin ein Municipium genannt. Im 5. Jahrhundert war es ein Bisthum. Sein donatistischer Bischof Hypocratus erscheint 411 ohne katholischen Nebenbischof auf dem Concil zu Karthago.

Diese Ruinen von Tomnium sind von großer Bedeutung. Ich sah noch die Reste eines antiken Quais am Meere, dessen große Ausdehnung auf die Wichtigkeit dieses einstigen Römerhafens schließen ließ. Die Ruinen zweier römischer Tempel und die eines Circus zeichneten sich durch die Wohlerhaltenheit ihrer Fundamente aus. Daneben beobachtete ich einen ummauerten antiken Wasserbehälter, wahrscheinlich eine einstige Piscina limaria, in der sich das Wasser durch Ablagerung feiner erdigen Bestandtheile reinigte, und von welcher aus die hier gewonnene klare Flüssigkeit in die tiefer gelegenen Cisternen abfloß. Von letzteren traf ich hier noch sieben, zum größeren Theil vortrefflich conservirt. Der eine der beiden schon erwähnten Tempel hatte, wie man aus dem Fundamente noch unterscheiden konnte, einen geräumigen Peripteros besessen, welcher von dreißig doppelten Säulen ausgefüllt wurde. Eine große Anzahl in den Fels ge-

hauener Grabkammern bezeichnete die Stelle der Nekropole des antiken Jomnium.

Dem Namen Jomnium wird von Gesenius ebenfalls ein phönicischer Ursprung zugeschrieben. Diese Benennung käme vom Worte Jabneh (יַבְנֶה), dessen Bedeutung man übrigens nicht kennt. Jabneh war aber der Name einer Stadt in Palästina. So hätten also die Phönicier ihren Colonien Namen nach Orten ihrer paläftinischen Heimath gewählt, ähnlich wie man in neuerer Zeit Städten in Amerika die Namen europäischer Orte gab, selbst ohne das obligate „Neu" dem Namen vorzusetzen.

Von Tedles bis nach dem fünf deutsche Meilen östlich gelegenen Zaffuhn war der Anblick der Küstenlandschaft ein äußerst freundlicher. Die Hügel, welche als Ausläufer sich von der mächtigen Bergeskette der großen Kabylie herniederstreckten und ihren Fuß in der salzigen Welle badeten, waren von lieblichen Hainen bedeckt, in welchen der Oelbaum, der Johannisbrodbaum, die Feige, der Lentiscus und die üppige Granate ihre verschiedenfarbigen Blätter zu anmuthigen Laubeskränzen wanden. Hie und da sah man aus diesem grünen Meere ein Schieferdach vom Sonnenstrahle geküßt, hervorblitzen, unter dessem schützendem Horte der fleißige Kabyle hauste. Denn der autochthone Bewohner Afrika's, der Kabyle, welcher diesen Landstrich noch fast ausschließlich inne hat, ist nicht, wie der arabische oder arabisirte Beduine, ein Bewoher schmutziger Gurbis, ein Hauser in elenden zerfetzten Zelten. Nein! der Kabyse bewohnt wirkliche Häuser aus Stein gebaut. Sein Haupt schützt ein wirkliches Dach. Er bearbeitet als fleißiger Ackerbauer die väterliche Scholle,

koste es ihm nun viel oder wenig Mühe, und zieht nicht, wie der faule Beduine im Lande herum, nach dem Boden suchend, welcher ihm am wenigsten Arbeit abverlangen möchte. Der Kabyle hegt, wie alle Bergbewohner, eine große Liebe zu seinem Vaterlande. Er klebt an der angestammten Scholle, während der Beduine nichts von Anhänglichkeit zum Boden weiß, und bei ihm nur die Familie die Nation repräsentirt.

So ist es gekommen, daß im Laufe der Jahrhunderte, ja der Jahrtausende, die Kabylen ihre Wohnsitze wenig, oder so gut wie gar nicht verändert haben, und man heut zu Tage in den einzelnen Völkern der Kabylie mit Leichtigkeit diejenigen Stämme wiedererkennen kann, welche schon zur Römerzeit dieselben Gefilde als Bodenbesitzer inne hatten. Die Küstenstämme zwischen Dellys und Bougie (Rusuccurum und Saldae) waren im Alterthum als Quinquegentiani bekannt gewesen, welcher Name, der offenbar eine Verbrüderung von fünf verwandten Stämmen bezeichnen will, darauf hinzudeuten scheint, daß schon in ältester Zeit die politische Form einzelner Theile dieses Volkes eine Conföderation, und somit ähnlich derjenigen war, welche wir heut zu Tage in den Suawuah's oder republikanischen Stammesverbindungen der Kabylie wiederfinden. Die Quinquegentiani bewohnten jedoch nicht ausschließlich die Küste, sondern das ganze Bergland, welches man jetzt die große Kabylie nennt. Da aber die Herrschaft der Römer sich wohl nie so recht in's Innere des Gebiets des autochthonen Gebirgsvolkes ausgedehnt hat, so ist es natürlich, daß diese die fünf Stämme, mit deren Angehörigen sie an der Küste verkehrten, für dort hauptsächlich ansässig halten konnten. Diese fünf Stämme waren nach Ammi-

anus Marcellinus, die Tindenſes, die Maſſiniſſenſes, die Iſaflenſes, die Jubalini und die Jeſalini. Die Maſſiniſſenſes hat man in dem heutigen Mſisna, auf kabyliſch Ismiſſen; die Iſaflenſes in dem Fliſſah, auf kabyliſch Iſliſſen; die Jubaleni in dem Jebalin oder Dſchebalin, welche jetzt die Suawuah des Dſcherdſchera bilden, wiedererkannt. Das Gebiet einer Abtheilung der Fliſſah, der Fliſſet el Bhar, welches ſich von Tedles bis nach Zaffuhn erſtreckt, lag heute auf meinem Wege. Der Stamm der Fliſſah iſt in der ganzen Algerie wegen ſeiner Waffenfabrikation berühmt. Das kabyliſche Schwert, die Fliſſa, hat von dieſem Stamme ſeinen Namen bekommen. Es iſt kurz und hat gewöhnlich eine hölzerne Scheide, welche geſchnitzt iſt.

Zaffuhn, jetz nur noch aus einigen elenden Hütten beſtehend, nimmt nach Berbrugger die Stelle des einſt phöniciſchen und ſpäter römiſchen Ruſubeſer, des Ruſuppiſir der Peutinger'ſchen Karte, ein. Nach Geſenius kommt der Name Ruſubeſer vom phönniciſchen Worte: Rus ha Bezer (ראש־חֶבְצֵר) und bedeutet „Vorgebirge des Goldes". Das Ruſubeſer des Ptolemäns war vielleicht mit dem Ruſubiris der Kirchengeſchichte identiſch, welches im 5. Jahrhundert als Bisthum erwähnt wird. Was aber dieſe Stadt, von der wir wenig Anderes als ihren Namen wiſſen, für eine Bedeutung gehabt habe, das iſt jetzt noch nicht ergründet.

Im 17. Jahrhundert war dieſe ganze Gegend einem kabyliſchen Scheikh unterworfen, welchem die mit ihm in Verkehr ſtehenden Spanier den lächerlich pomphaften Titel eines „Königs von Kuko" beizulegen pflegten. Kuko war ein kleines Dorf, in welchem dieſer ſogenannte König reſidirte und von dem man

jetzt nicht einmal die Lage weiß. Der „König von Kuko“ hatte, wie uns der Trinitarier Père Dan erzählt, an seinem sogenannten Hofe einen spanischen Franziscanermönch, der zwar ursprünglich als Missionär dahin geschickt worden war, aber in Wirklichkeit daselbst nur die Rolle eines Parasiten und Schmarotzers seiner barbarischen Majestät gespielt zu haben scheint. Dieser kuttenbehängte Höfling faßte die großartige Idee, ein Bündniß zwischen dem glorreichen Monarchen von Kuko und dem katholischen König zu Stande zu bringen. Seiner Vermittelung gelang es auch wirklich, einen Vertrag zwischen Castilien und dem „Königreich Kuko“ herbeizuführen. Der große Fürst versprach, den Spaniern ein kleines Fort ausliefern zu wollen, wofür diese natürlich in baarer Münze zu zahlen haben würden. Unglücklicherweise für das Gelingen dieser Speculation des „Königs von Kuko“ bekam der Pascha von Algier Wind von dem Vertrage und schickte einige Janitscharen ab, welche sich ohne Mühe des der Krone Castilien versprochenen Forts bemächtigten. Der „König von Kuko“, erschrocken über dies Verfahren der türkischen Miliz, eilte sich dem Pascha zu unterwerfen, dessen Vasall er bisher nur nominell gewesen war. Der Dey legte dem Kabylenscheikh als Sühne für sein Bündniß mit den Ungläubigen auf, die Spanier an die Türken zu verrathen, wozu der ehrliche Monarch von Kuko nicht schwer zu bewegen war, besonders da ihm der schlaue Pascha noch fünfzig Sultanis für jeden spanischen Kopf versprach, den es den Kabylen gelingen würde, abzuschneiden. So kam es, daß, als bald darauf vier spanische Galeeren, der Verabredung mit dem Scheikh gemäß, die künftige Besatzung des auszuliefernden Forts beim Cap Zaffuhn

an's Land setzten, die spanischen Truppen von den Türken und den verrätherischen Kabylen zum großen Theil niedergemacht wurden, bei welcher Gelegenheit auch der große Diplomat in der Franziscanerkutte seine unberufene politische Laufbahn zugleich mit seinem Leben endigte. Aber der große König mußte, als er die Spanierköpfe an den Pascha abschickte und sich die verheißenen Sultanis dafür ausbat, zu seiner bittern Enttäuschung die Nichtigkeit der Versprechungen des Dey erfahren und konnte noch froh sein, mit einem tüchtigen Verweis für sein allzuselbständiges politisches Gebahren davon zu kommen.

Sonderbarerweise ist von der fürstlichen Macht der „Könige von Kuko" nichts, gar nichts übrig geblieben. Ja die Kabylen wissen heut zu Tage nicht einmal, daß ein solcher jemals existirt hat, wie sie überhaupt auf historische Ueberlieferungen nicht den allergeringsten Werth legen. Dieses Volk kennt seine eigene Abstammung nicht, und viele seiner Stammeshäupter suchen in lächerlicher, falschverstandener Eitelkeit ihren Ursprung von den Arabern, mit deren Glauben sie auch viele ihrer Vorurtheile angenommen haben, abzuleiten; während sie ihren Stolz in ihre Abstammung von den autochthonen Herren des Bodens setzen sollten. Wahrhaft komisch ist es, daß die Kabylen nicht einmal von den historischen Ereignissen der neueren vorfranzösischen Epoche eine klare Erinnerung haben. Für die Türken und Alles, was diese in der Kabylie ausgeführt haben, besitzen diese Bergstämme nur den einen dunklen Begriff von der einstigen großen Macht eines gewissen Bey Mohamed. Alles, was von den Türken herrührt, hat Mohamed Bey gemacht; der Pascha von Algier, was nun immer sein persönlicher Name

sein mochte, galt den Kabylen immer nur für Mohamed Bey; jeder türkische Bimbaschi oder sonstige Truppenführer, der ein Corps in der Kabylie befehligte, war Mohamed Bey. Die ganze türkische Epoche wird bei diesen alles historischen Gedächtnisses und aller historischen Kritik entbehrenden Stämmen für nichts Anderes, als die Zeit der Herrschaft des besagten, fabelhaften Bey Mohamed gehalten. Von der arabischen und maurischen Epoche, welche der türkischen vorherging, haben sie natürlich noch weniger eine Idee, und daß ihr Land einmal, wenigstens zum Theil, den Römern unterworfen gewesen sei, davon auch nur den Schatten eines Begriffes bei ihnen zu suchen, das wäre Wahnsinn.

In Zaffuhn übernachtete ich im Hause eines der wenigen französischen Ansiedler, welche dieses elende Dorf bewohnen. Aermlich sah es in diesem Hause aus. Ein vom Fieber entstelltes Weib brachte mir mein Abendessen. Sie sah so traurig aus, daß ich nicht umhin konnte, sie zu fragen, was den Gegenstand ihres Kummers ausmache. Die Arme fing an zu weinen und erzählte mir, daß sie von sechs Kindern in dieser ungesunden Gegend kein einziges habe erhalten können.

„Das letzte" sprach sie, „ist erst gestern gestorben und Morgen soll es begraben werden. Als ich hierher kam, war ich eine glückliche Mutter. Die ungesunde Colonie hat alle meine Hoffnungen zertrümmert." Auch ein Colonisationsopfer, wie es in diesem Lande so viele giebt! dachte ich. Diese Frau war aus dem nördlichen Frankreich und die Nordfranzosen können einmal ebenso wenig ohne Nachtheil für die Gesundheit in ein afrikanisches Klima verpflanzt werden, als Deutsche und Eng-

länder. Den Provenzalen, Italienern und Spaniern wird es viel leichter, sich hier zu Lande zu acclimatisiren.

Am folgenden Tage setzte ich meinen Ritt bis Bougie fort. Halbwegs rasteten wir bei dem Cap Sigli, wo sich einige römische Reste befinden, welche Berbrugger für die des Rusazus des Ptolemäos hält. Plinius giebt Rusazus den Titel einer Colonia. Sonst wissen wir nicht viel Anderes von ihm, als daß es im fünften Jahrhundert, wie fast jedes Dorf in Afrika, ein Bischofssitz war. Augustinus spricht von einem donatistischen Bischof von Rusazus, welcher diese Stadt dem Rebellen Firmus auslieferte. Die Donatisten waren die natürlichen Feinde der orthodoxen Römer. Sie repräsentirten in der Kirche das nationale Element Numidiens und Mauritaniens. Kein Wunder, daß Firmus und später Gildon unter ihnen vielen Anhang fanden.

Rusazus war, wie sein Name errathen läßt, bereits eine phönicische Colonie. Gesenius leitet diesen Namen von Rus Asis (ראש-עזיז) ab, welches „befestigtes Vorgebirge" bedeuten soll. Die Araber würden heutzutage daraus ein Ras el asis, das herrliche Vorgebirge, machen.

Halbwegs zwischen dem Cap Sigli und dem Cap Corbellin, welches den westlichsten Punkt des Golfes von Bougie bildet, befindet sich, wenig vom Festlande entfernt, die kleine Insel der Pisaner; ein langer, flacher, kaum über das Meer emporragender Felsen, welcher eine kleine Bucht besitzt, in der im Mittelalter die Schiffe der Genueser und Pisaner eine augenblickliche Zuflucht zu suchen pflegten. Jetzt ist dieses Eiland nur der Sammelplatz einer Legion von Seevögeln.

Beim Cap Corbellin oder Carbon öffnete sich vor meinen

überraschten Blicken plötzlich die Aussicht auf den schönen, majestätischen Golf von Bougie, welcher unstreitig der größte und bedeutendste Meerbusen ist, den die Küste des französischen Afrika aufzuweisen hat. Ein herrliches Panorama entrollte sich vor uns. Unmittelbar um das Ufer schlang sich ein Streifen grüner Wiesen und üppiger Felder: die fruchtbarste aller Küstenlandschaften; hier grünte und blühte es von Blumen und Gräsern, hier sproßte und lachte es von Dolden und Knospen; ein unendlich zarter, durchsichtiger, veilchenblauer Nebelschleier goß sich über die üppige Ebene aus und bildete ein ätherisches Meer, welches am Fuße der nahen Höhen wellenförmig hinanwogte. Darüber ragte ein Heer von niederen Hügeln empor, auf deren leichtgewellten Rücken zahllose Haine von Oelbäumen, Citronen und Orangenpflanzungen, umzäunt von malerischen Hecken der Cactus und Agaven, ihren grünen Farbenschmelz ergossen hatten. Ueber sie erhob sich eine höhere Kette schwarzer, kühngezackter Berge, denen die Wälder von immergrünen Eichen und Korkbäumen, welche ihre Gipfel krönten, einen mitternächtig dunkeln Farbenton verliehen. Ernst und hehr blickten sie in die lachenden Thäler unter ihnen; sie drückten den stolzen und doch zugleich oft finstern Ernst des reiferen Mannesalters aus, dem gegenüber die niederen Hügel nur wie Jünglinge, die Blumenhaine der Ebene nur lächelnde Kinder erschienen. Aber im tiefsten und doch zugleich erhabensten Hintergrunde dieses mächtigen Panorama's, hoch über Ebene, Hügel und mittlere Berge, streckten sich gen Himmel die riesigen Häupter der höchsten Gipfel der Kabylie und des Dschedschera. Riesig und stolz, finster und kühn, starrten die Häupter dieser Söhne der Kraft zum Aetherblau hinauf. Ihre Form war

äußerst mannichfaltig, unerreicht, was Abwechslung betraf. Bald zeigten sich Gipfel, wildgezackt gleich den Zähnen eines riesigen Unthiers; bald Höhen mit runden, bald solche mit concaven, vulcanartigen Rücken; bald mauerartige, wie die Ruinen eines Gigantenschlosses gen Himmel strebende Kolosse; bald spitzig zulaufende Riesenzacken, gleich dem Dolche eines Dämonen, der ihn zum Hohn gegen die Gottheit herausfordernd gen Himmel streckte.

Von diesen den Golf von Bougie überragenden Bergeshäuptern waren es vor allen drei, welche dem Beschauer von jedem Punkte des Meerbusens sich zeigten, und welche mit ihren hervorragenden, scharf ausgeprägten Formen der Umrahmung des Landschaftsbildes ihren eigenthümlichen Ausdruck und Charakter verliehen: Im Osten der 6000' hohe Dschebel er Rebuhr, dessen Rücken abgeplattet wie ein Riesentisch erschien, während tiefe Schluchten seine Seiten bezeichneten. Südlich lauerte die finstere Masse des Dschebel Kandiruh oder Beni Khallen, dessen zahlreiche Eisenadern ihm ein dunkles, schwermüthiges Gewand gaben. Im Westen malte sich der Dschebel Beni Mimuhn, sanft abgedacht auf der uns zugewandten Seite, wo er die reichsten Korkwaldungen der Kabylie trug.

Am Fuße zweier zackiger Felsenhäupter, des 3400' hohen Dschebel Beni Tschudscha und des 5000' hohen Babohr, lag, an den Abhang der 1800' hohen Steinmasse des Gurajah angelehnt, die Stadt Bougie, welche mit ihren aus einem Meer der Laubesbäume hervorblickenden Häusern, von lachenden Gärten umzäunt, ein ländlich heiteres Bild gewährte, das lieblich gegen die finstere, ernste Umgebung der hohen Gebirge und des Felsenhintergrundes

abstach. Mehrere mittelalterliche, massenhafte Forts, das eine auf einer Anhöhe oberhalb der Stadt, ein anderes unweit des Ufers und ein drittes in halber Höhe des Dschebel Gurajah gelegen, bezeichneten dem Kenner historischer Denkmäler deutlich diese Stadt als eine einstige Niederlassung der Spanier, welche hier, wie in Oran und allen anderen Küstenpunkten Afrika's, welche sie einst besaßen, nichts Anderes verstanden hatten, als plumpe Festungssteine aufzuhäufen: Ein beredtes Denkmal ihrer Unfähigkeit, dieses Land zu regieren, in welchem ihr religiöser Fanatismus sie so verhaßt machte, daß nur riesige Festungsmauern sie gegen den Zorn der Eingebornen zu schützen im Stande waren.

Drittes Capitel.

Bougie.

Das antike Saldae. — Die vandalische Ringmauer. — Geiserich in Saldae. — Blüthe Bougie's im Mittelalter. — Lebhafter Handel mit den italienischen Republiken. — Einnahme Bougie's durch die Spanier. — Eroberung durch die Türken. — Die Franzosen in Bougie. — Der Mord des Commandanten Salomon de Mussis. — Die kabylische Vendetta. — Der Naja des Scheikh-Saad. — Schlechtes Wohnen in Bougie. — Spaziergang auf den Dschebel Gurajah. — Ein neuer Reisegefährte.

Bougie, das Bidschajah der Araber, das Bugea des Mittelalters, nimmt ohne Zweifel die Stelle der einstigen Römerstadt Saldae ein. Zwar haben frühere Archäologen, durch

die Namensähnlichkeit getäuscht, darin das alte Uaga oder Baga und Mannert in ihm das Chobae Municipium des Itinerars wiederfinden wollen. Aber Leon Rénier hat seitdem aus zwei in neuester Zeit entdeckten und im Museum des Louvre befindlichen Inschriften siegreich den Beweis geführt, daß die Meinung Shaws, welcher zuerst in Bougie das einstige Saldae erkannt hat, die richtige war.

Zahlreiche Reste von Bauten verflossener Zeitalter deuten an, daß keines der Völker, welche nach einander ihre Herrschaft über diese Küstenländer ausgedehnt haben, die wichtige Lage dieses Punktes verkannt hat. Die römische Ringmauer, welche nicht weniger als 7500' im Umkreise beschrieb, ist noch an vielen Stellen erhalten.

Eine der interessantesten und wichtigsten römischen Inschriften, die des Aufidius Honoratus, welche jetzt im Museum von Algier aufbewahrt wird, wurde hier aufgefunden. Dieselbe verdankt nämlich ihre Wichtigkeit dem Umstande, daß sie das Datum zugleich in zwei verschiedenen Zeitrechnungen, das heißt in der römischen consularischen, nach welcher das Jahr mit dem Namen der Consuln benannt wurde, und in der provinciellen mauritanischen Aera angiebt. Durch diese doppelte Zeitangabe ist es möglich geworden, das Jahr 40 p. Chr. n. als den wahren Anfang der bisher nur unvollkommen bekannten mauritanischen Zeitrechnung zu bestimmen. Außerdem fand man hier zahlreiche römische Backsteine und Hohlziegel (tegulae hamatae), von denen viele Inschriftszeichen trugen, welche diesen an und für sich so unwichtigen Gegenständen verhältnißmäßige Bedeutung verliehen.

Saldae war übrigens vor der Römerzeit jedenfalls schon eine Colonie und zwar eine phönicische. Der Name wird von Gesenius von Sered (זֶרֶד) abgeleitet und bedeutet „harter Stein". Diese Ableitung des Namens wird jedem ungezwungen vorkommen, der weiß, daß Saldae im Alterthum auch Sardae (Σάρδαι bei Strabon) genannt wurde. Somit wäre sein Name von gleicher Etymologie mit demjenigen der Insel Sardinien, welcher gleichfalls die Phönicier ihren Namen verliehen. Im Arabischen bedeutet Salde (صَلْدٌ) noch jetzt „harter Stein".

Ptolemäos giebt die Lage von Saldae als 5° östlich von Julia Caesarea an. Halbiren wir diese Grade, so erhalten wir ungefähr den wirklichen Längenunterschied zwischen Scherschell (Caesarea) und Bougie (Saldae). Das Itinerar nennt die Entfernung zwischen Caesarea und Saldae 218 Milliarien, welches genau den 305 Kilometern entspricht, welche der Weg von Scherschell nach Bougie längs der Küste beschreibt.

Plinius nennt diese, nach ihm vom Kaiser Augustus zur Colonie erhobene, römische Niederlassung: Colonia Julia Augusta Saldantium; und Strabo belehrt uns, daß dieselbe im Augustäischen Zeitalter den Grenzpunkt zwischen den Staaten des Königs Juba II. von Mauritanien und der römischen Provinz Numidien ausmachte. Sonst hat uns die Geschichte wenig über diese Stadt hinterlassen; aber aus dem Umstande, daß Saldae den Mittelpunkt zahlreicher Römerstraßen bildete, können wir einigermaßen auf die einstige Wichtigkeit dieser Colonie des Königsvolks schließen.

In der christlichen Periode war Saldae natürlich ein Bis=

thum. Sein Bischof Pancharius erschien 484 auf dem Concil von Karthago.

Die Bedeutung, welche Saldae in der Epoche der größten Macht Roms besaß, muß es indeß bald verloren haben, als mit dem Verfall des Reichs die umwohnenden Numidenstämme, welche immer nur unvollkommen, zum Theil gar nicht, unterworfen gewesen waren, sich stets rebellischer und feindseliger zu geberden anfingen, so daß sie die Stadt oft fast bloquirt hielten.

Die Vandalen hatten Saldae zu ihrer Hauptstadt erhoben, ehe sie bis nach Karthago vorgerückt waren, und diesem Umstande verdankte die Stadt die Bewahrung ihrer Mauern; während doch die aller anderen Orte Afrika's von unseren germanischen Stammesgenossen aus mißverstandener Politik niedergerissen wurden. Es machte dem Scharfblicke Geiserichs Ehre, diese von Natur so bevorzugte Lage zu seiner Residenz erwählt zu haben. Dieser Vandalenkönig ließ sogar die Ringmauern Saldae's erweitern und zwar beschrieb die vandalische Mauer einen Umkreis von 15,000', also doppelt so viel als die römische. Ihre Reste sind noch heute sichtbar, und möchte dieß wohl das einzige nachweisbare Denkmal in Afrika sein, welches jenem Volke, das sich so gut auf's Zerstören verstand, seine Entstehung ausschließlich verdankte. Als jedoch Geiserich Karthago eroberte, wurde dieses die Hauptstadt des großen germanischen Reiches in Nordafrika und Saldae sank zu seiner frühern verhältnißmäßigen Unbedeutendheit wieder herab.

Erst im zehnten Jahrhundert sollte ein mächtiges Geschlecht arabischen Ursprungs, die Beni Hammad vom Stamme der Sen Hadscha, welche hier ein unabhängiges Königreich gegründet

hatten, dieser Stadt, die sie unter dem Namen Bidschajah zu ihrer Residenz erhoben, neuen Glanz verleihen. Edrissi, welcher sie zwei Jahrhunderte später beschrieb, ist ihres Lobes voll. Er schildert ihren Handel als überaus blühend, ihren Hafen als vielbesucht, ihre Bewohner als wohlhabend, ihre Handwerker als äußerst geschickt, namentlich in Verfertigung von Waffen und Lederarbeiten. Von der Bedeutung und Größe der arabischen Stadt zeugt am beredtesten der Umstand, daß die Einwohner sich bald innerhalb der früheren Ringmauern zu enge fühlten und sich genöthigt sahen, eine neue Stadtmauer von nicht weniger als einer deutschen Meile im Umkreis zu erbauen. Ein Theil dieser saracenischen Ringmauer, welche mit zahlreichen Thürmen versehen war, besteht noch heute und zieht sich vom Gipfel bis zum Fuße des Dschebel Gurajah hin. Bidschajah war damals vielleicht der wichtigste Handelsplatz Nordafrikas. Die Berber-stämme der großen Kabylie, welche die diplomatisch-schlauen Beni Hammad zu unterjochen nicht einmal versuchten, wohl aber auf friedlichem Wege ihrem Einfluß zugänglich zu machen wußten, standen auf freundschaftlichem Fuße mit dem Beherrscher und den Bewohnern von Bougie, welche ihnen die reichen Producte ihres fruchtbaren Bodens abkauften.

Als im Jahre 1152 die Macht der Beni Hammad durch den Almohaden Abd-el-Mumen gestürzt und in Folge davon Bidschajah mit dem Reiche Marokko vereinigt wurde, und nachdem es später 1240 an das Königreich Tunis gefallen war, blieb dennoch sein Handel lange Zeit in dem frühern, blühenden Zustande. Um diese Zeit begannen die Pisaner und später die Venetianer und Genueser Handelsverbindungen mit Bugea, wie

sie die Stadt nannten, anzuknüpfen, welche sie bis zum Beginn der Eroberung Bidschajah's durch die Spanier mit großem Erfolge fortsetzten. Die Pisaner und Genueser besaßen in Bidschajah ihre eigenen ausschließlichen Karawanserais, ihre Bäder, ihre Kirche, ihren Friedhof und gingen in dieser Stadt, sowie im ganzen Lande, frei ein und aus. Welch einen Abstand bildet diese aufgeklärte Behandlung der Fremden unter der arabischen Herrschaft gegen den Fanatismus und die Barbarei der Türken, welche später während drei Jahrhunderten dieses Land den Europäern fast unzugänglich machen sollten!

Zur Zeit der arabischen Herrschaft waren es eher die Christen, welche sich als fanatisch und zum Friedensbruche geneigt zeigten. So entzweiten sich im Jahre 1390 die Genueser mit dem damaligen Oberherrn von Bougie, dem König von Tunis, Abu-el-Abbas, und veranstalteten einen lächerlichen Kreuzzug gegen die afrikanische Küste, zu welchem sie sich als Generalissimus einen französischen Prinzen, in der Person des Herzogs von Bourbon, vom König Karl VI. erbeten hatten. Die vollkommene Unfähigkeit dieses Heerführers machte das Unternehmen noch lächerlicher, als es an und für sich schon war. Nach kurzem zwecklosen Verweilen an einem unbewohnten Fleck der Küste bei Mahadiah, ließen die französischen Hülfstruppen, mit dem Prinzen an ihrer Spitze, die Genueser glänzend im Stich und kehrten ohne Lorbeeren nach Hause zurück, worauf sich die Genueser beeilten, Frieden mit Tunis zu schließen und vom König Abu-el-Abbas, der über die anscheinend bedeutende Rüstung der Verbündeten nicht wenig erschrocken gewesen war, höchst vortheilhafte Bedingungen erlangten. Seitdem blieben

die Genueser vorherrschend im Besitze des Handels von Bougie.

Im fünfzehnten Jahrhundert begann Bougie einen üblen Ruf bei friedlichen Kaufleuten zu bekommen. Denn seine Bewohner fingen an, sich der Seeräuberei, jenem geschworenen Feinde jedes Handels und Verkehrs, zu ergeben. Es scheint, daß vor Allen die Spanier von den Seeräubereien der Bugioten zu leiden hatten. Um diesem Zustand ein Ende zu machen, schickte Cardinal Ximenes im Jahre 1510 eine Expedition unter Befehl des Grafen Pedro de Navarro nach Bidschajah ab, welcher General, nachdem er einen kurzen Widerstand durch den tunisischen Prinzen Abd-er-Rahman erfahren hatte, sich auch wirklich der Stadt bemächtigte. Groß war die Freude aller eifrigen Katholiken über diesen Sieg. In Rom und Spanien veranstaltete man Te Deum's. Aber in Genua und Venedig hatte man weniger Grund, sich über die Einnahme Bougie's durch die fanatischste Nation der Christenheit zu freuen; denn diese Einnahme machte allem Handel mit einem Schlage ein Ende. Die Spanier vertrieben beinahe alle Muselmänner, setzten einen Bischof in der fast nur noch von Soldaten bewohnten Stadt ein, und schickten einige Mönche, sowie einen Inquisitor zur Bekehrung der Juden und Verfolgung der Ketzer dahin ab.

Aber das politische Gebäude des fanatischen Cardinals sollte nicht langen Bestand haben. Schon hatte sich in Afrika eine neue Macht eingefunden, welche zu reißender Größe schnell emporwuchs. Das waren die türkischen Janitscharen und Seeräuber, an deren Spitze die beiden Rothbärte (denn alle beide hießen Barbarossa) Arudsch und Kheir-ed-Din standen. Sie be-

kämpften unabläſſig die ſpaniſche Macht; anfangs zwar nicht immer mit Erfolg. Vor Bougie, welches er im Jahre 1512 umſonſt zu erobern verſuchte, verlor Baba Arudſch, der älteſte der Barbaroſſen, ſeinen einen Arm. Seine Nachfolger ruhten jedoch nicht eher, als bis es ihnen endlich gelang, die Spanier aus dieſer wichtigen Stellung zu vertreiben. Im Jahre 1555 capitulirte Don Alfonſo de Peralta, der letzte ſpaniſche Gouverneur von Bougie, und Salah Raïs trat, als Paſcha von Algier, in den Beſitz der Stadt. Die Tapferkeit der Spanier hatte ſich dießmal verleugnet. Die Unfähigkeit des Gouverneurs war ſo groß, daß er es nicht einmal verſtand, der Garniſon vortheilhafte Capitulationsbedingungen zu ertrotzen. Denn bei dieſer Gelegenheit erhielten nur der Gouverneur ſelbſt, ſowie zwanzig von dieſem zu bezeichnende Soldaten freien Abzug. Alle Anderen, über tauſend an der Zahl, wurden als Sklaven nach Algier abgeführt, wo ſie zu Regierungsarbeiten verwendet werden ſollten. Uebrigens genoß Peralta nicht lange ſein ſchmachvoll erkauftes Leben. Karl V. ließ ihn bald darauf als Verräther auf dem Marktplatze in Valladolid hinrichten. Man ſagt, daß dieſes für Spanien ſo demüthigende Ereigniß einen dergeſtalt entmuthigenden Eindruck auf das Gemüth Karl's V. gemacht habe, daß dieſes Unglück, nebſt der abergläubiſch gedeuteten Erſcheinung des großen Kometen, jenen Kaiſer zur Thronentſagung beſtimmt habe.

Unter der darauf folgenden türkiſchen Herrſchaft, die, was Fanatismus betraf, ein Seitenſtück zu der ſpaniſchen bildete, blieb Bougie in der Unbedeutendheit, zu welcher Cardinal Ximenes daſſelbe reducirt hatte, ja es fiel wo möglich noch tiefer.

Als die Franzoſen am 29. September 1833 von ihm

Besitz nahmen, hatte Bougie nur mehr die Proportionen eines elenden Dorfes. Lange blieb das französische Gebiet an diesem Theil der Küste auf die bloße Stadt beschränkt, in welcher die Herren Algiers so gut wie bloquirt waren. Von allen Seiten waren sie von ununterworfenen, meist feindlichen Kabylenstämmen umringt. Im Jahre 1836 setzte die verrätherische Ermordung des französischen Commandanten von Bougie, Salomon de Mussis, durch einen Kabylenhäuptling ganz Frankreich in Entrüstung. Diese Begebenheit ist zu charakteristisch für die Sitten der Kabylen, um nicht hier eine Erzählung zu verdienen.

Die Kabylen sind ein Bergvolk, und ein bekannter Schriftsteller will behaupten, daß alle Bergvölker die sogenannte Vendetta (erbliche Blutrache) üben. An den Schweizern habe ich freilich nie eine erbliche Vendetta entdecken können. Denn ihre beliebten Prügeleien bei der sonntäglichen Betrunkenheit laufen, so viel mir bekannt wurde, niemals tödtlich aus. Wenn also auch nicht alle, so üben doch einige Bergvölker die Vendetta. Die Corsen stehen natürlich oben an. Sie sind die Erfinder der Theater- und Roman-Vendetta, welche besonders von Alexander Dumas in schaudervollen Schilderungen ausgebeutet wurde. Die Kabylen dagegen begnügen sich mit der Natur-Vendetta. Dieselbe ist etwas weniger Fra Diavolo, als die corsische, und eignet sich vielleicht nicht so gut zu Oper und Ballet, aber sie ist ganz ebenso blutig. Die kabylische Vendetta ist sogar noch blutiger, als die durch Romane so interessant gemachte corsische, denn sie hat einen größeren Spielraum. Sie umfaßt nämlich nicht nur die wirkliche Verwandtschaft, sondern selbst eine fingirte, ein Band, welches man bei andern Völkern

nur Freundschaft nennen würde, das aber bei diesen Stämmen alle Rechte einer wirklichen Verwandtschaft vindicirt. Bei diesem Volke besteht nämlich, ähnlich wie bei einzelnen Stämmen der Indianer Nordamerika's, der uralte Brauch, daß zwei Krieger sich durch die Bande einer fingirten Brüderschaft verbinden, welche nur mit dem Tode Beider endigt, denn mit dem Tode des Einen hören die Bruderpflichten des Andern noch nicht auf. Diese Verbindung legt jedem der Beiden die Pflicht auf, über das Leben des Anderen zu wachen und, sollte derselbe, trotz der brüderlichen Wachsamkeit, dennoch als Opfer eines Feindes fallen, seinen Tod wenigstens zu rächen. Die so verbrüderten Männer heißen Najah. Jeder der Beiden nennt den Andern seinen Najah. Der Najah ist seinem Najah heiliger, als wäre er ein wirklicher Blutsverwandter. Niemals kann Feindschaft zwischen Beiden ausbrechen. Die Feinde des Einen sind auch die Feinde des Andern. Selbst mit dem Tode des Einen hört der Andere nicht auf, seine Bruderpflicht zu üben, entweder um auf dem Grabe seines Najah friedlich zu beten und für seine Hinterlassenen zu sorgen, oder um den Tod seines Najah blutig zu rächen. Nun kam es, daß einer der wichtigsten Häuptlinge der Nachbarschaft von Bougie, der Scheikh-Saad oder „große Scheikh", welcher den mächtigen Stamm der Ulad Tamsaltz befehligte, und dessen vollständiger Name Mohamed-u-Amsien Ulid-ur-Rabah war, einen solchen Najah in der Person eines armen alten Marabut besaß. Dieser ehrwürdige Greis beging während jener Zeit, als die Kabylen um Bougie noch Feinde der Franzosen waren, die Unvorsichtigkeit, sich zu nahe an die französischen Vorposten zu wagen, wo er gefangen und

ohne Weiteres als muthmaßlicher Spion füsilirt wurde. Ehe man den Leichnam des Marabut einscharrte, kam es, daß ihn ein junger Israelite, welcher mit den benachbarten Kabylen Viehhandel zu treiben pflegte und der fast Alle kannte, im Sande daliegen sah. Plötzlich bemerkten die umstehenden französischen Soldaten, daß dieser junge Jude zu zittern anfing und bleich wurde.

„Was zitterst Du, Juif?" fragte ihn eine „Vieille moustache" mit Stentorstimme.

Aber der junge Israelite stierte nur vor sich hin und seinen bebenden Lippen entschlüpften die Worte:

„Es war der Najah!"

„Was sagst Du da?" fragte der graubärtige Corporal, „Najah? Was ist das für ein Thier: Najah? Dieser Bédouin wäre ein Najah gewesen? Da muß ein Najah kein gutes Geschäft sein, denn er sah sehr zerlumpt aus, als wir ihn festnahmen."

So spottete die „Vieille moustache" und es war durchaus unmöglich, diesem in den Waffen ergrauten Krieger begreiflich zu machen, daß der alte Marabut etwas mehr gewesen sei, als ein gewöhnlicher „Bédouin." Die Franzosen, deren grenzenlose Verachtung der Eingeborenen es ihnen nicht der Mühe werth erscheinen läßt, sich auch nur im Geringsten über deren Sitten und Gebräuche zu unterrichten, waren natürlich alle in derselben vollkommenen Unwissenheit, wie der Corporal, über den geheiligten Charakter, welchen der standrechtlich erschossene Alte in seiner doppelten Eigenschaft als Najah des Scheikh-Saad und als Marabut besaß; sonst hätten sie wohl

nicht durch diese so zwecklose That der soldatesken Willkühr den Zorn eines mächtigen Stammesoberhauptes auf sich geladen.

Als der Scheikh-Saad den Tod seines Najah erfuhr, schwur er, blutige Rache an den Mördern zu nehmen. Da er aber die einzelnen Soldaten, welche den Marabut festgenommen und füsilirt hatten, nicht ausfindig machen konnte, außerdem auch nur als blinde Werkzeuge und als zu untergeordnet und seiner Beachtung unwerth ansah, so beschloß er, sich an dem Commandanten von Bougie selbst zu rächen; denn er nahm an, daß dieser den speciellen Befehl zur Erschießung einer so wichtigen Person, wie sein Najah war, gegeben haben müsse. Der Commandant wußte freilich kaum etwas von dieser Execution, welche nach einem allgemeinen Befehl ausgeführt worden war, der bei diesem Falle seine Anwendung gefunden, ohne daß man dem Chef vorläufige Mittheilung zu machen gebraucht hatte. Mohamed-u-Amsien konnte übrigens seinen Rachewunsch nicht so bald ausführen, da damals die Franzosen, hinter den Mauern von Bougie zurückgezogen, sich nur auf die Defensive beschränkten. Er erwartete die Gelegenheit zu einem offenen Gefecht. Diese Gelegenheit kam nicht. Er mochte die Franzosen noch so sehr herausfordern, sie hatten Ordre, in diesem Jahre nichts in der Kabylie zu unternehmen. Das wurmte den Scheikh-Saad. Er konnte den Tod seines Najah nicht rächen! Wer aber den Tod seines Najah nicht rächt, der ist bei den Kabylen entehrt und gilt für einen Feigling. Die Leute seines eigenen Stammes wagten freilich nicht, Mohamed öffentlich zu beschimpfen. Aber die Kabylen anderer Stämme, so oft sie mit ihm zusammenkamen, nahmen kein Blatt vor die Zunge und riefen:

„Sehet den Feigling! der seinen Najah nicht gerächt hat." Das wurmte den Scheikh=Saad noch stärker. Sein Rachedurst wuchs immer mehr und mehr. Er mußte seinen Najah rächen! Im offenen Kriege den Commandanten anzugreifen, darauf hatte er freilich keine Hoffnung. In seiner Verzweiflung beschloß er, seine Hülfe zum Verrath zu nehmen. Deßhalb heuchelte Mohamed=u=Amsien plötzlich friedliche Gesinnungen und lud den Commandanten Salomon de Mussis zu einer freundschaftlichen Besprechung über einen mit ihm abzuschließenden Vertrag ein. Der Geladene erschien vertrauungsvoll am festgesetzten Tage im Lager des Scheikh=Saad, nur von einem Dragoman und einigen Offizieren begleitet. Alle wurden das Opfer der Treulosigkeit des Scheikh=Saad, welcher die Tödtung seines Najah in ihrem Blute rächte. Groß war die gerechte Entrüstung der Franzosen über diese Unthat; aber sie hätten mit etwas weniger Verachtung der inländischen Sitten und etwas mehr Kenntniß derselben sich dieses Unglück leicht ersparen können. Wenn man mit einem fanatisch an seinen alten Bräuchen hängenden Volke, wie den Kabylen, zu thun hat, so bedenke man wenigstens, wie jeder Verstoß gegen geheiligte Gebräuche bei solchen Leuten aus einem bisherigen Freunde einen eingefleischten Feind machen kann. Aber es wäre von den Franzosen wirklich zu viel verlangt, daß sie sich um die Eigenthümlichkeiten des unterjochten Volkes kümmern sollten! Ihnen sind alle Eingeborenen, seien sie nun Mauren, Araber oder Kabylen nichts als „Ces misérables Bédouins", und werden von ihnen alle über einen Kamm geschoren, möge er den zu Scheerenden nun passen oder nicht.

Erst seit dem Jahre 1857 ist die ganze Kabylie wirklich

unterworfen. Die vor dieser Zeit gemachten Feldzüge hatten sich zwar alle sehr schön auf dem Papier ausgenommen, aber so gut wie kein Resultat gehabt. Seitdem ist erst Bougie frei. Bis dahin war es zu Lande wie bloquirt und sein Handel in Folge davon natürlich sehr gedrückt. Jetzt fängt Bougie, als die natürliche Hauptstadt eines reichen und fruchtbaren Landes, der großen Kabylie, allmälig wieder an, sich von seinem früheren Verfalle zu erholen. Seine Bevölkerung besteht freilich bis jetzt nur aus etwa 1200 Europäern und 900 Mauren.

Bougie selbst besitzt keinen eigentlichen Hafen, wenigstens keinen, welcher diesen Namen verdiente. Aber die Rhede ist im Allgemeinen sicher, und nicht weit von Bougie befindet sich zwischen dem Cap Bruak und dem Fort Abd=el=Kader die kleine Bay von Sidi Jaïa, welche den Schiffen in jeder Jahreszeit Sicherheit gewährt.

Bougie bot mir, was modernen Comfort betraf, nur äußerst wenig. Im „Hôtel des Quatre Nations", wo ich abgestiegen war, konnte ich nicht einmal ein Zimmer für mich allein bekommen, sondern mußte es mit einem andern Touristen theilen. Derselbe war freilich schon ein alter, wenn auch kein angenehmer Bekanter. Es war nämlich ein Engländer, den ich auf einer Reise in Marokko getroffen hatte und der bei Ceuta, wo er die Septem Fratres genannten Berge erforschen wollte, von den Kabylen geplündert worden war. Ich nannte ihn nur den Erforscher von Septem Fratres. Meine Reise in Marokko erfolgte nämlich *vor* der in der Kabylie und *nach* der in den Provinzen Algier und Oran. In diesen Blättern konnte ich jedoch nicht gut einen Theil der Algerie von dem andern ge=

trennt beschreiben. Uebrigens suche man überhaupt keine chronologische Folge darin, da dies Buch das Resultat von fünf verschiedenen Reisen, welche sich nicht unmittelbar in der Zeit folgten, ist. Das Essen war ebenfalls nicht besonders im Hôtel von Bougie, und im Kaffeehaus war ein solcher Ueberfluß von fluchenden und stinkenden Soldaten, daß ich es vorzog, meine Zeit im Freien zuzubringen.

Da wartete denn auch meiner ein entschädigender Genuß. Ich bestieg den Berg, welcher die zwei kegelförmigen Hügel beherrscht, auf denen Bougie liegt, zwischen denen die wild bewachsene romantische Thalschlucht von Sidi Tuati ihre grünen Streifen hinzieht. Der Berg, auf dem ich stand, war der Dschebel Gurajah. Hier genoß ich eine herrliche Aussicht auf das Küstenpanorama der Kabylie. Weit schweifte mein Blick auf der unermeßlichen Welle, die mit ihrem salzigen Schaume das zarte Grün der Ufergärten netzte. Freilich war sie unfähig, diesen Auen Labung zu verleihen. Die durstenden Fluren tränkte nicht ihre große unfruchtbare Wassermasse. Nein! ein kleiner Fluß, fast ein Bach, zog seinen labenden Silberfaden durch die Felder hindurch. Von ihm abgeleitet, wallten in hundert Rinnen zarte Wasserstreifen, das kostbare Naß in alle Gärten gleich vertheilend. Jetzt hob ich plötzlich meinen Blick in die Höhe, hinweg von der weichen Meeresfläche und der zarten Uferlandschaft. Die vermittelnden Hügel und Berge übersprang ich und blickte gerade dem Alpensohne Afrika's, dem riesigen Dscherdschera, in's Angesicht. Da lagen sie vor mir, seine Kolosse, jene Berge des autochthonen Berberlandes, mit ihren seltsamen phantastischen Formen. Da thronte er in

stolzer Höhe, der mächtige Dscherdschera. Von seiner Felsenkrone blickte er hinab in die niedern Lande, denen er seit Jahrtausenden seinen königlichen Schutz gewährt hatte. Frei waren diese Bergesthäler Jahrtausende lang gewesen; weder Römer, noch Vandale, noch Araber hatte ihnen sein Joch aufzuerlegen vermocht. Ja! noch vor Kurzem waren diese Schluchten der Wohnsitz ununterjochter Völker gewesen. Jetzt hatte jedoch der Flug des fränkischen Adlers sich auch über sie ausgedehnt. Der Kabyle war ein Sklave geworden. Zum ersten Mal in seinem Völkerleben erkannte er ein fremdes Joch an! Aber seine Berge waren noch frei; denn welcher Tyrann vermöchte es, stolzen Alpengipfeln Fesseln zu schmieden? Sie waren noch frei, sie redeten zum Menschen von Freiheit und kein französischer Spion konnte es verhindern. Auch bis zu mir drang dieser Ruf des Berggeistes, diese heilige Stimme der Freiheit, und sie erfrischte meinen Geist und mein Herz, wie der Schnee des Dscherdschera meine Lippen erfrischt hätte.

Die Spitze des pyramidenförmigen Gurajah krönt jetzt ein französisches Fort, dessen Lage an dieser Stelle jedem gläubigen Moslem ein stechender Dorn im Auge sein muß. Denn hier hatte sich früher die Kubba eines berühmten Marabuts erhoben, zu deren Schwelle von allen Landen des Islams andächtige Pilgrime zu wallfahrten pflegten. Ein Besuch dieses Heiligthums galt während Jahrhunderten für alle Armen und Kranken, welche außer Stande waren, nach Arabien zu pilgern, als gleichbedeutend mit einer Wallfahrt nach Mekka. Diesem Wallfahrtsorte verdankte Bougie den Beinamen, welchen es lange Zeit in Afrika führte, nämlich „Mekka-es-Serhira" oder das

„kleine Mekka". Aber die Franzosen wußten nichts von dem Heiligen und nichts von dem „kleinen Mekka". Sie rissen unbarmherzig die Kubba des Marabut nieder und seitdem ist Mekka-es-Serhira zu einer gewöhnlichen profanen Stadt herabgesunken.

Als die Nacht genaht war, mußte ich mich, so unangenehm es auch sein mochte, dennoch in mein mit dem Engländer zu theilendes Zimmer begeben. Dieser Sohn Albions hatte, seit ich ihn nicht gesehen, einen neuen Sparren und eine neue Prätention angenommen. Er war nämlich eine Zeit lang in Algerien herumgereist, wo er, nach einigen oberflächlichen Studien der arabischen Sprache, sich allen Ernstes die Illusion erworben hatte, wirklich arabisch sprechen zu können. Diese neue Grille sollte auf der Reise, welche wir zusammen im Innern der großen Kabylie zu unternehmen einig wurden, noch zu großer Heiterkeit und seltsamen Mißverständnissen Anlaß geben.

Der liebe Leser wird staunen, wie ich mich am Ende doch noch mit einem Individuum auf die Reise begeben konnte, welches mir so unsympathisch war. Aber der Sohn Albions hatte trotz all' seiner Fehler und Lächerlichkeiten für mich immer noch einen gewissen Werth: Er war nämlich Archäologe. Ein verschrobener und verrückter Archäologe freilich; aber dennoch ein Archäologe, und dieser Titel allein bewog mich, über alle seine andern Mängel hinweg zu sehen. Außerdem war ich durch jahrelanges Reisen, was die Störungen betraf, welche aus dem Umgang mit Reisegefährten erwachsen, so abgehärtet, daß die Excentricitäten des Briten mich eher zu belustigen, als unangenehm zu berühren vermochten.

Viertes Capitel.

Das Thal des Uëd Sahel.

Die Römerstraßen in der Kabylie. — Abreise von Bougie. — Mein Reisegefährte. — Seine Manie, arabisch zu sprechen. — Die auswendig gelernte Conversation. — Die Ruinen von Tubusuptus. — Die Aït Urli. — Nachtlager bei den Aït Aurslagen. — Ein kabylischer Scheikh flickt seinen Bernus. — Die Aït Illulah. — Das Dorf Schellatah. — Seine Koransschule und seine Marabuts.

Erst in neuester Zeit, seit Juni 1857, hat die gewaltsame Unterwerfung aller Stämme der großen Kabylie die Wege nach dem Innern dieses interessanten Landes geöffnet. Sonderbarer Weise war diese Provinz, welche so nahe bei Algier und fast gänzlich im Angesicht der Küste liegt, die letzte in Algerien, welche die französische Herrschaft anerkennen sollte. Nördlich und südlich, östlich und westlich von ihr dehnte sich Frankreichs Herrschaft aus, ja sie erstreckte sich bis in das Innere der fernen Sahara, ehe dieses Küstenland seine Macht anerkannte. Diese, in der Geschichte vielleicht beispiellose Unabhängigkeit eines von allen Seiten von unterworfenen Stämmen umgebenen Volkes findet in der verhältnißmäßig unzugänglichen Beschaffenheit die ses gebirgigen Landes wohl nicht seine alleinige Erklärung. Die Liebe zur Freiheit, welche in allen Bergvölkern mächtig ist, hat auch den Kabylen stets gegen alle seine Unterdrücker gewappnet. Karthager, Römer, Vandalen, Byzantiner, Araber und Türken haben stets umsonst versucht, ihn völlig zu unterjochen. Das ganze Kabylenland war vor dem Jahr 1857 niemals einem

fremden Tyrannen unterwürfig geworden. Die heutige Franzosenherrschaft erkennt der Kabyle zwar an, aber er wartet gewiß nur eines günstigen Augenblickes, um wieder ein freier Kabyle zu sein.

Von allen früherern Eroberern Afrika's hatte unstreitig keiner so große Fortschritte in der Kabylie gemacht, als die Römer. Die Ruinen römischer Bauten sind zahlreich in diesem Lande und zuweilen selbst ansehnlich. Sollte man jedoch daraus schließen, daß die Römer in der Kabylie eine ununterbrochene Reihe von Niederlassungen besessen hätten? Dieß ist möglich. Aber es läßt sich auch annehmen, daß ein großer Theil besagter scheinbar römischer Bauten von eingeborenen Stammeshäuptern aufgeführt wurde, welche die Cultur des Königsvolks, deren Einfluß sie sich doch wohl nicht ganz entziehen konnten, nachahmten.

Die römischen Heerstraßen, welche die Kabylie berührten, geben uns die Namen einiger Niederlassungen. Aber alle diese Heerstraßen zusammengenommen beschreiben eigentlich nur einen Umkreis um das Bergland. Keine einzige führte wirklich mitten hindurch, oder berührte auch nur einen seiner mittleren Punkte, d. h. einen Ort, der auf dem Dscherdschera selbst gelegen war. Außer den zwei bedeutenderen Straßen, welche Rusuccurum (Dellys) und Saldae (Bougie) verbanden, und von denen die eine längs der Küste, die andere durch das Innere über Tigisis (Tuarga), Bidil (Dschema Saharidsch) und Ruha (Kasr Rebusch) führte, gab es noch einige, den Römern zur Zeit des Ptolemäos bekannte Straßen, welche Punkte des Inneren miteinander in Verbindung setzten. Eine dieser Straßen führte von

Auzia (dem heutigen Aumale) nach dem Flusse Isser und berührte Castrum Auziense (Aïun Bessun) und Auximis (Aïn es Sultan). Eine andere zog sich von Basana (dem heutigen Bordsch Menaïh über Phlorija (Aïn Fasi), Oppidium (Tisi-Usuh) nach Bida (Dschema Saharidsch). Eine dritte Straße verband letzteren Ort mit Jomnium (Cap Tedles) an der Küste. Wie man sieht, durchfurchte keine dieser Straßen so recht das Innere des Berglandes. Dschema Saharidsch, das Bida des Ptolemäos, das Bidil des Itinerars, das Syda der Karte Peutinger's, scheint offenbar diejenige römische Niederlassung gewesen zu sein, welche dem Herzen der großen Kabylie am nächsten gelegen war, und dennoch, wie nahe war es nicht der Küste?

Die in neuester Zeit im Gebirge gemachte Entdeckung eines Burgus centenarius, einer Art von kleinem Fort, wie solche wahrscheinlich wenig zahlreichen militärischen Strafcolonien zum Aufenthalte und zugleich zum Verbannungsorte gedient hatten, hat einiges Licht auf die wahre Stellung der Römer im Innern der Kabylie geworfen. Ein Burgus centenarius nämlich wurde stets nur in unvollkommen unterworfenen Ländern gegründet. Die Nothwendigkeit eines solchen Forts deutet auf den wenig gesicherten Stand der römischen Herrschaft selbst zur Zeit ihres Glanzes in der großen Kabylie. Wir sehen aus Tacitus, zu wie vielen Triumphzeichen seiner Zeit der einzige Räuber Tacfarinas die Ursache hergab. Daß Rom dieses numidischen Rebellen nicht mit einem Male habhaft werden konnte, ist ein sicheres Zeichen von seiner geringen Macht in diesem Lande; und zur Zeit des Tacfarinas war doch Rom auf dem Gipfelpunkt seiner Macht angekommen.

Als Rom jedoch zu sinken anfing, da wurden die Numiden des Mons Ferratus (Dscherdschera) Alle wieder völlig unabhängig und weder Vandalen, Byzantiner, Araber noch Türken haben sie seitdem unterjocht.

Die große Kabylie zerfällt, der natürlichen Beschaffenheit ihres Bodens gemäß, in zwei Haupttheile: nämlich in den südlich und in den nördlich von der großen Gebirgskette des Dscherdschera gelegenen Landstrich. Ersterer, durch welchen die große Hauptstraße von Constantine nach Algier führt, war schon früher unterworfen worden. Letzterer aber, dessen Kern die republikanische Stammesverbindung, Suawuah genannt, ausmachte, wurde erst durch den Feldzug vom Mai und Juni 1857 völlig unterjocht. Der Hauptfluß des ersteren Landstrichs ist der Uëd Sahel, welcher in Bougie in's Meer mündet; der des letzteren der Uëd Sebâu, der bei Dellys sich in die See ergießt.

In der Absicht, zwei Städte des Innern zu besuchen, welche die südlichen Grenzen der großen Kabylie bezeichnen und deren eine, Setif, die einstige Hauptstadt der Mauritania Sitifensis war, während die andere, Aumale, die Stelle des römischen Auzia einnimmt, miethete ich mir in Bougie mit Hülfe des Bureau arabe ein Pferd für mich und ein Maulthier für mein Gepäck und erhielt den unvermeidlichen Spahis zur Begleitung. Der Engländer, der kühne Erforscher von Septem Fratres, schloß sich auch mit seinem arabischen Begleiter meiner kleinen Karawane an. Letzterer, eine Art von Dragoman, den der Sohn Albions in Algier in seinen Dienst genommen hatte, war ein schlaues, verschmitztes Wesen, welches die Schwachheiten seines Herrn vortrefflich auszubeuten wußte. Eine und zwar die neueste dieser

Schwachheiten bestand, wie schon erwähnt, darin, daß sich der Sohn Albions einbildete, arabisch gelernt zu haben und es vollkommen gut zu sprechen. Nach einem mehrstündigen Ritt in seiner Gesellschaft, auf welchem er öfters Gelegenheit hatte Eingeborene anzureden, überzeugte ich mich jedoch von der vollkommenen Nichtigkeit dieses Wahnes. Er vermochte ein arabisches Gespräch weder zu verstehen, noch verständliche Antworten zu geben. Welches war aber nicht mein Erstaunen, als ich plötzlich hören mußte, wie eine ganz geläufige Conversation auf Arabisch sich zwischen dem Insulaner und seinem Begleiter .entspann. Frage folgte auf Antwort, Satz auf Satz, kein Wort blieb unverstanden, keines unerwidert. Ich konnte meiner Verwunderung über diese plötzliche Sprachengabe kaum Herr werden. Als ich freilich besser hinhorchte, da wollte es mir vorkommen, als hätte ich alle diese Sätze, alle diese Fragen und Antworten schon einmal gehört, und wie ich mein Gedächtniß genauer zu Rathe zog, da fand ich, daß ich die ganze Conversation des Engländers in arabischen Stunden, die ich in Algier genommen, oft repetirt hatte. Es war weiter nichts, als ein Gespräch aus Delaporte's „französisch-arabischen Dialogen", welches der Sohn Britannia's auswendig gelernt hatte und von dem der verschmitzte Araber gerade genug wußte, um auf die papageimäßigen Fragen seines Herrn die im Buche vorgeschriebene Antwort oder eine ähnliche zu ertheilen. Der Sohn Albions schloß aus dem Umstande, daß seine Conversation mit dem gemietheten Araber so gut von Statten ging, daß sie mit andern gebildeten Eingebornen eben so gut verlaufen müsse, und daß seine Kenntnisse in der arabischen Sprache die glänzendsten seien. Es wäre nutzlos gewesen,

ihn von der Richtigkeit dieses Wahnes überzeugen zu wollen. Den Umstand, daß ihn die Araber, welchen wir begegneten, nicht verstanden, schrieb er lediglich deren mangelhafter Kenntniß ihrer eigenen Sprache zu. Wir begegneten freilich nur sehr selten Arabern, denn wir waren ja in der Kabylie. Aber die Kabylen sprechen fast alle außer ihrer Muttersprache auch arabisch und wissen somit zwei Sprachen. Daß die Kabylen den Briten nicht verstanden, das schrieb er natürlich deren mangelhaften Erziehung zu, und doch sprechen die Kabylen oft richtigeres Arabisch, als mancher sogenannte Araber. Als Reisegefährte wurde so der Engländer in einer Beziehung eigentlich unterhaltend, ja amüsant, und mehrmals auf dieser Tour hatte ich Gelegenheit, über seine Dummheiten recht herzlich zu lachen.

Unser Weg führte uns dem Uëd Sahel, welcher von den Arabern auch Uëd Bu Msaud genannt wird und der der Nasava des Ptolemäos ist, entlang durch ein Land von strotzender, blühender Fruchtbarkeit, von mächtigen Bergen der verschiedensten phantastischsten Formen umragt, an deren Fuße die kabylische Hütte aus dem schwermüthigen, matten Grün der Olivenwälder hervorblickte. Der Umstand, daß die Kabylen in steinernen Häusern und nicht, wie die Beduinen, in Gurbis (Reiserhütten) oder in den schwarzen Zelten wohnen, gab diesem Landstrich, im Vergleich mit anderen in der Algerie, ein besonders civilisirtes Aussehen. Man hätte sich fast in einer Gegend Europa's glauben können.

Gegen Mittag erreichten wir das Gebiet der Fenajah, eines Kabylenstammes, dessen feindliche Gesinnung gegen die Franzosen früher sprüchwörtlich gewesen war. Die Fenajahs

waren es gewesen, welche im Jahre 1836 den Scheikh-Saad am meisten zur verrätherischen Ermordung des Commandanten de Mussis aufgereizt hatten. Jetzt waren die früheren Krieger friedliche Bebauer des Landes geworden, welche jährlich den Markt von Bougie mit zahlreichen Kameelladungen von Oliven versahen.

Die Olive bildet überhaupt schon von Alters her den Reichthum der Kabylie. Als die ersten erobernden arabischen Horden dieses Land betraten, fanden sie in den Hütten der Eingeborenen oft ganze Säcke voll klingender Münze; denn Geldaufspeichern das war von jeher und ist noch heute des Kabylen Hauptleidenschaft. Erstaunt über einen solchen Reichthum bei ärmlich aussehenden Leuten, fragten die Araber einen ihrer kabylischen Gefangenen, woher ihnen diese Schätze kämen. Dieser suchte auf dem Boden so lange, bis er eine Olive fand, und zeigte sie dann den Siegern. „Für diese Frucht," sagte er, „geben uns die Griechen ihr Gold." Man kann sich denken, daß die Araber den Weg nach einem Lande nicht vergessen mochten, welches solche natürliche Schätze bot.

Im Gebiete der Fenajah kamen wir bei dem Dorfe Bordsch Tiklat an den Ruinen einer römischen Niederlassung vorbei, welche man für die des Tubusuptus des Antonin, des Ammianus Marcellinus und des Ptolemäos hält. Der Engländer stieg vom Pferde, um die Ruinen von Tubusuptus zu besichtigen, und zwang seinen Araber, es auch zu thun. Denn das war der ewige Streitpunkt zwischen diesen beiden, sonst ziemlich gut harmonirenden Menschen, daß der Diener die archäologischen Schätze, für welche sich sein Herr interessirte, niemals besehen wollte. Der

Sohn Albions bestand jedoch darauf, daß Abd=Allah, das war der Name des Dragomans, jedes Mal die Ruinen, die er selbst ansah, auch in Augenschein nehmen solle. Einige verfallene Mauern, die vielleicht einer Basilika angehört hatten, die sehr undeutlich vorhandenen Spuren einer Nekropole, das war Alles, was von dem einstigen Tubusuptus noch sichtbar war.

Tubusuptus war, wie Gesenius vermuthet, bereits eine phönicische Niederlassung. Der Name kommt nach dem großen Hebräologen von (טוֹב שבתּ) Tob Sebtu und heißt: „die gute Wohnung."

Tubusuptus war wahrscheinlich im Alterthum die bedeutendste Stadt in der Kabylie und gab wohl Saldae wenig an Wichtigkeit nach. Ptolemäos führt sie nämlich unter den größeren Städten Mauritaniens an. Der Alexandriner belehrt uns, daß der längste Tag in Tubusuptus $14\frac{1}{3}$ Stunden daure und daß diese Stadt $2\frac{1}{3}$ Stunden in der Zeit mit Alexandria differire.

Die peutingerische Tafel führt an der Stelle, wo alle Andern Tubusuptus haben, einen völlig unbekannten Ort Namens „Ruhai" oder Ruhae" an.

Das Itinerar giebt Tubusuptus als 18 Milliarien von Saldae, 60 von Sitifis und 80 von Rusuccurum entfernt an. Diese Entfernungen entsprechen denjenigen der drei Localitäten Bordsch Tiklat, Bougie und Setif.

In der Notitia Imperii wird Tubusuptus als Hauptort eines Limes, des nach ihm benannten Limes Tubusuptitanus, angeführt. Dieß ist ein sicherer Beweis von dem ununterjochten Zustande des nahen Gebirgslandes; denn ein Limes war eine

Grenzprovinz, ein äußerster Vorposten römischer Civilisation gegen numidische Barbarei. Die ganze heutige „große Kabylie" scheint von solchen Limites umrahmt und eingeschlossen gewesen zu sein. So haben wir im Südwesten den Limes Audiensis, weiter im Süden den Limes Zabensis, und im Nordwest den Limes Bidensis.

Das Gebiet der Fenajah verlassend, stiegen wir nun aufwärts in dem sich stets erhebenden Flußthal immer längs den Ufern des Uëd Sahel dahin. Auf seinem rechten Ufer ließen wir in wildromantischer, dichtbewachsener Gegend die Stammesgebiete der Aït Immel und der Aït Mfisna liegen. In letzterem hat man mit Recht die Massinissenses des Alterthums wiedererkennen wollen. Die Tindenses, welche nach Ammiarus Marcellinus in der Nähe der Massinissenses wohnten, könnte man allenfalls in dem heutigen Aït Urtillan suchen, in deren Gebiet sich römische Reste befinden, welche vielleicht die des alten Petra oder Fundus Petrensis sein möchten. Der numidische Freiheitsheld Masficel, ein Bruder des Firmus, hatte einst diese beiden letztgenannten Stämme zur Rebellion gegen Rom aufgereizt und gegen den Comes Theodosius geführt, welchen Kaiser Valentinianus mit der Bekämpfung der aufrührerischen Numidenstämme betraut hatte. Derselbe Masficel sollte jedoch später zum Christenthum bekehrt und einer der eifrigsten Anhänger der römischen Politik und Bekämpfer seiner rebellischen Landsleute, ja seines eigenen Bruders Gildon werden.

Durch das Gebiet der Aït Urli reitend, erreichten wir gegen Abend ein Dorf des Stammes der Aït Aurflagen, in welchem wir unser Nachtquartier in der leerstehenden „Hütte der Gast-

freundschaft" aufschlugen, denn, wie in arabischen Zeltesgruppen, so bleibt auch in kabylischen Häuserdörfern stets ein leerstehendes Gebäude den Fremden offen. Dieses Dorf bestand ausschließlich aus neugebauten Häusern, welcher Umstand darin seine Erklärung fand, daß fast alle Dörfer der beiden Stämme, der Aït Urli und Aït Aurflagen, im Jahre 1851 bei der Expedition der Generäle Camon und Bosquet von den Franzosen niedergebrannt worden waren. Zum ersten Male seit meiner Anwesenheit in Afrika übernachtete ich in einem kabylischen Hause. Dieses „Haus der Gastfreundschaft", aus Stein gebaut, mit einem wirklichen Dache versehen, bildete einen angenehmen Contrast gegen das allen Wind und Wettern offene arabische Zelt, in welchem ich bei den Beduinen nicht selten hatte übernachten müssen. Aber eine andere Schattenseite sollte ich bei den Kabylen entdecken, welche das Reisen bei diesen Völkern einem an die Bedürfnisse und Nothwendigkeiten der europäischen Civilisation gewöhnten Touristen äußerst beschwerlich machen muß. Man bekommt nämlich bei diesen frugalen Menschen so gut wie gar keine Lebensmittel zu sehen. Diese Stämme sind von einer Mäßigkeit, gegen welche die berühmte schwarze Suppe der Spartaner Völlerei gewesen wäre. Der Kabyle ißt nichts, als Brod und zwar die bekannten in Oel gebackenen, ungenießbaren Gerstenteige. Fleisch genießt er nur dann, wenn ein Thier für gut findet, natürlichen Todes zu sterben, oder vielleicht bei einer großen Festmahlzeit, wo irgend ein Scheikh sein Interesse dabei hat, die Kabylen seines Stammes frei zu halten. Bei solchen Gelegenheiten ist der Kabyle eben so freßsüchtig, als er im gewöhnlichen Leben mäßig ist. Zu seiner äußerst frugalen Mahl-

zeit trinkt der Kabyle nicht etwa Wein, was Sünde wäre, auch nicht Wasser, sondern Horribile Dictu — Oel. Im „Hause der Gastfreundschaft" hatten sich außer uns noch ein Paar entsetzlich zerlumpter reisender Kabylen zum Uebernachten eingefunden. Diese mit vortrefflichen Verdauungswerkzeugen versehenen Männer genossen zu ihrem Gerstenteige das entsetzliche gelbbräunliche Getränk und zwar ungeläutert. Ich konnte mich bei diesem Anblick der Oelung ihres Mundes und Magens der Erinnerungen an Leberthran, Ricinus und andere Süßigkeiten nicht entschlagen und der Ekel trug so zu meiner Sättigung mehr bei, als die Lebensmittel, welche durch ihre Abwesenheit glänzten. Glücklich war es aber für mich, daß ich, um doch einige Nachtruhe realisiren zu können, eine Matratze mitgeschleppt hatte, denn in der kabylischen Hütte wird nur der nackte Erdboden zum Lager geboten.

Vor dem Schlafengehen machte mich mein Reisegefährte auf das seltsame Gebahren eines unserer kabylischen Herbergsgenossen aufmerksam; derselbe hatte sich nämlich seines Bernus entledigt und erschien nur in einem Hemd, dessen unberechenbare Schmutzigkeit alle Begriffe überstieg. Daß der Kabyle sein Hemd niemals wasche, daß wußte ich. Wie aber ein menschliches Wesen einen *solchen* Gegenstand auf seinem Körper leiden könne, wie *dieses* Hemd, daß war ein mir psychologisches Räthsel. Alle Farben waren an diesem Kleidungsstücke vertreten; nicht die des Regenbogens; nein! Farben aus andern Mischungen, als Wasser und Sonnenstrahlen, gewoben. Der untere Theil war gelb, der mittlere braun, der obere schwarz; doch ich fürchte unanständig zu werden, wollte ich das Kabylen-

hemd in wahren Farben schildern. Warum hatte dieser Biedermann seinen Bernus ausgezogen? Blos um uns die auffallenden Tinten seines schönen Untergewandes zu zeigen? Nein! er hatte ihn ausgezogen, um besagten Bernus zu flicken. Ich stritt mit dem Engländer über die Möglichkeit dieser letzteren Operation. Denn ein Kleidungsstück aus weniger materiellem Gehalt als besagter Bernus, hatte ich noch nicht gesehen. Er war zwar einmal Wolle gewesen, jetzt bestand er jedoch nur noch aus einer Aneinanderreihung durchsichtiger Fäden, zwischen denen die unzähligen Löcher fast das Einzige waren, was man vom Bernus sehen konnte. Der Schmutz daran verlieh ihm freilich eine gewisse Consistenz. Jedoch der Alte flickte und flickte, und als er fertig war, sah der Bernus noch viel zerissener aus, als vorher.

Lange floh der Schlaf meine Augenlider, wozu die Hitze und die Getrübtheit der Atmosphäre in dem „Hause der Gastfreundschaft" ebensoviel beitrug, als die allzu belebte Insectenwelt, welche dasselbe bevölkerte. Das Fluchen des besonders zerbissenen und zerstochenen Engländers in gebrochenem Arabisch war allein vermögend, mir in diesem gepeinigten Zustand noch ein Lächeln abzunöthigen.

Der Bernusflicker wurde am andern Morgen von einer Menge Kabylen der Aït Illulah abgeholt und da erfuhr ich, daß derselbe ein Stammeshaupt und ein wohlhabender Mann sei. Trotzdem ging er in den ekelhaftesten Lumpen. Aber das ist einmal die Art der Kabylen. Je zerlumpter ein Mensch ist, desto mehr Geld, so nimmt man an, hat er verscharrt.

Am Morgen verließen wir das ärmliche Dorf und bald auch das Gebiet der Aït Aurflagen und betraten das der Illulah,

eines der größten Kabylenstämme, welcher in zwei Hauptabtheilungen zerfällt, von denen die eine, die Illulah-Umaluh, nördlich, die andere, die Illulah-Usammör, südlich von der Bergkette des Dscherdschera wohnen. Im Gebiet der letzteren lag in bergiger Gegend das Dorf Schellatah, welches wir im Laufe des Vormittags erreichten. Schellatah wurde im Osten von abschüssigen Felswänden beherrscht, während im Westen ein sanft aufsteigendes Hügelland emporstrebte, dessen höchster Punkt dem Dorfe seinen Namen verliehen hat. Aus der Mitte des Dorfes ragten zwei mächtige Wallnußbäume hervor, welche die Saujah (Koranschule) und die Gräber ihrer frommen Stifter in ihren dunklen Schatten hüllten. Schellatah besaß für ein kabylisches Dorf ein ungewöhnlich civilisirtes Aussehen. Neben der Saujah, deren Lehrer und Schüler die Haupteinwohner des Ortes bildeten, befand sich das Haus des Aghas, welches sich von denen anderer kabylischer Stammeshäupter höchst vortheilhaft unterschied. Es war dieß ein bequemes maurisches Stadthaus, nach algierischem Muster erbaut. Der Agha, an welchen wir Empfehlungsschreiben besaßen, war gerade abwesend; derselbe residirte nämlich fast ausschließlich in der Ebene des Uëd Sahel, in einem eine deutsche Meile von Schellatah entfernten Gebäude, welches ihm die französische Regierung im Jahre 1855 hat erbauen lassen.

Wir benutzten die kurze Zeit unseres Aufenthaltes in Schellatah um der Moschee und Saujah einen Besuch abzustatten. Ein alter Mann, ein sogenannter „Marabut", mit entsetzlich zerlumpten Gewanden empfing uns an der Pforte und führte uns in dem Heiligthum herum. Alle Lehrer dieser hohen

Schule des Korans werden nämlich von den unwissenden Kabylen mit dem heiligen Namen „Marabut" beehrt. Nach dem wahren arabischen Sprachgebrauch ist diese Anwendung des Wortes jedoch vollkommen unrichtig, da „Marabut" nur eine geheiligte, ihr Leben in asketischer Beschaulichkeit zubringende und Wunder wirkende Persönlichkeit bedeutet. In der Stadt Algier wird dieser Titel heut zu Tage keinem einzigen lebenden Wesen zugestanden, obgleich es früher Heilige daselbst gegeben hat, denen schon bei Lebzeiten der Name eines Marabut beigelegt wurde. Die Kabylen sind jedoch nicht so strenge, was die Bedingungen betrifft, deren Erfüllung bei ihnen den Titel Marabut verleiht. Ja, es scheint, daß dieser ehrwürdige Titel hier äußerst leicht zu erwerben ist. Ich fragte einen Kabylen, was ein Marabut seiner Ansicht gemäß sei?

„Ein Mann der lesen kann", war die Antwort.

Ich wußte daß das „Lesen können" bei den Muselmännern bedeutet: „den Koran auswendig wissen". Aber selbst bei dieser Ausdehnung des Begriffes „Lesen können" würde es entsetzlich viele Marabuts geben. Die halbe Stadt Algier würde dann aus Marabuts bestehen, denn jeder Muselmann, welcher 10 Jahre lang die Schule besucht hat, kann den Koran auswendig. Aber die Zahl derer, die „Lesen können" ist bei den Kabylen sehr beschränkt. Auf ein gewöhnliches Dorf kommen vielleicht im Durchschnitt zehn, auf eine Saujah zwanzig, die „lesen können". Dennoch wird dadurch die Zahl der sogenannten Marabuts eine lächerlich übertriebene. Auch machen sich die civilisirten Mauren von Algier nicht wenig lustig über den

Barbarismus der ungebildeten Kabylen, die jeden Taleb (Schriftgelehrten) Marabut nennen.

Es war ein ohrzerreißendes Geheul, welches die wißbegierigen Jünglinge in der Saujah von Schellatah anstimmten, als sie die Verse des Fat'ha, algierisch Fatsch'ha, oder ersten Capitels des Koran in näselnden Tönen ableierten. Der Lehrer, natürlich ein „Marabut", begann darauf seinen grammatikalischen Unterricht mit dem Absingen der Conjugation, welche die Schüler, mit ihrem Kopf den Tact zu diesem Singsang nickend, mehr oder weniger fehlerhaft wiederholten. Die Grammatik wird nämlich bei Kabylen, wie bei Arabern, auf dieselbe papageimäßige Weise auswendig gelernt, wie der Koran, und zwar immer erst dann gelehrt, wenn der Schüler bereits den ganzen Koran auswendig weiß. — Einer, der den Koran nicht vollkommen im Gedächtniß hat, wird und, sei er sonst noch so intelligent, für unwürdig gehalten, die Grammatik zu erlernen. Aber auch diese Grammatik wird nicht erklärt, sondern, wie gesagt, nur auswendiggelernt. Die Erklärung muß der Schüler gewissermaßen errathen, wenn er überhaupt geistiges Bestreben genug hat, um den Mangel einer solchen zu empfinden. Wenn Einer trotz dieses mechanischen Unterrichts am Ende doch etwas verstehen lernt, so hat er das lediglich seinen eigenen Fähigkeiten zu verdanken, welche ihm gewissermaßen durch Intuition eine Einsicht in das Abgeleierte verschaffen müssen.

Fünftes Capitel.

Ein moderner Kabylenhäuptling.

Die Ruinen von Ausum. — Das Haus Ben Ali Scheriffs in Akbu. —Heuchlerischer Empfang. — Ein französirter Kabylenchef. — Das Frühstück. — Weinlaune eines Kabylenhäuptlings. — Zerlumptheit selbst der reichen Kabylen. — Der Sohn des Agha. — Der französische Sergeant. — Der Halbbarbar.

Von Schellatah in das Thal des Uëd Sahel, dessen humusreiche Ebene einer reichen Vegetation zur Grundlage dient, hinabgestiegen, bemerkten wir rechts von unserm Wege einige römische Ruinen, welche Berbrugger für die des Ausum des Ptolemäos hält. Abermals stieg der Engländer vom Pferde; abermals mußte Abd-Allah, sein Dragoman, trotz seines sichtlichen Widerwillens einen archäologischen Spaziergang machen, und abermals folgte ich ihnen. Ich mußte es aber doch jetzt eingestehen, daß wenn die Ruinen von Ausum nicht besonders sehenswerth sein würden, ich mich, trotz meiner Liebe zum Alterthum, so bald nicht wieder verleiten lassen würde, ähnliche aufzusuchen; das heißt, die Ruinen ähnlicher Orte, welche wie Ausum höchst unbedeutend gewesen sein mußten, da ihr Name in den alten Autoren kaum ein oder zweimal genannt wird. Wir langten an einem großen Trümmerhaufen an, in dem die Ruinen einzelner Wände noch zu traciren waren. Einige Mauerreste standen hie und da zerstreut auf den Feldern; einige Gräber, vielleicht die Spuren eines Hypogäums, das war so ziemlich Alles, was wir von Ausum zu sehen bekamen.

Die Existenz von Ausum erfahren wir einzig und allein durch Ptolemäos. In der christlichen Periode war es kein Bisthum. Da nun jede Stadt in Numidien (gewiß jede Römerstadt) ein Bischofssitz war, so kann man aus dem Umstande, daß Ausum nicht als solcher aufgeführt wird, schließen, daß es in der christlichen Periode nicht mehr existirt habe. Es war offenbar zu nahe dem Lande der unabhängigen Numiden gelegen, um nicht von diesen bei einer ihrer vielen Rebellionen zerstört worden zu sein.

Mein Reisegefährte belud sich mit einer Menge von Steinen aus den Ruinen von Ausum, zur nicht geringen Belustigung der Kabylen, denen eine solche archäologische Grille als der blühendste Wahnsinn vorkam.

„Was ist ihre Ansicht über Ausum?“ fragte ich den Engländer im Weiterreiten.

„Ich glaube, daß es einen sehr schönen Artikel machen wird,“ erwiderte dieser.

„So denken Sie darüber etwas zu veröffentlichen?“

„Ja! Ich bin nämlich Mitglied einer archäologischen Geschaft in England, die eine Monatsschrift herausgiebt.“

„Und darf man fragen, was Sie über Ausum zu sagen gedenken?“

„Offen gestanden, jetzt weiß ich es noch nicht, aber ich werde etwas zu erfinden suchen. Die Wahrheit würde natürlich Niemand beachtenswerth finden; denn wir haben eigentlich blutwenig gesehen. Aber Ausum ist so wenig bekannt, daß ein Artikel darüber jedenfalls Effect machen muß, unter Archäologen versteht sich, und wenn man es nur recht merkwürdig schildert, so

gilt man bald in England für einen „Lion“, d. h., eine Curiosität.

Dieß naive Geständniß ließ mich meinen Reisegefährten in einem neuen Lichte erkennen. Bisher war er nur die Düpe seiner selbst gewesen, jetzt düpirte er Andere: das war schon ein Fortschritt.

Bald erreichten wir Abku, das Bordsch des Agha, wo aus der Mitte einer Menge kabylischer Hütten und Gurbis, vom Makhsen, der unregelmäßigen Reiterei, bewohnt, das stattliche Residenzgebäude dieses eingeborenen Würdenträgers hervorragte. Man lud uns ein, uns in das Haus zu begeben, wo wir dem Agha unsere Empfehlungsschreiben überreichten. Der Saal, in welchem dieser uns empfing, war ein unharmonisches Gemisch europäischer Civilisation und kabylischen Schmutzes. Der eine Theil desselben war aller Möbel baar, nur mit einer alten zerfetzten Strohmatte belegt, auf welcher etliche zwanzig kabylische Große in ekelhaft zerlumpten Bernussen auf dem Boden hockten; der andere kleinere Theil war mit einem alten französischen Teppich bedeckt, auf welchem ein Sopha und einige Stühle standen und mit ihrem Prätention auf europäischen Comfort einen komischen Contrast gegen die andere naturwüchsige kabylische Hälfte des Zimmers ausmachten. Auf dem Sopha in einer offenbar für ihn höchst unbequemen, und nur zur Ehre seiner europäischen Besucher angenommenen Stellung kauerte der Agha. Sidi Mohamed Said, gewöhnlich Ben-Ali Scheriff genannt, war ein Mann zwischen 40 und 50 Jahren mit vollem schwarzen, jedoch grauwerdenden Barte, dunklen Augen, einer edelgeformten Nase, tiefbrauner Gesichtsfarbe und einem meist geschlossenen kleinen

Munde. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge war in diesem Augenblicke nicht der ihnen natürliche. Er war erzwungen, wie seine Stellung auf dem Sopha erzwungen war. Aber wie jene Stellung, so stand auch dieser Gesichtsausdruck dem Kabylenchef so auffallend ungeschickt, daß man die Uebertünchung leicht zu durchschauen vermochte. Hinter diesem aufgekleisterten Firniß lauerte verschleiert, aber dem genauen Beobachter deutlich erkennbar, der wahre Ausdruck dieser Züge. Derselbe bildete eine seltsame Mischung von dummem übertriebenen Selbstbewußtsein, und doch zugleich von Kriecherei. Seine Gesichtszüge redeten zu mir ungefähr folgende Sprache:

„Ihr seid Europäer, darin habt Ihr einen Vortheil vor mir! Aber Ihr seid doch keine Franzosen! Dieser Umstand vermindert Eure Superiorität. Außerdem seid Ihr nicht einmal Militärs, sondern Civilisten, und da schlage ich Euch noch geringer an. Dennoch will ich Euch empfangen, weil Ihr vom Bureau arabe empfohlen seid, und weil ich der demüthige Sklave des Bureau bin, und trotz meines Offizierkreuzes der Ehrenlegion, doch jedem Unterlieutenant bei besagtem Bureau die Hand küsse."

Sein Empfang hatte nicht das natürlich Würdevolle des echten Arabers oder Kabylen. Nein! er war gespreizt wie der Agha selbst, ein Mittelding zwischea Barbarei und falschverstandener Civilisation. Denn Ben Ali Scheriff ist ein Typus jenes Zwittergeschlechts, des französirten oder halbfranzösirten Eingebornen. Der Agha trug das Costüm der Beduinen, d. h. mehrere Bernusse übereinander. Auf dem einen derselben war die Rosette eines Offiziers der Ehrenlegion aufgeheftet. Er trug nicht das Kreuz wie es die decorirten Araber immer tragen,

sondern er wollte zeigen, daß er Europas Sitten kenne, die im gewöhnlichen Leben nur das Ordensband gestatten. Denn Ben Ali Scheriff that sich darauf etwas zu Gute, europäische Manieren und gesellschaftliche Feinheit in Paris kennen gelernt zu haben. Der Agha war nämlich schon seit 1847 ein Anhänger Frankreichs und hatte seitdem sich des französischen Schutzes stets nur zu rühmen gehabt. Aus schlauer Berechnung heuchelte er nun eine große Vorliebe für alles Europäische, und suchte in vielen Dingen die französische Civilisation nachzuahmen, was ihm freilich nur äußerlich gelingen konnte, da er jeder höheren Bildung entbehrte.

Nach Einnahme des traditionellen Kaffees begann die Conversation. Ich überließ dieselbe Anfangs dem Engländer, welcher bei dieser Gelegenheit seine Kenntniß des Arabischen auszukramen hoffte. Aber, o Unglück! Der Kabylenchef war weit entfernt davon, die im Buche vorgeschriebenen Antworten auf die papageimäßig eingelernten Fragen des Engländers auch nur zu ahnen, und so stockte das Gespräch mit jedem Augenblicke. Endlich schien der Agha jedoch der Sache müde zu sein und fing nun an in ziemlich geläufigem, obgleich gebrochenem Französisch mit uns zu sprechen. Den Hauptgegenstand des Gesprächs bildete die Reise, welche der Agha vor einigen Jahren nach Frankreich und dessen Hauptstadt unternommen hatte. Wie alle höherer Bildung entbehrenden Menschen, so hatten auch ihn in Paris diejenigen Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen am vorzüglichsten angezogen, welche den unwissenden Pöbel oder den frivolen Sinnenmenschen meist allein anzusprechen pflegen. Was ihm unter den frivolen Vergnügungen der verderbten

Hauptstadt aber am besten gefallen hatte, das waren — man kann es errathen — die öffentlichen Bälle wie „Mabille, Chateau des Fleurs“ und dergleichen gewesen. Ich habe überhaupt noch keinen Eingebornen des Innern der Algerie gesehen, der in Paris gewesen wäre, und der nicht besagte Belustigungsorte für das Sehenswürdigste jener Weltstadt gehalten hätte. Wie alle Halbbarbaren, so verstehen Araber und Kabylen von der Civilisation nur diejenigen Seiten aufzufassen, welche den rohen Sinnen schmeicheln. Sie finden die Vorzüge Europa's in Dingen, deren wir Europäer uns eher schämen müssen. Für die schönen Künste haben diese Menschen nicht den geringsten Sinn; die Wissenschaft ist ihnen stumm; die Sitten eines Landes interessiren sie nur, insofern dieselben ihren eigenen unmoralischen Tendenzen Vorschub leisten; von Literatur haben sie keine Idee. Was das Theater, wohin sie natürlich wenn sie Paris besuchen, von ihren officiellen Führer stets mitgeschleppt werden, betrifft, so haben sie einzig und allein für das Ballet Sinn. Ein gebildetes, gesittetes, intellectuelles Vergnügen ist diesen Menschen gänzlich unbekannt. Dennoch hatte dieser Agha, dessen Ideen sich so wenig oder gar nicht über die eines gemeinen Kabylen erhoben, seine Reise in einer Beschreibung veröffentlicht, welche in der arabischen Zeitung „El Mobascher“ erschienen war. Ich habe dieses literarische Product nicht gelesen, aber, nach der mündlichen Beschreibung des Aghas zu schließen, muß die schriftliche, wenn sie dieser nur einigermaßen glich, sich vorzüglich mit den Damen des Quartier Breda und des Casino Cadet beschäftigt haben.

Nachdem wir eine Stunde im sogenannten „Salon“ ge-

sessen hatten, ließ der Agha ein Gabelfrühstück serviren. Vorher aber wollte er uns nöthigen, nach der Sitte französischer Troupiers den unvermeidlichen Absinth einzunehmen. Das Frühstück wurde auf europäische Weise aufgetragen. Beim Essen, wobei zum Horror jedes gläubigen Moslems Wein gereicht wurde, trank der wenig scrupulöse Agha selbst einige Flaschen schlechten, aber stark berauschenden provenzaler Weins. Es ist überhaupt fabelhaft, was diese Leute, von denen man annehmen sollte, daß bei ihrer geringen Gewöhnung dergleichen für sie die berauschendsten Folgen haben müsse, an alkoholhaltigen Getränken vertragen können. Der Eingeborene der Algerie trinkt seinen Absinth stets pur, und bringt es gewöhnlich erst nach einer Flasche zu einem Rausch, welchen doch der Europäer schon nach zwei Gläsern sich holen würde. Als der Biedermann nach langen Libationen vom Wein einigermaßen angeregt worden war, fing er an uns seine Kenntnisse in der französischen Sprache vollständiger zum Besten zu geben. Er schien sich nicht wenig darauf einzubilden, eine Reihe von gemeinen Soldatenflüchen nebst einer Anzahl obscöner Ausdrücke, die er vielleicht im Jardin Mabille gelernt hatte, vortragen zu können. Der Halbbarbar ahnte nicht, daß er hierdurch nur den Ekel jedes gebildeten Europäers erregen mußte. Zu meinem Erstaunen und Unwillen sollte ich jedoch gewahren, wie mein Reisegefährte, dem ich, in seiner Eigenschaft als Archäologe, einen gebildeteren Standpunkt zugetraut hatte, den bachantischen Elucubrationen jenes schlechten Muselmannes Beifall zollte und denselben durch seine Heiterkeit und sein Lob zum Hersagen weiteren Obscönitäten ermuthigte.

Unter den Gästen, welche an dem Frühstück Theil nahmen,

befand sich auch ein, wie man mir sagte, sehr reicher alter Kabyle, welcher ein ziemlich reinliches langes Faltenhemd anhatte. Aber dieses eines Engels, wie sie auf dem Theater zu erscheinen pflegen, nicht unwürdige Gewand war nur ein übertünchtes Grab. Unter demselben konnte man ein anderes Faltenhemd entdecken, dessen Farbe ihre Intensität dem angehäuften Schmutze von wenigstens einem Jahre verdanken mußte. Der Kabyle trägt nämlich nicht immer den Bernus, wie der Araber; sein Geiz erlaubt ihm gewöhnlich nur ein Hemd von grobem Baumwollstoff zu besitzen; hat er aber einen Bernus, so verzichtet er nicht selten auf das Hemd. Keines dieser Kleidungsstücke wird jemals gewechselt oder gewaschen, noch bei Nacht ausgezogen. Ist es überaus zerlumpt, so wird es nothdürftig ausgebessert. Die meisten Anzüge der Kabylen sind außerdem noch mit Oelflecken so bedeckt, daß sie wie in Oel getränkt erscheinen, denn Oel ist diesem Volke nicht nur Nahrungs- und Beleuchtungsmittel, sondern dient ihnen innerlich und äußerlich als einzige Medicin und wird in Einreibungen reichlich applicirt. Die zwei Hemden dieses sogenannten reichen alten Kabylen waren also schon ein Luxus. Er hätte sich mit dem untern begnügen können. Ich weiß freilich nicht, was dann aus meinem Appetit geworden wäre.

Auch ein Europäer hatte an dem Frühstücktische des Agha Platz genommen. Es war dieß ein französischer Sergeant, welcher dem Kabylenchef seine Correspondenz mit dem Bureau arabe besorgte. Der Sohn des Agha, welcher ebenfalls mit uns speiste, war ein Bürschchen von etwa 16 Jahren, mit aufgedunsenen Zügen, glotzenden Augen und einem stupiden Gesichtsausdruck. Er trug das Costüm eines französischen Collegien, nur hatte er,

statt der französischen Polizeimütze, welche diese Jünglinge tragen, ein rothes Fes aufgesetzt. Es ist nämlich wahrhaft komisch, welchen Abscheu vor einem Hute oder einer Mütze jeder Eingeborne hegt. Eine europäische Kopfbedeckung anzunehmen, das wäre Apostasie, ärger als Weintrinken oder Schweinefleischessen! Der Sohn des Agha wurde im Collège von Algier erzogen, schien aber daselbst eben nicht viel Gutes gelernt zu haben, denn er fluchte und soff bereits mit dem französischen Sergeanten um die Wette. Ueberhaupt war es komisch zu sehen, wie der Agha und sein Sohn diesen gemeinen französischen Unteroffizier in Allem nachzuahmen suchten, als seien seine Sitten das non plus ultra von französischer Feinheit und Pariser Glasur. Sie hatten von dem rohen Krieger einige Soldatenausdrücke wie „carottier“ (Spitzbube), „péquin“ (Schimpfname, den die französischen Soldaten den Civilisten geben), „fristik“ (ursprünglich ein deutsches Wort, nämlich „Frühstück“, womit die französischen Troupiers eine Kneiperei bezeichnen) und dergleichen mehr gelernt. Dieses Kauderwelsch gaben sie uns auch zum Besten und glaubten, wir müßten ihre Kenntniß der Finessen des gallischen Idioms bewundern.

Ben Ali Scheriff war einer der reichsten Häuptlinge der Algerie. Sein Einkommen, welches sehr hoch angeschlagen wurde, schien er jedoch nicht auf die beste Weise anzuwenden. Er machte oft Ausflüge nach Algier, wo er, wie man sagte, nicht geringe Summen auf die Belohnung der Gunst gewisser Damen zu verwenden pflegte. Er bildete so eine große Ausnahme gegen den sprichwörtlichen Geiz seiner Landsleute. Aber ein Kabyle weiß eben nur geizig, nicht aber vernünftig sparsam zu sein.

So war auch Ben Ali Scheriff nach Aufgabe seines vaterländischen Geizes in das entgegengesetzte Extrem verfallen und hatte sich einer Verschwendung hingegeben, welche ihn, trotz seines Reichthums, bereits halb ruinirt haben soll. Ben Ali Scheriff war der getreue Typus des modernisirten algierischen Häuptlings, jener Creatur Frankreichs, die in Allem, im Guten oder im Schlechten, vorzüglich aber im Letzteren, sklavisch das thut, was die Herren gebieten, die sich vor dem officiellen Franzosen im Staube wälzt und nichts verabsäumt, um ihm Weihrauch zu streuen. Er war der Typus des Halbbarbaren, der sich einbildet, seinem civilisirten Herrn durch die Nachahmung seiner Sitten zu schmeicheln, der natürlich ihn aber nur im Schlechten nachzuahmen versteht, und aus sich selbst nichts zu machen weiß, als die Caricatur eines civilisirten Menschen.

Sechstes Capitel.

Die Soffs.

Die Partheibewegung der Soffs. — Geringfügiger Entstehungsgrund mancher Soffs. — Tatanih und Fokanih. — Der Marabut und die Marabuta. — Eheliche Prügelexercitien. — Bildung der Soffs. — Die Treuga dei. — Tatanih und Fokanih bestehen noch immer fort.

Der Stamm der Aït Illulah, dessen Oberhaupt Ben Ali Scheriff ist, lebt auf beiden Seiten des Dscherdschera. Die Abtheilung, welche im Thal des Uëd Sahel wohnt, heißt Illulah Usamör, die andere Illulah Umaluh. Außer dieser, durch die

Natur gebotenen Eintheilung erleiden jedoch die Illulah noch eine andere. Es ist dieß die Eintheilung in Tatanih und Fokanih. Parteiung wäre vielleicht hier richtiger gesagt, als Eintheilung. Tatanih und Fokanih sind nämlich sogenannte Soff's, politisch religiöse Parteien, welche sich gegenseitig auf's Fanatischste befeinden. Die Soffs, eine der Kabylie ganz eigenthümliche Erscheinung, sind im Laufe der Jahrhunderte aus dem Zustande steter Unruhen und Parteibewegungen, zu dem diese Völker so sehr neigen, hervorgegangen. Man könnte sie etwa mit den Parteiungen in den italienischen Städte-Republiken des Mittelalters, mit den Guelphen und Ghibellinen, den Bianchi und Neri, den Nobili und Popolani, vergleichen. Wie in jenen Städten, so schieden sich in einem und demselben kabylischen Orte die Einwohner in zwei feindliche Lager, deren Feindschaft unerbittlich war und sich ewig vererbte. Die Soffs entzweiten einen Stamm mit dem nächsten, die eine Hälfte eines Stammes mit der anderen, die Hälfte eines Dorfes mit der anderen Hälfte, ein Haus mit dem nachbarlichen Hause, eine Familie mit einer früher befreundeten oder selbst verwandten Familie, ja oft den Vater mit dem Sohne, den Bruder mit dem Bruder.

Die unmittelbaren Ursachen der Entstehung der Soffs waren in den verschiedenen Theilen der Kabylie sehr verschiedene gewesen und die einzelnen Parteiungen hatten gewöhnlich nach der eigenthümlichen Entstehungsart ihres Streites mehr oder weniger bizarre und originelle Namen angenommen. Es gab große oder kleine Soffs, d. h. Soffs, welche nur Wenige, oder Soffs, welche Viele unter einander entzweiten. Ihr Entstehungsgrund war oft sehr geringfügig. Ein Beispiel eines

solchen kindischen Ursprunges bildete der Soff der Katze und des Hundes. In einem kabylischen Dorfe bissen sich ein Hund und eine Katze. Gleich bildeten sich zwei Parteien. Eine behauptete, der Hund müsse die Katze todtbeißen; die andere, die Katze solle den Hund erwürgen. Die Parteien erhitzten sich; man kam zu Schlägen; es floß Blut, und vom Augenblick an, da Blut geflossen war, machte die Vendetta die Vererbung des Streits zur Pflicht. Zwei Soffs hatten sich gebildet. So geringfügig waren oft die Entstehungsursachen der Soffs.

Manchmal beschränkten sich die Soffs auf die Gegend, wo sie ihren Ursprung genommen hatten. Aber oft verbreiteten sie sich reißend schnell, gleich einer Epidemie, über ganze Districte und schieden alle Bewohner desselben in zwei feindliche Hälften. Ein solcher vielverbreiteter Soff war die Parteibewegung der Tatanih und Fokanih. Dieser Soff hatte sich gleich nach seiner Entstehung mit der größten Schnelligkeit durch das ganze Thal des Uëd Sahel verbreitet, dessen Bewohner er noch heute in feindliche Hälften theilt. Der Entstehungsgrund des Soffs der Tatanih und Fokanih wird folgendem interessanten Umstande zugeschrieben. Ein hochverehrter Marabut oder Heiliger, Namens Sidi Kalih, lebte in einem Dorfe des Dscherdschera. Er war mit einer Kabylin vom edelsten Geschlechte verheirathet, welche ebenfalls im Geruch großer Heiligkeit stand, und den religiösen Titel einer Marabuta führte. Das heilige Ehepaar schien jedoch die Eintracht und Verträglichkeit nicht zu den einem Marabut und einer Marabuta unentbehrlichen Tugenden zu zählen. Ihre Haushaltung war vielmehr der Schauplatz steter Wortwechsel und nicht selten führte der Wortstreit zu Thätlich-

keiten, wobei denn die Fäuste des ehrwürdigen Heiligen der Marabuta übel mitzuspielen pflegten. Eines Abends war jedoch das Mißverständniß soweit gediehen, daß die Marabuta mit blutender Nase und arg zerbläutem Körper das Haus des allzu muskelkräftigen Heiligen verließ, bei ihren Eltern Schutz suchte und dieselben, sowie alle ihre zahlreichen Verwandten zur Rache gegen den allzu demonstrativen Marabut aufforderte. Das Dorf in welchem das heilige Ehepaar wohnte, trennte sich auf der Stelle in zwei sich entgegenstehende Lager. Die einen nahmen für den Gatten Partei, und behaupteten als echte Muselmänner, der Heilige sei im vollen Rechte gewesen, wenn er die Marabüta durchgeprügelt habe: sei doch Prügeln das Privilegium der Herren der Schöpfung. Die Anderen hingegen meinten, das Prügeln sei zwar an und für sich lobenswerth und durch die Religion geheiligt, aber selbst das Gute müsse auf Erden seine Grenzen haben und die Marabuta trage Spuren von einem Grade der Durchbläuung an sich, welchen geduldig sich täglich verleihen zu lassen, nicht zu ihren ehelichen Pflichten gehören könne. Es kam zum Wortstreit, dann zu Schlägen und endlich zur Bildung von zwei Soffs. Diejenigen, welche die Sache des Mannes vertheidigten, wurden die Oberen oder Fokanih, die Freunde der Frau dagegen die Unteren oder Tatanih genannt. So groß war der Ruf des Heiligen und der Marabuta, und so mächtig die Liebe zu Parteizwistigkeiten unter den Kabylen, daß bald alle benachbarten Stämme sich für die Sache auf's lebhafteste zu interessiren anfingen, und je nach verschiedenen Ansichten, sich in Fokanih und Tatanih spalteten. Warum nannte man die Partei des Mannes die Obere, und

die Partei der Frau die Untere? Die Gelehrten unter den Kabylen wollen behaupten, weil bei den ehelichen Abprügelungen der Gatte die obere und die Frau die untere Rolle zu spielen pflegte. Das heißt, weil die durchbläute Marabuta nach den ersten Hieben gewöhnlich auf den Boden zu liegen kam, während der Heilige, durch seine Exercitien weniger angegriffen, noch aufrecht dastand. Diese Erklärung ist tiefsinnig und geistreich. Aber sie genügte nicht Allen, darum haben die französischen Schriftsteller eine andere erfunden. Sie behaupten der Heilige sei oben, d. h. auf einem Berge, die Marabuta aber unten, d. h. in einem Thale geboren, welche Erklärung übrigens auch eine schöne Gegend ist.

Tatanih und Fokanih bekämpften sich mit solch fanatischer Wuth, daß man genöthigt war, eine Art von Gottesfrieden, ähnlich der Treuga Dei des Mittelalters, eintreten zu lassen. Sonst hätten sich die Bewohner oft eines und desselben Dorfes gegenseitig aufgerieben. An gewissen Tagen wurde der Kampf untersagt. Der Gebrauch der Waffen im Dorfe selbst wurde verboten. Außerhalb desselben jedoch konnten sich die Genossen eines und desselben Stammes, wenn sie verschiedenen Soffs angehörten, nach Herzenslust todtschlagen und todtschießen. Noch heut zu Tage zerfällt das Dorf von Schellatah, wie das ganze Thal des Uëd Sahel, in Tatanih und Fokanih, deren Feindlichkeiten jedoch augenblicklich verstummt sind. Die Franzosenherrschaft hat diesem originellen Sittenzuge einstweilen Stillschweigen auferlegt. Tatanih und Fokanih schlummern, aber im Schlummer zeigen sie sich die Zähne, um bei der nächsten Gelegenheit wieder loszubrechen.

Siebentes Capitel.

Der Stamm der Aït Melliköſch.

Der Dſcherdſchera. — Der erſte Mann vom Stamme der Aït Melliköſch. — Die Kabylinnen. — Geiz der Kabylen. — Nachtlager im Gebiet der Aït Melliköſch. — Bu Barhla der „Vater der Mauleſelin," Freiheitsheld der Kabylen. — Seine Schlachten und ſein Tod. — Ein kabyliſches Beſchneidungsfeſt. — Ein kabyliſche Tänzerin. — Die beiden Agha's. — Ihr Wettkampf im Geldverſchenken.

Nachdem wir uns bei dem Agha der Illulah verabſchiedet hatten, ſetzten wir unſeren Ritt längs der maleriſchen Ufer des Uëd Sahel weiter fort. Die Gegend begann einen immer wilderen, romantiſcheren, ja ich möchte ſagen, ſchauerlicheren Charakter anzunehmen. Zu unſerer Rechten thronten die mächtigen Häupter des Dſcherdſchera, deſſen felſige und finſtere Gipfel ein wildes Chaos gigantiſcher, überaus unregelmäßigſter Gruppirungen bildeten. Schwarze, durch die Laubesſchatten ihrer dichten Wälder in ewige Nacht gehüllte Bergesmaſſen ſtarrten hier gen Himmel. Sie wechſelten mit ſpitzen, grade aufragenden Felſen ab, deren gezähnte Wände die Ruinen zerfallener Giganten-ſchlöſſer darſtellten. Die ganze Maſſe des Dſcherdſchera lag da, wie eine unerklimmbare, unüberſteigliche Rieſenmauer. Man hätte glauben ſollen, daß ſie Völker, die ſich tödtlich haßten, von einander trennen müſſe und doch waren die Stämme, welche auf den beiden Seiten wohnten, nicht nur verbündet, ſondern verbrüdert und verwandt. Seltſame Natur des Bergvolkes! Die Koloſſe

der Erde schrecken es nicht mit ihren Riesengipfeln. Oft in der Ebene finden wir einen kleinen Fluß, der eine Völkerscheide bildet, und hier vermagst Du es nicht, Völker in feindliche Lager zu theilen, mächtiger Sohn des Atlas, felsenumgürteter Dscherdschera!

Nachdem wir ein rieselndes, krystallklares Flüßchen, den Uëd Tassedent, an der Stelle, wo er sich in den Uëd Sahel ergießt, durchschritten hatten, betraten wir das Gebiet des Kabylenstammes der Aït Mellikösch. Der erste Mann, welchem wir auf diesem Stammesgebiete begegneten, war ein echter Typus seines kriegerischen, einst so schwer zu bändigenden Geschlechtes: Finstere, wilde Züge, beinahe verdeckt von einem Wald tiefschwarzer Barthaare; ein Paar dunkle blitzende Augen, Haß und Verachtung sprühend, eine Nase von kühner Herrschsucht bekundender Krümmung; eine tiefgebräunte Gesichtsfarbe; ein Ausdruck der Züge, welcher die Welt herauszufordern schien; ein Gliederbau eines antiken Heldengottes würdig; ein Gang, gleich dem eines gefallenen Tyrannen, dessen Stolz mit seinem Falle eher zu- als abgenommen hatte; so erschien uns der erste Sohn vom Stamme der Aït Mellikösch. Mit dieser heroischen Miene contrastirte seltsam das allzuzerlumpte Costüm dieses afrikanischen Hercules, welcher anstatt „anständig nackt" zu gehen, wie es seiner Eigenschaft als Halbgott anpassend gewesen wäre, es vorzog, sich in ein niegewaschenes, wenigstens zehnjähriges, unendlich zerfetztes Faltenhemd zu hüllen.

Der Stamm der Aït Mellikösch besaß etliche dreißig Dörfer, von denen die meisten in dem Flußthal des Uëd Sahel zerstreut lagen, während einige wenige gleich überirdischen War-

ten auf den Kämmen der zahlreichen Ausläufer des finstern Dscherdschera thronten. Wir kamen durch mehrere der niedriger gelegenen Ortschaften, in deren einer wir eine kurze Rast machten, und bei dieser Gelegenheit das Innere einiger kabylischer Häuser betraten. Die Kabylinnen liefen nicht bei unserem Anblick davon, wie es die Beduininnen und Araberinnen stets zu thun pflegten. Sie waren alle unverschleiert, wie überhaupt sämmtliche Landbewohnerinnen der Algerie. Große Schönheit konnte ich bei diesen Damen nicht entdecken. Dieser Mangel wird dadurch erklärbar, daß die Frauen fast ausschließlich alle Arbeiten auf dem Felde, wie im Hause, verrichten müssen. In der zartesten Jugend sollen sie oft sehr hübsch sein, aber die Rauhheit der Witterung im Winter, und die brennende Sonne im Sommer, welcher sie sich unbarmherzig aussetzen müssen, verbunden mit der härtesten Arbeit, pflegen einem zwanzigjährigen Gesicht oft schon die Runzeln eines halben Jahrhunderts aufzuprägen. Man spricht in Europa von frühem „Altwerden" der Frauen südlicher Klimate. Man sollte eher vom frühen „Altaussehen" derselben reden: Denn in Wirklichkeit behalten sie alle wesentlichen Merkmale der Jugend: die Kraft zu arbeiten und die Fähigkeit zu gebären, eben so lange wie die Europäerinnen. Die schlechte Nahrung und die viele Arbeit verleihen jedoch den Gestalten jene Magerkeit der Formen, welche beim reifern Alter und namentlich im heißen Klima immer eingeschrumpfte Haut und ein Heer von Runzeln in ihrem Gefolge hat. Die Frauen der reicheren Mauren von Algier behalten, weil sie nicht arbeiten, ein schönes und jugendliches Aussehen oft bis zum 40. Jahre.

Die Aït Melliköſch ſind, wie faſt alle Kabylen, beinahe ausnahmslos von einem Geiz, der alles in Europa in der Art Bekannte übertrifft. Der Kabyle liebt nur das Geld, nichts als das Geld und wieder das Geld, und zwar das Geld um des Geldes willen, denn ſich irgend ein Vergnügen oder eine Bequemlichkeit dafür zu verſchaffen, das gälte dieſen Natur-Harpagons für ſchwere Sünde. Was ſie ſchließlich mit ihrem Gelde anfangen, das iſt bis jetzt, glaube ich, noch ein Räthſel. Man ſpricht von eingeſcharrten Säcken voller Napoleons, aber wenn dieſe unterirdiſchen Schätze wirklich exiſtiren, ſo müſſen die Eigenthümer ſie ſo gut verſteckt haben, daß Niemand bis jetzt einen derſelben hat wiederfinden können. Nicht ſelten übernimmt es jedoch das väterlich vorſehende Bureau arabe, die Kabylen von der Laſt des vielen Aufgeſparten zu befreien. Eine von dieſer irdiſchen Vorſehung angeordnete Razzia (Raubzug) hat oft die Erſparniſſe von Jahrhunderten weggeführt und die Betroffenen ohne Dach, ohne Vieh, ohne Lebensmittel gelaſſen. Aber der Kabyle fängt dann nur wieder von vorne daſſelbe Leben an, was er früher führte. War er ſonſt geizig, ſo wird er nun wo möglich noch geiziger, ſcharrt ſeine Sous zuſammen, bis ſie ſich zu Franken und Napoleons häufen, und wenn er recht viele hat, ſo kommt vielleicht wieder einmal eine Razzia, die ihm alles nimmt.

Die Aït Melliköſch waren erſt im Frühjahr des Jahres 1857 definitiv unterworfen worden. Sie hatten lange den Kern einer völlig freien Stämmeverbindung gebildet. Noch vor wenigen Jahren war ihr Stamm der Mittelpunkt des Freiheitskampfes, welchen Bu Barhlah gegen die Franzoſen führte, geweſen. Das Dorf Sidi Abd-Allah, in welchem wir heute unſer

Nachtquartier aufzuschlagen genöthigt waren, war gerade dasjenige, welches die Residenz jenes neuesten Abd=el=Kaders gebildet hatte. Wir ließen uns in der leerstehenden Hütte der Gastfreundschaft nieder und verzehrten einige mitgebrachte Lebensmittel. Bei den Aït Melliköfch war nämlich Eßbares weder zu bekommen noch zu sehen.

Am Abend versammelte sich eine kleine Anzahl von Honorationen des Ortes um das Feuer, welches wir vor dem Hause der Gastfreundschaft angezündet hatten. Diese Besucher waren kräftige, obgleich schon meist den Greisenjahren nahestehende Männer. Ihre Bärte waren zwar ergraut und theils erbleicht, aber ihre Manneskraft war noch ungebrochen und ihr Gliederbau zeigte herculische Formen. Leider hatten sie ihre plastischen Glieder mit überaus schmutzigen und unaussprechlich zerlumpten Kamidschas, oder langen Aermelhemden, behängt.

Woher es kommt, daß bei den Eingeborenen die Männer in reiferen Jahren fast Alle so viel wohlhäbiger und gesunder aussehen, als die Frauen in demselben Alter, daß ist nicht schwer zu erklären. Die Männer beobachten als Herren der Schöpfung ausschließlich das fruges consumere. Die Frauen theilen das Schicksal, übertrieben arbeiten zu müssen, mit den kabylischen Eseln, Mäulern und Pferden. Hat man je eines dieser Thiere gesehen, welches nicht in Folge schlechter Nahrung entsetzlich mager wäre, und dessen Haut nicht blutige Spuren grausamer Abprügelung trüge? Denn die Kabylen sind Thierquäler. Als solche kommen ihnen in Europa nur die Provenzalen und die grausamen Spanier gleich. In was unterscheidet sich das Loos der Frauen von dem der Hausthiere? Oft sind letztere mehr werth,

denn für ein gutes Maulthier zahlt man 200—300 Francs, während man eine Ehegattin für 150 Francs und für noch weniger kaufen kann. Der Kabyle schätzt auch deßhalb seine Frau weniger als seine Hausthiere. Dennoch soll es bei diesem Volke vorkommen, daß Ehemänner unter dem Pantoffel stehen!

Einer der uns Gesellschaft leistenden Greise, der sich als der Scheikh des Ortes zu erkennen gab, zeichnete sich durch einen Bernus aus, welcher mit höchster Wahrscheinlichkeit zu schließen, ein Erbstück seines Urgroßvaters war, in den jede folgende Generation einige Löcher gerissen und einige Lumpen geflickt hatte. Dieser Würdenträger klagte sehr über die Armuth seines Stammes, der sich jetzt erst allmälig von dem Zustand des äußersten Elends zu erholen anfange, in welchen ein beinahe zwanzigjähriger Krieg mit den Franzosen ihn gestürzt habe. Der alte Mann erzählte allerlei von den Drangsalen, welche diese Kriegsperiode den Aït Mellikösch auferlegt hatte.

„Es gab Zeiten", so sprach er, wo wir so sehr an allen Lebensmitteln Mangel litten, daß ein Stück Brod, wie es heut zu Tage zwei Sous kosten würde, oft um fünf Franken verkauft wurde. Das Mehl war in Folge der häufigen Razzias der Franzosen, welche unsere Ernten zerstörten, so theuer geworden, daß viele zu dem verzweifelten Mittel griffen, kleingeschnittenes Stroh mit in ihr Brod zu backen, um so dessen Umfang zu vermehren und ihren Hunger, wenn auch nicht zu stillen, doch wenigstens zu täuschen.

Ich fragte den Häuptling im zerlumpten Bernus, ob er wohl Bu Barhlah gekannt habe, eine Frage, die er nicht nur bejahend beantwortete, sondern zu meinem großen Erstaunen über

solche ungewöhnliche Mittheilungslust eines Kabylen, mir auch eine Schilderung von dem Leben und den Abenteuern jenes Scheriffs zu machen begann, welche, wie ich mich später überzeugte, so ziemlich mit der Wahrheit übereinstimmte.

Bu Barhlah war der Abd-el-Kader der Kabylen gewesen. Die Franzosen nannten ihn natürlich Fanatiker, Betrüger, Rebell. Die Kabylen jedoch sahen in ihm einen Erlöser, einen Freiheitshelden. Seine Rolle war freilich viel bescheidener, als die des Sultans von Maskarah. Sie entsprach mehr der beschränkteren Rolle des Freiheitshelden des Dahrah, Bu Masah. Wie dieser, so hatte auch Bu Barhlah ein weibliches Thier zu seinem Emblem gewählt. Es war dieß eine Mauleselin, arabisch Barhlah. Bu Barhlah heißt also der „Vater der Mauleselin", wie Bu Masah der „Vater der Ziege" heißt. Später hat es auch noch einen Bu Homrah, d. h. „Vater der Eselin" gegeben.

Bu Barhlah's erstes öffentliches Auftreten fällt in das Jahr 1850 und zwar legte er sich anfangs nur den Character eines Marabuts oder wunderthätigen Heiligen bei. Die Franzosen, welche ihn natürlich immer in schlechtem Lichte zu schildern suchten, erzählten damals von ihm folgende Pacadillen. Seine Hauptwirksamkeit als Marabut bestand, so lauten die officiellen französischen Berichte, darin, unfruchtbare Kabylinnen mit Sprößlingen zu segnen. Die Vermehrung des Menschengeschlechts bildet stets eine Specialität muselmännischer Heiligen. Das Wunder pflegte in einem kleinen Zelt in der Nähe von Aumale Statt zu finden, welches Bu Barhlah bewohnte. Diese seine erste Wunderlaufbahn sollte jedoch bald unterbrochen werden. Ein Ehemann nämlich, dessen Gattin etwas allzuhäufig den Hei-

ligen aufsuchte, faßte Eifersucht. Als seine Ehehälfte auch wieder einmal in intimer Conferenz mit dem Wunderthäter begriffen war, schlich der Eifersüchtige heran, lüftete eine der Seiten des Zeltes und — was sah er? — Er hat es nie gesagt. Aber man nahm an, daß der ehrwürdige Marabut zur Vollziehung des Wunders sich eines doch gar zu gewöhnlichen und profanen Mittels bedient habe. Ein anderer ebenfalls beleidigter Ehemann verklagte den Heiligen beim Bureau arabe, welches diesen allzueifrigen Vermehrer des Menschengeschlechts zu längerer Einsperrung verurtheilte. Aus dem Gefängniß befreit, verzichtete Bu Barhlah auf seine bisherige ausschließlich religiöse Laufbahn, und begann seine neue politische Carrière damit, daß er die verschiedenen Kabylenstämme durchwanderte und in begeisterten Predigten das baldige Kommen eines neuen Scheriffs ankündigte, welcher die Franzosen aus Algerien vertreiben solle. Aber diese Rolle eines Agitators wollte ihm beim Beginn auch nicht glücken. Von den zu Anfang noch mißtrauischen Kabylen verrathen, und von den Franzosen verfolgt, zog sich der „Vater der Mauleselin" in die unwirthbaren Schluchten des Dscherdschera zurück, wo er eine Art von Eremitenleben zu führen begann. Der Ruf der Heiligkeit des einsiedlerischen Marabut zog bald viele Gläubige aus den einzelnen Kabylenstämmen an, deren immer wachsende abergläubische Verehrung Bu Barhlah zur Annahme einer neuen Rolle ermuthigte. Eines Tages erklärte er ganz offen vor einer zahlreichen Versammlung seiner Verehrer, der neue Heiland, der von Muley Taïeb, jenem großen marokkanischen Heiligen, welcher vor 100 Jahren geweissagt hatte, die Franzosen würden Algier erobern, aber nach einer

Anzahl Jahre von einem eingeborenen Häuptling wieder vertrieben werden, dieser vom großen Muley Taïeb versprochene Scheriff, welcher das Land befreien solle, sei Niemand Anderes, als er selbst. Da Bu Barhlah bei diesen Worten Viele ungläubig fand, so erbot er sich, durch ein Wunder seine göttliche Sendung zu beglaubigen. Der schlaue Mann kannte die Kabylen nur zu gut und wußte, welche Art von Wunder auf diese Geizhälse den größten Einfluß haben würde.

„Ihr sagt, Ihr seid zu arm, um Krieg zu führen?" sprach der neue Prophet, „aber ihr sollt wissen, daß ich alle Schätze der Erde besitze, und daß ich, wenn ich will, mit Leichtigkeit Geld aus dem Boden herausstampfen kann."

Während er dieß sagte, trat er stark auf die Erde auf, und o Wunder! wie er seinen Fuß wieder aufhob, erblickten die erstaunten Versammelten ein Loch im Boden, welches bis zum Rande mit Gold- und Silbermünzen angefüllt war. Böse Zungen haben freilich seitdem behauptet, besagtes Geld sei sämmtlich falsch gewesen; denn der Heilige habe sich in seiner Zurückgezogenheit mit großem Erfolge dem bei den Kabylen vielfach verbreiteten und keineswegs verachteten Gewerbe der Falschmünzerei gewidmet. Wie dem auch sein mochte, jedenfalls verschaffte dieses Wunder dem Marabut eine große Anzahl von Anhängern. Einige Tage darauf besaß er schon eine regelmäßige Fußtruppe von hundert Mann, und eine noch viel größere Menge von Freiwilligen, welche seinen Zügen zu Pferde folgten. Zuerst fiel er in das Gebiet der Illulah ein, deren Agha, derselbe Ben Ali Scheriff, den ich bei Abku beschrieben habe, vor ihm fliehen mußte und dreitausend Hämmel, sowie dreihundert Ochsen in

den Händen des Siegers zurückließ. Solche Beute vermehrte mit seinem Reichthume nicht wenig den Einfluß des „Vaters der Mauleselin". Sein Anhang wurde immer größer und größer. Jeder seiner Jünger steuerte nach seinen Kräften zum großen Werke der Befreiung bei, und bald sah sich Bu Barhlah an der Spitze einer ansehnlichen Macht und im Besitze bedeutender Mittel. Am 10. Mai 1851 wagte er es, mit einigen tausend Mann das Thal des Uëd Sahel zu durchziehen und, nachdem er alle Kabylenstämme auf seinem Wege begeistert, zum Freiheitskampfe gegen Frankreich aufgefordert, und so seine Armee noch vermehrt hatte, bis nach Bougie vorzurücken. Dieß war jedoch allzu kühn. Er wurde mit seiner ganzen Macht in der Nähe dieser Stadt von Pelissier auf's Haupt geschlagen. Diese Niederlage hatte zur Folge, daß viele Stämme der Partei des „Vaters der Mauleselin" verließen, denn das vixtrix causa diis placuit gilt bei diesen Völkern für ausgemacht. Seitdem begnügte sich der Marabut, in der Gegend des Dscherdschera bei den Aït Mellikösch zu verweilen, von wo aus er eine gewisse Herrschaft über viele Kabylenstämme ausübte, welche Herrschaft freilich eher auf seinen religiösen als auf seinen politischen Charakter basirt war. Im Jahre 1854 gelang es ihm, die Aït Dschenad zur Rebellion gegen Frankreich zu bewegen. Dem Beitritte dieses wichtigen Stammes verdankte er vorzüglich seine neue, aber letzte Glanzperiode. Noch einmal sah sich Bu Barhlah an der Spitze fast aller Kabylen. Im Vertrauen auf seine gute Sache, von religiöser Begeisterung entflammt, und durch sie über die Schwäche seiner Macht blind gemacht, griff er nochmals die Franzosen an. Dießmal wurde er jedoch vom General

Randon dergestalt geschlagen, daß er sich von dieser Niederlage niemals hat erholen können. Von nun an verlor er allmälig sein Prestige und seine Bedeutung. Ja er sah sich, um den wenigen noch bei ihm ausharrenden Anhängern die nöthigsten Lebensmittel zu verschaffen, oft gezwungen, Razzias anzustellen und zwar gegen Abtheilungen früher befreundeter Stämme, die jetzt von ihm abgefallen waren. Auf einem dieser, seiner so unwürdigen Raubzüge fiel der einstige Freiheitsheld. So endigte Bu Barhlah der „Vater der Mauleselin". Im Jahre 1857 ist auch der sonst so feindlich gesinnte Stamm der Aït Melliköch endlich der französischen Regierung unterworfen worden.

Als der alte Scheikh damit fertig war, uns das Leben seines Helden, des „Vaters der Mauleselin", zu schildern, hörten wir plötzlich einen Höllenlärm. Es war ein Geschlage von Tamtams, ein Geklopfe von Trommeln, ein Blasen helltönender, schrillender Rohrpfeifen und ein hunderttöniges Geschrei von Kabylenbaßstimmen. Dieses Tohu va Bohu näherte sich uns immer mehr, und endlich sahen wir einen langen Zug von Kabylen aus einer Straße des Dörfchens sich ergießen. Die Kabylen dieser Procession waren zwar alle zerlumpt, aber dennoch hatten sie ein gewisses Festtagsaussehen, welches ankündete, daßes sich um eine der zwei wichtigen Begebenheiten im Leben eines Muselmannes, Trauung oder Beschneidung, handele. Dießmal war es das letztere Ereigniß, welches den Gegenstand dieses Festjubels bildete. Das zu beschneidende Jüngelchen erschien inmitten der Kabylenprocession auf einem kleinen elenden Eselchen sitzend, das aber mit rothen und goldglänzenden Bändern festmäßig aufgeputzt war. Als die singenden und trommelnden Kabylen sich dem Hause der

Gastfreundschaft näherten, trennte sich einer von ihrer Menge ab und kam auf uns zu. Dieser ein besonders zerlumpter, aber wie wir später hörten, hochangesehener Kabyle, lud uns Fremde sowie den Scheikh und alle Anwesenden höflichst ein, dem Feste der Beschneidung seines Sohnes beizuwohnen, zu welchem sich auch zwei große Häuptlinge der Kabylie eingefunden hätten. Ich hatte früher schon davon gehört, daß solche Feste, wenn große Häuptlinge ihnen beiwohnen, dadurch oft höchst originell würden, daß sich ein Wettstreit zwischen den beiden Großen entwickele, wer von ihnen den kleinen Canditaten der Beschneidung am reichlichsten beschenken solle. Deßhalb nahmen wir mit Wonne die Einladung an. Aber der Scheikh und die andern Anwesenden schienen gar nicht von derselben Festeslaune beseelt zu sein, wie wir. Die armen Teufel von Geizhälsen wußten nur zu gut, daß es dabei hauptsächlich auf ihre Geldbeutel abgesehen sei. Denn ein Kabyle darf bei solchen Gelegenheiten sich nicht „lumpen lassen", sondern er muß den Freigebigen spielen, obgleich ihn jeder ausgegebene Thaler weher thut, als wenn man ihn mit dem Messer aus seinem Körper herausgeschnitten hätte.

Wir betraten das Festlocal, ein gewöhnliches kabylisches Haus, von Möbeln völlig entblößt, desto mehr aber mit Menschen gefüllt. Die beiden eingeladenen Häuptlinge, zwei Agha's der Nachbarschaft, der eine unser Bekannter, Ben Ali Scheriff, Aga der Illulah, der andere der Agha der Aït Abbas oder Beni Abbas, eines Kabylenstammes des oberen Sahel, hatten bereits Platz genommen. Sie saßen sich gegegenüber in hockenden oder kauernden Stellungen, auf der Strohmatte des Fußbodens, in verschiedenenen Zimmerecken und schienen sich wie zwei Kampf-

hähne oder zwei wüthende Schakals mit den Blicken herausfordern zu wollen.

Das Fest begann, wie fast immer dergleichen, mit einem Tanze. Der kabylische Tanz bedient sich ein wenig mehr der Beine und Füße, als der maurische. Uebrigens liegt auch bei ihm der Hauptgipfelpunkt der Tanzbewegung nicht in den Extremitäten. Eine der Tänzerinnen, ein kaum 12jähriges Mädchen, mit großen dunklen Augen, tiefgebräuntem Teint, einem runden zierlichen Mund und einer stolzen echtsemitischen Nase, zog besonders durch ihr schönes, wohlgeregeltes Einherschreiten vor dem Tanzen, und ihre Bewegungen voll Zartgefühl und Schamhaftigkeit alle Blicke auf sich. Bei ihrem Tanze glühten die Kabylen vor Begeisterung, und viele dieser Geizhälse vergaßen sich soweit, daß sie aufsprangen und ihr Silberstücke mit dem Speichel ihres Mundes auf die Stirne klebten: die gewöhnliche Art Tänzerinnen zu belohnen. Mich erinnerte diese echt orientalische Terpsichore an eine andere, hochberühmte, an jene, welche schon vor 3000 Jahren das Herz eines großen Königs entzückt hatte. Der Tanz der Araber und Kabylen ist, man hat Grund es anzunehmen, wahrscheinlich nicht viel von Dem verschieden, was einst die Tänze der Töchter Israels am Hofe König Salomons gewesen waren. Das hohe Lied singt begeistert von einer solchen Tänzerin:

„Was wollt an der Sulamith Ihr sehen? — Daß sie unter den Tänzern in Machnaim sei! Wie schön sind Deine Tritte in passender Fußbekleidung, Nadibs Tochter! die Biegsamkeit Deiner Hüften, wie von tausend Gliedern, einer von Meister-

hand gefertigten Kette." (Hohes Lied, rabbinische Uebersetzung 7, 1—2.)

Aus dieser Beschreibung der Hüftenbewegung wird klar, daß auch der altjüdische Tanz nicht ausschließlich ein Tanzen mit den Füßen war, wie der europäische, sondern eine Bewegung des ganzen Körpers, wie der orientalische.

Diese „tausend Glieder einer von Meisterhand gewundenen Kette" darzustellen, indem sie sich weich und üppig und gewissermaßen schlangenartig in den Hüften wiegte, dieß schien auch das Hauptbestreben dieser jungen Kabylin zu sein, wie es einst vor 3000 Jahren das der Sulamith gewesen war.

Nach dem Tanze waren alle Augen und Ohren auf das Hauptereigniß gespannt, nämlich auf die öffentlich mit Demonstration vor sich gehende Beschenkung in Geld, des kleinen, zu beschneidenden Kabylen. Der Bu el Futha, wörtlich der „Vater des Schnupftuchs", ein Kabyle, welcher die Weisung hatte, die Geldgeschenke in Empfang zu nehmen, und sie mitten im Saale unter ein dort befindliches Schnupftuch zu legen, begann nun die Gäste zur Freigebigkeit aufzufordern. Anfangs kamen nur kleine Gaben. Der Mann mit dem Schnupftuch rief nach jeder dieser von ihm empfangenen Geschenke:

„Der und der hat 3 Budschus (etwa $1\frac{1}{2}$ Thaler) gegeben. Gott danke ihm dafür." Dann ertönte das Jujuh der Frauen, die mit grellem, ohrzerreißendem Geschrei den Namen des großmüthigen Gebers begrüßten. Etliche fünfzig Kabylen gaben nicht mehr, als jeder die 3 obligaten Budschus, welche das Minimum des Anstandes zu bilden schienen. Endlich kam die Reihe

an den Agha der Illulah. Dieser täuschte aber fürs Erste meine Erwartung, denn er warf Anfang am nur etwa 10 Thaler hin; dennoch ertönte sein Lob aus dem Munde des „Vaters des Schnupftuchs“:

„Ben Ali Scheriff hat zehn Thaler gegeben! Gott segne seine Großmuth!“ Hierauf folgte das Jujuh.

Aber als der andere Agha an's Beschenken kam, da gab er das Doppelte, nämlich 20 Thaler. Noch größeres Lob und noch größeres Jujuh der Frauen!

Doch Ben Ali Scheriff wollte sich nicht „lumpen“ lassen. Auf einmal flog eine Rolle auf den Schooß des „Vaters des Schnupftuchs“ und, nachdem dieser sie geöffnet hatte, rief er mit lauter Stimme:

„Der Agha der Illulah hat 50 Thaler gegeben! Gott vergelte es ihm!“ Hierauf neues ohrzerreißendes Jujuh.

Jetzt schien der Agha der Aït Abbas erst recht in den Wettkampf einzugehen. Ein Sack, der ebenfalls dem „Vater des Schnupftuchs“ zugeworfen wurde, war seine Antwort auf die Herausforderung seines Gegners. Als nun der Säckelmeister rief:

„Gott segne den Agha der Aït Abbas für die 300 Francs, die er gegeben hat!“ und das Jujuh sein Lob verkündete, da schien der Illulah vor Zorn zu glühen. Ein anderer Sack flog in die Mitte des Zimmers, ging beim Fallen auf und ein Meer von Thalern ergoß sich auf den Fußboden. Schnell hatte sie der Rechenmeister gezählt und nun vernahmen wir:

„Der große Häuptling der Illulah hat 500 Francs gegeben!

Gott segne ihn dafür! Als das entsetzlich schrillende Jujuh der Frauen, welches nun erfolgte, sich gelegt hatte, da erhob sich der Aït Abbas, und warf einen neuen Sack in die Mitte des Zimmers. Kaum war jedoch dieser beim Bu el Futha angelangt, so flog auch schon ein anderer, vom Illulah geschleudert, ebendahin. Dießmal sollte der kostspielige Wettstreit jedoch ein Ende haben, denn es fand sich, daß das letzte Mal beide Chefs gleichviel, nämlich jeder 1000 Francs, gegeben hatten. Nun hatte keiner mehr Grund, auf den Andern eifersüchtig zu sein. Sie mochten wohl zufrieden sein, einen Vorwand zu haben, ihren Kampf jetzt aufzugeben, der bereits jedem von Beiden 2000 Francs gekostet hatte, und der sich in 8 Tagen bei einer andern Beschneidung wieder erneuern konnte. Man versicherte mir jedoch, daß die schlauen Geizhälse von Kabylen ihre Beschenkungen alle so berechnet hätten, daß sie nichts dabei verlören. Denn Niemand darf Einem, der ihn oder seinen Sohn beschenkt hat, bei einer andern Gelegenheit, wo er der Schenker und der andere der Beschenkte ist, weniger anbieten, als er selbst bekommen hat. Diese afrikanischen Finanzmänner haben die Beschenkungen in eine Art von System gebracht, und wenn ja einmal Jemand dabei etwas verliert, so sollen es die Armen sein. Dem Reichen, so hörte ich, würde sein Gespendetes stets in Fülle zurückgegeben.

Jetzt erfolgte die eigentliche Ceremonie, welcher ich jedoch keine Lust hatte, beizuwohnen, da ich das Grauenvolle und Ekelhafte, was jede Beschneidung, namentlich die größerer Knaben, die viel mehr leiden als kleinere, hat, schon von Tlemsen aus hinlänglich kannte. Die Muselmänner beschneiden bekanntlich

die Knaben zwischen 10 und 14 Jahren; die Juden, vernünftiger, vollziehen diese Ceremonie an den Neugeborenen.

Achtes Capitel.

Die eisernen Thore des Atlas.

Die Biban oder „Portes de Fer.“ — Kesselthal. — Enge Schlucht. — Die vier Pforten. — Die Ebene von Bordsch Bu Ariridsch. — Lebhafter Verkehr. — Die Ruinen von Siulia. — Beschilga, eine Türkencolonie. — Der kleine Löwe. — Orientalische Zuthaten zu europäischen Trachten.

Nachdem wir am nächsten Morgen das kleine Dorf Sidi Abd-Allah, und bald darauf das Stammesgebiet der kriegerischen Aït Mellikösch verlassen hatten, lenkten wir unsere Pferde von dem lachenden Flußthale des Uëd Sahel ab, um einem seiner Seitenflüsse, dem kleinen Uëd Mahrir von nun an stromaufwärts zu folgen. Zu unserer Linken erstreckte sich das Gebiet der Aït Abbas oder Beni Abbas, unter welchem Namen man eine Verbindung von acht Kabylenstämmen begreift, welche an vierzig Dörfer bewohnen. Zu unserer Rechten gruppirten sich die weißen Dörfer des Aït Mansur, malerisch aus Olivenhainen hervorblinkend. Die Aït Abbas sind von allen Kabylen vielleicht die industriellsten. Sie besitzen nicht weniger als zweihundert Oelmühlen. Die Zahl der Oelmühlen bildet überhaupt das Kriterion des Reichthums eines Kabylenstammes. Die Aït Abbas sind außerdem noch die Schneider fast aller berüs-

tragenden Stämme, d. h. beinahe der ganzen Algerie. Sie verfertigen und flicken die Bernusse mit großem Geschicke. Selbst in Algier haben sie ihre Läden.

„Heute werden wir durch die „Portes de Fer.“ kommen“ sagte ich zu meinem Reisegefährten, als wir eben in das Thal des Uëd Mahrir eingelenkt hatten.

„Ich stelle sie mir schaurig vor,“ antwortete dieser.

„Nicht so schaurig, wie Sie Sich denken,“ wendete Abd=Allah ein. „Die Franzosen haben das Schaurige daran er=funden.“

Abd=Allah hatte Recht und Unrecht zugleich. Recht, denn französische Schriftsteller haben mit diesen „Portes de Fer“ wirklich einen unerlaubten Mißbrauch getrieben. Unrecht, denn die Natur hat diesem Fleck Erde in der That Etwas verliehen, was man allen Ernstes schaurig nennen kann.

Gegen Mittag erreichten wir die berühmten sogenannten eisernen Thore, diese seltsamen geologischen Bildungen, welche in noch nicht lange verflossener Zeit zu einem Meer von fabelhaf=ten Uebertreibungen den Stoff geliefert hatten. Zur Zeit der Expedition des Herzogs von Orleans nach diesen Felsen, Biban genannt, welchen die Franzosen den pomphaften und irreführen=den Namen „les Portes de fer“ beigelegt haben, war Europa voll von Geschichten über die uneinnehmbare Lage, die verzwei=felte Vertheidigung dieser neuen Thermophylen durch die wuth=schnaubenden Kabylen. Ein berühmter deutscher Dichter fand für gut von „des Atlas Eisenthor“ zu reden, hinter welchem die „knirschenden Kabylen“ in wahnsinnigem Verzweiflungskampfe ihr Vaterland vertheidigten. Mehrere französische Literaten,

welche um jene Zeit über Afrika schrieben, wußten nichts besseres zu thun, als bei Veröffentlichung ihrer Reiseeindrücke den mystisch-schaurigen Namen der „Portes de fer“ gleich auf das Titelblatt zu setzen. Heut zu Tage hat die größere Kenntniß der Localität und die nüchterne Kritik die bramarbasirenden Erzählungen der Theilnehmer jener Waffenthat ihres phantastischen Lügengewandes entkleidet, und jenen Feldzug selbst auf seine wahren, unbedeutenden Proportionen zurückgeführt. Aber, wenn uns auch die „Portes de fer“ nicht als der Schauplatz einer vermeintlich herculischen Heldenthat großes Interesse erregen können, so sind sie an und für sich schon als großartige Mittelpunkte eines hochromantischen Landschaftsbildes bemerkenswerth genug, um die Blicke des Staunenden, Naturschönheiten und Naturseltsamkeiten liebenden Wanderers zu fesseln.

Das Thal, welches bis zu diesem Punkte sich einer ziemlichen Weite erfreut hatte, war plötzlich so enge geworden, daß es dem sprudelnden Flüßchen, dessen Laufe wir folgten, nur einen schmälsten Raum übrig ließ, um sich zwischen den Felsenschluchten mühsam hindurchzuwinden. Eine Zusammenreihung riesiger Granitwände schien ihm den Weg versperren zu wollen. Dicht schichteten sich diese Felsenwände neben einander, strebten fast zu gleicher Höhe aufwärts und zeichneten am dunkelblauen Horizonte ihre phantastischen Umrisse ab.

Ein steiler Pfad längs des rieselnden Bächleins führte uns nach langem keuchenden Auf- und Abklimmen in die Mitte der felsigen Burgen, wo wir uns wie gefangen zwischen einem Kranze von zwei bis dreitausend Fuß hohen Kalksteinmauern in einem tiefen Kesselthale befanden. Diese felsigen Massen

waren von einander durch dreißig bis vierzig Schuh breite Zwischenräume getrennt, welche von einem wilden Chaos mächtigen Kalksteingerölles ausgefüllt wurden. Dieses Kesselthal, welches gegen seine Umgrenzungen so tief erschien, war dennoch höher gelegen, als die Felsenschlucht, zu der wir jetzt gelangen sollten. Aus dem inneren Saale des wunderbaren naturgeschaffenen Gigantenschlosses führte uns ein steiler, abschüssiger Pfad, der sich wie durch ein Wunder zwischen dem Steingeröll einer der Felsenlücken aufthat, in ein enges schmales Schluchtenthal, dessen unwirthbare Wildheit wirklich etwas Barbarisches hatte. Durch dieses bahnten sich unsere Pferde mühsam ihre Pfade, zwischen Felsenwänden hindurch, deren Gipfel sich immer höher und höher in die Lüfte trugen, und Sonne und Licht von dem engen Schluchtenwege beinahe gänzlich verbannten. Nachdem wir, am Ende dieses Pfades angekommen, den kleinen sich uns dort entgegenstemmenden Bergstrom durchwatet hatten, sahen wir uns bald in einem zweiten, dießmal so engen Kesselthale gefangen, daß es von allen Seiten ohne Ausgang nicht nur schien, sondern auch wirklich früher war, und noch sein würde, wenn nicht hier die erste der Eisenpforten, oder Biban dem sonst festgebannten Wanderer sich zum Durchgange geboten hätte.

Dieses erste Thor war ungefähr acht Fuß hoch und senkrecht in eine der Felsenwände hineingehauen. An der anderen Mündung des ersten der Biban öffnete sich vor unsern Blicken eine lange Gallerie, ebenfalls in den Felsen eingehauen, dessen leichtes-sandiges Gestein hier jedoch wenig Schwierigkeiten geboten hatte. Am Ende derselben stellte sich uns eine neue Felsenmauer entgegen. Hier wäre ebenfalls kein Weiterkommen mög-

lich gewesen, hätte nicht das zweite der eisernen Thore sich jetzt vor uns aufgethan. Dieses war so enge, daß einer unserer wohlbeladenen Maulesel sich kaum hindurchzuzwängen vermochte. Das dritte Thor lag zwanzig, das vierte Thor fünfzig Schritte vom zweiten entfernt. Das vierte war jedoch schon bedeutend geräumiger, als seine Vorgänger. Mit ihm hatten wir den letzten der Biban hinter uns gelassen.

Die enge Thalschlucht fing jetzt schnell sich zu erweitern an. Schon nach dreihundert Schritten von dem letzten der Thore that sich ein weites Thal vor uns auf, und zeigte unseren entzückten Blicken die schöne lachende Hochebene von Bordsch Bu Ariridsch.

„Warum haben die Franzosen diese Thore „Portes de Fer“ genannt?“ frug ich meinen Reisegefährten.

„Blague“ erwiderte der skeptische Abd-Allah, der nicht selten für seinen Herrn zu antworten pflegte, „an den Franzosen ist alles Blague, Renomisterei und Bramarbasiren.“

„Sie haben,“ erwiderte sententiös der Engländer, „einen guten Grund gehabt, diesen Namen zu wählen. Er hat etwas Phantastisch-Erschreckendes. Er giebt ihrem, so in die Wolken erhobenen Feldzuge, den sie unter dem Herzoge von Orleans einst hier gemacht haben, ein ganz pompöses Relief, und trägt so zu ihrer „gloire“ bei, die am Ende doch nur ein Gemisch von einiger Wahrheit und sehr viel Dichtung ist.“

Was ist übrigens der wahre Ursprung des Namens der „Portes de Fer?“ Die Araber nennen diese Pforten nicht: Biban el Hadid (eiserne Thore) sondern ganz einfach: Biban (die Thore). Aber die Römer nannten schon das Hauptgebirge dieser

Gegend: „Eisenberg“ (Mons ferratus). Vielleicht, daß die Pforten, weil sie zum „Eisenberg“ führen von den Franzosen „Eisenpforten“ genannt worden sind. Lieben die Gallier es doch so sehr, an die Erinnerungen der einstigen Herren der Welt anzuknüpfen.

Eine heitere, vom Grün der Laulesbäume beschattete, von lieblichen Bächen durchrieselte Thalebene lag nun vor uns und bildete einen angenehmen Contrast gegen die felsigen, in ihrer Kahlheit und Nackheit düster stimmenden Schluchten der Bibans. Des Nachmittags erreichten wir Bordsch Bu Ariridsch, einen kleinen Flecken, der seit 1850 der Wohnort von etlichen zweihundert Europäern und eben so viel Arabern bildet. Der Anblick dieses kleinen Ortes, der sich malerisch auf zwei Hügeln gruppirte, welche aus der Mitte zahlreicher Gärten und reicher Pflanzungen hervorragten, war ein überaus lohnender. Das frische Laub der Erlen und Lerchen, welches im Süden so selten die Blicke des Wanderers labt, der üppige Farbenschmelz der grünen Wiesen, vom letzten Strahl des Abendrothes vergoldet, das schwermüthige Dunkel der Wälder der nahen Kabylie, das leuchtende Silber der sprudelnden Bächlein, die blüthenreiche Fruchtbarkeit ihrer bunten Gärten, das Alles verlieh der Hochebene, in welcher das kleine einsame Dertchen lag, den seltsamen Reiz einer beinahe nordischen, und doch von einer südlichen Sonne beschienenen Landschaft.

Bordsch Bu Ariridsch besaß als Verkehrsmittelpunkt der industriellen kabylischen Stämme der Umgebung eine viel größere Wichtigkeit, als seine geringe Einwohnerzahl vermuthen ließ. Hierher brachten die Aït Mellikösch ihr wohlgenährtes und vortreffliche Milch gebendes Vieh, die Aït Abbes verkauften die

Erzeugnisse ihrer Oelbäume und ihrer mannichfaltigen Industrien, die Ulad Bu=Beker lieferten diesem Markte den vortrefflichen aromatischen Honig der Hochwiesen ihrer gebirgigen Heimath, die Stämme der nahen fruchtbaren Medschana die Wolle ihrer zahlreichen Lämmer, die Uaneghua brachten hierher ihre kunstvollen Handarbeiten; kurz jeder umwohnende Kabylenstamm zollte hier seinen Tribut dem Genius des Gewerbfleißes und des Handels, dessen Cultus diese Völker vortheilhaft von den arabischen Beduinen unterscheidet.

„Was werden Sie mit dem Rest des Nachmittags anfangen?“ frug ich meinen Reisegefährten, als wir eben im elenden kleinen Wirthshause, das ein Cantinier hier hielt, ein Unterkommen gefunden hatten.

„Ich werde,“ erwiderte Abd=Allah, der wieder einmal statt seines Herrn antwortete „mich ins arabische Kaffeehaus setzen und dort meinen „Kif“ feiern.“

„Das wirst Du nicht,“ fiel ihm der Brite ein, „sondern Du wirst statt dessen mit mir die höchst interessanten Ruinen von Siulia besuchen.“

„Also hier sind auch Ruinen?!“ seufzte Abd=Allah, dem diese Mittheilung natürlich höchst unerwünscht kam.

„Ja, etwa drei englische Meilen von hier. Du wirst zum Bureau arabe gehen und Pferde für uns ausbitten, da die anderen zu müde sind.“ Abd=Allah ging ungern, aber er ging.

„Wenn Du in einer-halben Stunde nicht mit den Pferden da bist, so schicke ich Dich aus meinem Dienst,“ rief ihm der Engländer noch nach, und zwar auf arabisch, da sich diese Phrase in „Delaportes Dialogenbuch“ befand.

„Ih, ja Sidi!" (Jawohl, mein Herr) war die Antwort Abd-Allah's, welche gleichfalls in besagtem Buche sich vorgeschrieben fand.

Bald kam er mit den Pferden zurück und wir ritten nach den Ruinen von Siulia, welche bei Beschilga, einem Dorfe unweit Bordsch Bu Ariridsch liegen. Von diesem obscuren Römerstädtchen wissen wir nichts, als daß es Plinius als ein Municipium erwähnt. El Bekri spricht von den seiner Zeit (um 1050) bedeutenden römischen Ruinen bei Beschilga, welches er Beschliga nennt. Der Name Siulia war nach Gesenius phönicischen Ursprungs, von Suel (שועל) „Wolf". Es hieß demnach die „Stadt der Wölfe", ähnlich wie eine gleichnamige Stadt in Spanien. Das Siulia des Plinius, welches unter diesem Namen bei keinem andern Geographen vorkommt, wird von Einigen für identisch mit dem Suptu des Ptolemäos gehalten, dessen Lage der seinigen ungefähr entspricht. Es läßt sich jedoch mit größerer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Siulia mit dem Ad Olivam des Itinerars und der Peutingerischen Tafel identisch sei. Ad Olivam lag so ziemlich in der Mitte zwischen Sitifis und Auzia, ganz wie Beschilga in der Mitte zwischen Setif und Aumale liegt. Der Name Siulia kann wohl für eine Zusammenziehung von Ad Olivam gelten: die Verwandlung von S in D ist in Mauritanien sehr häufig. Ad Olivam wird im 5. Jahrhundert als Bisthum erwähnt.

Der Ausflug nach Beschilga bestärkte mich in meiner Ueberzeugung von dem Vandalismus der noch nicht lange verjagten einstigen Herren dieses Landes, der Türken, deren Beispiele freilich die oft nicht minder vandalischen Franzosen nur zu häu-

fig gefolgt sind. Mit den Steinen des alten Siulia hatten nämlich die Janitscharen Algeriens ein Colonistendorf erbauen lassen, welches zum Theil von echten Türken, zum größeren Theil aber von ihren, mit arabischen Gattinen gezeugten Mischlingssöhnen, den Kuluglih, bewohnt wurde. Ich sah keinen Stein an den Häusern Beschilga's, welcher nicht aus dem Raube der antiken Stadt herzustammen schien. So wurde es leicht erklärlich, warum wir von römischen Ruinen in Siulia jetzt wenig Sehenswerthes mehr fanden. Der Engländer war entrüstet über die ihm hier gewordene Enttäuschung. Aber Abd-Allah lachte sich in's Fäustchen, daß der archäologische Spazierritt so fruchtlos ausgefallen war. Die Nachkommen der Kuluglih bewohnten noch Beschilga. Sie waren ein faules Völkchen, welches, seiner türkischen Abkunft vollkommen entsprechend, den größten Theil des Tages in den Kaffeehäusern, mit dem Empfinden von Seelenruhe beschäftigt, zubrachte. Uebrigens waren diese Kuluglih im Besitze der fruchtbarsten Felder und der ergiebigsten Gärten, welche sie nach arabischer Sitte durch ihre geborenen Sklavinnen, die Weiber ihres Stammes, bestellen ließen.

In Bordsch Bu Ariridsch erhielt unsere kleine Karawane einen neuen, seltsamen Zuwachs, auf den ich nicht vorbereitet gewesen war, und zwar in der Gestalt von Niemand Geringerem, als dem Könige der Thiere in Person. Der englische Archäologe hatte nämlich die Grille bekommen, einen Löwen zu kaufen. Ein solcher war uns nämlich in Bordsch Bu Ariridsch für Geld angeboten worden. Es war dieß freilich ein kleiner, elend aussehender, junger Löwe, der nichts als den Namen vom König der Thiere besaß, aber er war doch ein Löwe.

Der Sohn Albions halte auch große Luſt noch ein anderes Thier zn kaufen, welches er, nach den Schriftſtellern des Alterthums ſchließend, als hier vorhanden vorausſetzte. Es war dieß nichts Anderes als ein Bär. Aber zum Glück war die Race der numidiſchen Bären gänzlich ausgeſtorben. Wenigſtens gaben wir uns alle Mühe von einem ſolchen etwas zu hören zu bekommen, indem wir uns überall darnach erkundigten, konnten jedoch keinen Kabylen ausfindig machen, welcher ein Exemplar beſagten Säugethiers geſehen hätte. Man kann wohl kaum zweifeln, daß es einmal in Numidien Bären gegeben habe. Solinus erzählt uns davon, daß der Aedilis Curulis Domitius Aenobarbus zu einem einzigen Feſtſpiele in Rom hundert numidiſche Bären habe kommen laſſen. Sollte dieß nur eine von den vielen Lügen des Polyhiſtors ſein?*) Jedenfalls waren die numidiſchen Bären, nach dem römiſchen Hiſtoriker zu ſchließen, ſonderbare Thiere, faſt ebenſo ſonderbar, wie die mauritaniſchen Elephanten, welche früh Morgens der Sonne einen Gottesdienſt weihten und verirrten Wanderern die Wege zeigten. Solinus ſagt von den numidiſchen Bären: Coeunt non itidem, quo quadrupedae aliae; sed capti amplexibus mutuis velut humanis conjugationibus copulantur.

Zur Begleitung ſeiner thieriſchen Majeſtät, welche natürlich nicht ungeführt gehen konnte, mußte der Sohn Britaniens zwei Kabylen miethen, welche den kläglich ausſehenden, kleinen Löwen an einer langen Kette führten. Dieſe ſonderbare Zugabe war ganz geeignet, unſerer kleinen Karawane ein excentri-

---

*) Solinus, Polihistor Ed. Biponti 1794.

sches, an Kunstreiterbanden erinnerndes Aussehen zu geben, wozu außerdem das lächerliche, halborientalische, halbenglische Costüm, mit dem mein Reisegefährte für gut gefunden hatte, sich zu schmücken, nicht wenig beitrug. Er trug nämlich nicht nur einen weißen Turban und ein Paar gelbe Pantoffeln, sondern auch eine höchst bunte Schärpe, ein Paar vergoldete Gamaschen und einen türkischen Säbel. Man kann sich denken wie sich diese orientalischen Gegenstände im Verein mit einem weiß und schwarz gewürfelten englischen Anzug ausnahmen. Die orientalischen Zugaben seines Costüms waren so unter der Hand angewachsen. Jedes Stück hatte zwar ursprünglich seinen Zweck und Grund gehabt. Der Turban war als Schutzmittel gegen die brennenden Sonnenstrahlen gewählt worden. Die Pantoffeln sollten die Füße vor Hühneraugen schützen. Die Schärpe war auf Rath der Aerzte in Algier, welche oft vorschreiben eine solche, statt der Leibbinde, zu tragen, angenommen worden. Der türkische Säbel konnte als Waffe Dienste leisten. Das Lächerliche lag nicht so sehr in den Gegenständen selbst, sondern mehr in der Art meines Reisegefährten dieselben zu tragen und in der Wahl ihrer Farben. Der Tourist muß sich überhaupt in Ländern, wo fremdartige Trachten vorherrschen, oft schrecklich in Acht nehmen, wenn er ein Stück des Costüms der Eingeborenen schön oder practisch findet und annehmen will. In den meisten Fällen wird er dadurch aus sich eine Caricatur machen und überall das größte Aufsehen erregen, ja bei den Europäern geradezu für verrückt gelten. Ich kannte einen jungen Deutschen in Algier, an dessen Verstand allgemein gezweifelt wurde, blos weil er für gut gefunden hatte, die arabische rothe Mütze, Schaschiah oder Fes genannt, als

Kopfbedeckung anzunehmen. Es ist merkwürdig, welches Aufsehen das kleinste Stück orientalischer Toilette, von einen Europäer getragen, selbst bei den Eingeborenen hervorbringt. Die Araber scheinen eine gewisse Degradation für den Europäer darin zu erblicken, wenn derselbe von seinem traditionellen Costüm abläßt. Auch im Orient habe ich das gefunden. Dort gilt derjenige Europäer als der Vornehmste, der beständig den schwarzen hohen Hut, Cylinder genannt, trägt. Jede andere Kopfbedeckung bezeichnet nach ihrer Meinung einen niedrigen Rang. Die Franzosen Algeriens wissen sehr gut, für wie unpassend hier zu Lande das orientalische Costüm für den Europäer gilt, und vermeiden deßhalb besonders streng die geringste Abweichung von der europäischen Tracht.

Neuntes Capitel.

Setif.

Baumlose Hochebene. — Die Compagnie Genevoise. — Setif. — Historische Straßennamen. — Der Suk-el-Had oder Sonntagsmarkt. — Die vermeintlichen Nachkommen der Vandalen. — Die römische Citadelle. — Byzantinische Bauart. — Die Mauritania Sitifensis. — Die Rebellionen des Firmus und Gildon. — Eine archäologische Steinsammlung.

Bald nach unserem Aufbruche, am folgenden Morgen, verließ uns die blühende, grünende, baumreiche Umgebung, welche die Hochebene von Bu Ariridsch so anziehend machte. Wir wen-

deten unsere Pfade jetzt direct westlich der alten Römerstadt Sitifis, dem heutigen Setif, zu. Der Morgen führte uns über ein Plateau, welches meist nur von niederem Gestrüpp bewachsen war, und aus dessen eiförmiger Fläche nur selten ein Baum emporragte. Gegen Mittag rasteten wir an den Ufern des Uëd Bu Selam, an welchem ein kleines, elendes Colonistendorf seine klägliche Existenz fristete. Je mehr wir uns Setif näherten, desto häufiger kamen wir an europäischen Meiereien, auch in der Nähe kleiner, jedoch noch wenig bewohnter Colonistendörfer vorbei. Diese Gegend war nämlich der Wirkungsplatz der bekannten „Compagnie Genevoise des Colonies Suisses de Sétif", einer Gesellschaft, welche vom Staat zehntausend Hektaren Landes unter der Bedingung verliehen bekommen hatte, daß sie im Laufe von zehn Jahren zehn Dörfer auf ihrem Territorium zu erbauen habe. Diese Bedingung entsprach durchaus dem System der Colinisation „par ordre de mufti", welches Frankreich nun einmal in Algerien angenommen hat. Die Gesellschaft hat dieser Bedingung zu entsprechen gestrebt, und einen großen Theil der ausbedungenen Ortschaften erbaut, ohne jedoch bis jetzt im Stande gewesen zu sein, besagten, durch Regierungscontract gegründeten Dörfern die nöthigen Einwohner zu verschaffen. Die bis jetzt gegründeten acht Dörfer der Genfer Gesellschaft besitzen zusammen nur eine höchst bescheidene Einwohnerzahl. Bis jetzt, da die zehn Jahre des Contractes beinahe abgelaufen sind, hat die Compagnie etwa ein Achtel ihres Landbesitzes urbar gemacht: ein Resultat, welches, so unbedeutend es auch an und für sich ist, dennoch in diesem Lande neben der colonisatorischen Unfähigkeit der Franzosen ungewöhnlich günstig erscheint.

Gegen Abend erreichten wir Setif. Dieses war eine vollkommen französische Stadt mit etwa zweitausend durchaus europäischen Einwohnern, aber einer viel zahlreicheren Garnison. Daß in den Straßen des Städtchens die rothe Hose etwas mehr, als angenehm war, vorherrschte, war deßhalb nicht zum Verwundern. Setif's Häuser waren alle neu, sahen steif und langweilig aus und botenjene kasernen artige Schwerfälligkeit, welche die officiellen Franzosen so lieben. Unharmonisch gegen diese afrikanische Gegend abstechend zogen sich die graden, monotonen Straßen in ihrer unberechenbaren Nüchternheit dahin. Einigen derselben hatte man für gut gefunden, historische Namen wie „Rue de Trajan, Rue de Justinien, de St. Augnstin“ beizulegen. Diese historisch benannte Straßen wurden natürlich von einer Bevölkerung bewohnt, deren krasse Unwissenheit besagte Nationen wohl an den Ecken ihrer Gassen zum erstenmale erblickt hatte. Denn was Geschichte und Geographie betrifft, so ist bekanntlich bei den Kindern der „grande nation“ die holdeste Ignoranz an der Tagesordnung. Die Stadt besaß natürlich ihre Kasernen, hier wie überall in Afrika die Hauptsache, dann alle die verschiedenen militärischen Etablissements, welche an dem Sitze einer Subdivision unvermeidlich waren, d. h. die Magazine der Campirung (Campement) der Lebensmittel (Subsistances) der Munitionen (Manutention) und ein Pulvermagazin. Das Militärhospital mit seinen dreihundert Betten war in neuester Zeit unzureichend gefunden worden, und man war deßhalb eben damit beschäftigt, es zu erweitern. Ich glaube dieser Umstand genügt, um die Berichte französischer Autoritäten Lügen zu strafen, welche den Colonisationsopfern der „Compagnie Gene-

voise“ immer von der gesunden Lage von Setif vorsingen. Daß die kleine Stadt ein Theater besaß, braucht wohl kaum erwähnt zu werden; denn wie könnten Franzosen ohne ihre Vaudevilles und Mord und Todtschlag enthaltenden Schreckensdramas existiren? In Ermangelung wirklicher Schauspieler übernahmen hier, wie fast überall in Afrika, wo eine ständige Truppe fehlt, die Soldaten der Garnison die Rollen, welche sie, wie ich mich selbst überzeugte, mit ziemlichem Geschick ausführten. Nur wollten mir die Manieren der ersten Liebhaberin, eines Zuaven, doch ein wenig gar zu bürschikos vorkommen. Aber was konnte man am Ende von einer Liebhaberin verlangen, deren Füße von Grenadiergröße waren, und deren etwas allzu umfangreichen Händen keine Handschuhnummer unter neun und ein halb gepaßt haben würde?

Eine glückliche Idee hatte man gehabt, indem man auf der Place d'Orleans die meisten größeren antiken Denkmäler, welche hier ausgegraben wurden, aufstellte. Dieser Platz bildete so mit seinen Sarkophagen, seinen Säulenresten, seinen Urnen und Gedenktafeln ein Museum, das dadurch, daß es im Freien gelegen war, nicht verlor, denn an dem hier Aufgestellten konnte der Regen nichts verderben.

Vor den Thoren von Setif wurde jeden Sonntag ein von den Kabylen und Beduinen der Umgegend zahlreich besuchter Markt abgehalten. Dieser Sonntagsmarkt, arabisch Suk el Had genannt, ist einer der besuchtesten, vielleicht der besuchteste der ganzen Algerie. Man rechnet die Zahl der sich regelmäßig hier einfindenden Eingeborenen auf acht bis zehntausend. Dorthin begab ich mich am zweiten Tage nach meiner Ankunft, welcher

glücklicherweise ein Sonntag war, um physiognomische Studien unter diesen interessanten Stämmen des Innern anzustellen. Ein Markt in Europa ist mir das non plus ultra von prosaischer Gemeinheit, was schon das Vorherrschen von bettelhaften, alten Weibern auf demselben erklären mag. Aber ein arabischer Markt gewährt immer einen Kunstgenuß. Einige tausend, meist herculische Gestalten, die sich majestätisch in malerische Lumpen drapiren, und denen der prosaische Handel durchaus Nebensache ist, erinnern an das römische Forum; denn die römische plebs hat wohl ebenso oder beinahe so zerlumpte Toga's getragen, als die Kabylen Bernusse. Meine Neugierde sollte denn auch hier reichlich belohnt werden. Eine unübersehbare Menge bernusumwallter Gestalten füllte den weiten Plan. Da sah ich den finstern Bergkabylen vom Stamme der Beni Thala, der Aït Urtillan und der Aït Ghebanna unter seinem hohen, aus Palmenstroh geflochtenen, thurmartigen Hute mit dem wilden Feuer seiner blitzenden Augen wie zornig herumblicken, als wollte er der Welt durch seine Blicke sagen, wie sehr er sie verachte. Neben ihm stand der feinere, edelgebaute, echte Araber aus den nahen Beduinenzelten, an der langen Adlernase und seinem spitzen Kinne unterscheidbar, ein wahrer Sohn Ismaëels; trotz seiner äußersten Zerlumptheit dennoch ein Edelmann, welcher sich als solcher fühlte und sich bewußt war, einen Stammbaum zu besitzen, der weiter hinaufreicht, als der manchen Königs. Ihm zur Seite hockte jenes Bastardwesen, der arabisirte Kabyle, der Bewohner durchlöcherter Gurbi's: er hegte die Anmaßung, sich für einen Araber zu halten, war aber doch nur ein arabisch redender Kabyle und besaß weder die edle Racenhaftigkeit der Söhne Ismaëls, noch den wilden

Freiheitstrotz des autochthonen Berbers. Da wandelte zwischen dem Schwarm seiner zum Verkauf ausgebotenen Rosse der handelseifrige und arbeitslustige Msitah, dessen Heimathsdorf auf den Trümmern des antiken Zabi erbaut ist. Da wallte, hergenaht von seinen einsamen Hügeln, der melancholische Gergur mit den langen gedehnten Gesichtszügen, dem großen wässerigen Auge, und dem spitzzulaufenden Barte. Dort drapirte sich mit künstlerischem Geschmack in seine malerischen Lumpen und Fetzen der Rira Guebala. Neben ihm lag halbnackt auf der bloßen Erde der faule Rira Dahara, herbeigeeilt von seinen blühenden Wiesen, vielleicht ohne ein anderes Geschäfte, als um hier beim Suk el Had einen Tag des Nichtsthuns, der angenehmen Aufregung und des Vergnügens zu erleben. Denn oft wandert der geizige Kabyle zu Fuß und ohne einen Heller zu verzehren, eine Tagereise oder noch weiter von seiner Heimath hinweg, wenn es selbst nichts Anderes für ihn gelten sollte, als seine Neugierde zu befriedigen. Wer aber vor allen sich hier eingefundenen Stämmen meine Wißbegier wachrief, das waren die Amuschah und namentlich derjenige Theil dieses Stammes, welcher unter dem Stamm der Beni Huamer sich rühmt, von den einstigen Eroberern und hundertjährigen Gebietern von Afrika, den Vandalen, abzustammen. Mit lebhaftem Interesse, und nicht ohne ein vielleicht noch wärmeres Gefühl, betrachtete ich diese möglichen Abkömmlinge unserer Stammesgenossen, die Abkömmlinge eines Volkes, welches, wenn es auch barbarisch war und als solches in sprüchwörtlich üblem Rufe stand, dennoch durch seine Thaten bewiesen hat, welche große Energie, welche völkerbezwingende Kraft sein verhältniß-

mäßig kleiner Menschenhaufen besaß. Aber waren diese Beni Huamer, von denen man mir ein Dutzend Männer auf dem Sonntagsmarkte von Setif zeigte, wirklich die Abkömmlinge unserer Stammverwandten, der Vandalen? In Abwesenheit irgend eines Documentes blieb mir nichts übrig, als nach dem möglichen Aeußeren dieser Repräsentanten eines hochberühmten Geschlechtes meine Schlüsse zu ziehen, und da mußte ich mir allerdings eingestehen, daß, nach längerem Beobachten der Physiognomien und der äußeren Merkmale des Temperaments dieser Leute ich wenig oder gar keinen Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Kabylen entdecken konnte. Man sagte mir freilich, daß unter den Beni Huamer viele eine blonde Haarfarbe, einen weißen Teint und nordische Züge besäßen, aber die, welche besagte, immerhin jedoch noch trügerische Anzeichen besaßen, mußten wahrscheinlich alle zu Hause geblieben sein, denn die am Suk el Had Anwesenden stellten durchaus nicht den Typus irgend eines nordischen Volkes dar. Ich schloß also, daß es mit der Vandalenabstammung der Beni Huamer vielleicht eben so stehen möge, als mit der Abstammung einer übertriebenen Anzahl von Arabern, Beduinen und Kabylen von dem Propheten Mohamed.

Bei weitem das Merkwürdigste, was Setif dem Liebhaber historischer Denkmäler darbot, war seine Citadelle, eine alte römische Festung, welche heut zu Tage den Franzosen dieselben Dienste gewährt, welche sie vor beinahe zwei Jahrtausenden den alten Herren der Welt leistete. Ich fand die römischen Mauern ziemlich wohlerhalten und mit Geschick ausgebessert. Zehn Thürme ragten über die Mauern empor. Jede von drei Seiten

der Citadelle hatte der Thürme zwei, während über einer Seite sich ihrer vier erhoben, welche diesem Theile der Mauer das Ansehen einer großartigen Festungsfaçade verliehen. Die Wände waren von ungeheuerer Dicke. Ihre Breite betrug etwa neun Fuß. Gleich erkannte ich an ihrem Baumaterial, daß das Volk, welches zum letzten Mal diese Festung aufgerichtet hatte, die Byzantiner gewesen waren. Die Eigenthümlichkeit ihrer Bauart in Afrika ist bekanntlich die willkürliche Zusammenwürfelung aller antiken Baureste, deren sie habhaft werden konnten. Korinthische Säulenstücke, zerbrochene Capitäler, Marmortafeln, Sandsteinplatten mit Inschriften, dann wieder ein Chaos zusammengefügten SteingeröllS, in welchem Bruchstücke römischer Backsteine mit den ungebrannten Lehmziegeln der einheimischen Bevölkerung abwechselten, hie und da ein Fragment eines Sarkophags, dort ein Stück einer zertrümmerten Statue, das Alles bildete ein Ganzes, welches großartig, wenn auch keineswegs harmonisch war. Dieses bunte, kunstlose Durcheinander des Baumaterials ließ mit Sicherheit die Epoche der letzten Neuerbauung dieses römischen Forts bestimmen, den überall, wo wir Denkmäler der Byzantinerzeit in Afrika erblicken, finden wir sie ganz von ähnlicher Beschaffenheit, wie die Citadelle von Setif. Letztere war ohne Zweifel schon zur Glanzepoche Roms eine bedeutende Festung gewesen, wurde aber, wie alle Festungen Afrika's, mit einziger Ausnahme Karthago's, von den Vandalen zerstört. Welchem byzantinischen Gouverneur kann man die Wiederaufbauung dieser Citadelle zuschreiben? Wahrscheinlich dem, welchem fast alle byzantinischen Baudenkmäler hier zu Lande ihre Entstehung verdankten, dem Patricius Salo-

mon, dem Nachfolger Belisars, den man den Festungserbauer Afrikas nennen kann.

Sitifis lag nach den Itinerar 78, nach der Peutingrischen Tafel, welche es Steifis nennt, 67 Milliarien von Saldae entfernt. Der Weg von Bougie nach Setif beträgt 82 Kilometer, also etwa 60 Milliarien, wonach beide obige Angaben zu groß sind. Aber die Römerstraßen machten wahrscheinlich Umwege im Gebirge, Ptolomäos verlegt Sitifis 9 Grade östlich von Caesarea, eine lächerliche Uebertreibung, da es in Wirklichkeit nur 3 Grade östlicher liegt. Nach Gesenius ist der Name Sitifis, wie fast alle alten Städtenamen Afrika's, phönicischen Ursprungs und kommt von שִׂטֵּף, Setef, welches „Ueberschwemmung" bedeutet. Sitifis hieß also die „Stadt des Wasserüberflusses"; ein Name, welchen sie noch heute verdient. Ueberhaupt enthalten die phönicischen Städtebenennungen fast durchgängig eine noch heute anwendbare Bezeichnung.

Setif, das römische Sitifis, war mehrere Jahrhunderte hindurch die Hauptstadt einer reichen und blühenden Provinz, der nach ihr benannten Mauriania Sitifensis gewesen, welche hauptsächlich die von den heutigen Kabylen bewohnten Districte in sich schloß. Seine Erhebung zur Hauptstadt (297 n. Chr.) verdankte es dem Kaiser Maximilian Galerius, welcher eben eine Rebellion der stets aufrührerischen Numiden gedämpft hatte, und durch die neue Eintheilung der östlichen Mauritania in zwei Provinzen, in die Mauritania Sitifensis und Caesariensis, die Kräfte der Eingebornen zu zersplittern hoffte. Setif erhob sich seit jenem Jahre zu vorher

ungekanntem Glanze, und rivalisirte eine Zeit lang mit Julia Caesarea, der mauritanischen Schwesterhauptstadt.

Sitisis war von allen Seiten von feindlichen ununterworfenen Numiden (den Vorfahren der Kabylen) umgeben. Augustinus spricht von der Nichte eines Bischofs von Sitisis, welche von den rebellischen Numiden entführt wurde. Vier Bischöfe von Sitisis sind uns bekannt geworden. Optatus erschien 525 auf der Conferenz von Karthago, welche der den Katholiken freundliche Vandalenkönig Hilderich berief. Diese Conferenz war eine Hauptursache des Sturzes des Hilderich, da er sich auf derselben durch Begünstigung der Katholiken bei den arianischen Vandalen sehr verhaßt machte.

Trotz der zahlreichen römischen Garnisonen, welche die Städte der Sitifensis seit dem Jahre 279 enthielten, so wagten es doch noch zwei Empörer, Firmus (372), und später sein Bruder Gildon (386) die Fahne der Rebellion zu erheben. Beide hatten anfangs großen Erfolg und machten beinahe alle Stämme der Sitifensis den Römern abspenstig, um jedoch bald durch Verrath und Ohnmacht kläglich zu Grunde zn gehen. Die Numiden scheinen überhaupt eine höchst unkriegerische Art der Schlachtführung gehabt zu haben. Vor jedem einigermaßen starken Feinde zerstreuten sie sich und hofften in vereinzelten Haufen dem Gegner mehr zu schaden, als in gedrängter Schlachtordnung. Aber die Folge hiervon war, daß ihre Führer, stets im Stiche gelassen, in die Hände der Feinde fielen. Die Numiden unterwarfen sich dann scheinbar. Aber bald trat wieder ein neuer Rebell auf, um großen Anhang zu finden, um mit einem mächtigen Heer den Römern entgegen zu ziehen, welches

Heer jedoch sich beim Nahen des Feindes ebenso wieder zerstreute, und den Feldherrn dem Feinde preisgab. Aehnlich ist noch heute die Kriegsführung der Kabylen. Dennoch kann man diese Völker nicht feig nennen. Firmus wurde durch den Comes Theodosius überwunden und auf Befehl des Siegers enthauptet. Seine Leiche wurde im Triumph und als warnendes Beispiel für die Numiden in den Straßen von Setif herumgefahren; sein Haupt dagegen auf der Spitze einer Lanze in allen eingebornen Stämmen der Umgegend von Dorf zu Dorf umhergetragen. Der Comes Theodosius sollte freilich bald selbst ein ähnliches Schicksal erfahren, wie der von ihm Besiegte. Denn Kaiser Gratianus ließ ihn 376 als verdächtig, einem Gegenkaiser anzuhängen, zu Karthago enthaupten. Gildon, der letzte heidnische Häuptling der Numiden, ward von seinem eigenen Bruder Mascesel, welcher in römischen Diensten stand, und der als Stellvertreter des allmächtigen Ministers Stilicho und des Kaisers Honorius in Afrika auftrat, besiegt, floh und erdrosselte sich selbst, um nicht dem verhaßten Bruder in die Hände zu fallen. Der römische Dichter Claudius Claudianus*) beschreibt pomphaft diesen Feldzug, dessen Erfolg er jedoch komischer Weise seinem Helden Stilicho zuschreibt, obgleich dieser Feldherr sich zur Zeit dieser Waffenthat in friedlicher Sicherheit zu Ravenna befand. Dem ohnmächtigen Schwächling Honorius wird in diesem lobhudelnden Gedichte die unwahrscheinliche Absicht zugeschrieben, als habe er selbst nach Afrika gegen den Re-

---

*) Claudius Claudianus, de bello Gildonico, Ed. König. Göttingen 1808.

bellen zu Felde ziehen wollen. Claudianus legt ihm folgende Verse in den Mund:

Haurire venera
Compulimus dirum Syphacen, fractumque Metello
Traximus immanem Marii sub vincla Ingurtham,
Et Numidae Gildonis erunt?

„Wir haben Syphax vergiftet und Jugurtha gefangen genommen und wir sollen dulden, daß Numidien einem Gildon gehöre? Aber der schlau politische Minister Stilicho besänftigt die kriegerische Wuth des Kaisers, indem er ihm vorstellt, daß Gildon seinen Rächer in seiner eigenen Familie gefunden habe:

Est illi patribus, sed non et moribus iisdem,
Mascesel fugiens qui dira piacula fratris
Spesque suas vitamque tuo commisit asylo.

„Er hat einen ihm höchst ungleichen Bruder, Mascesel mit Namen, der vor der Grausamkeit Gildons zu Dir floh und Dein Asyl anflehte.“ In der That hatte Mascesel Grund, sich an dem Bruder zu rächen, denn dieser hatte ihm seine zwei Kinder ermordet. Mascesel wird von den Schriftstellern jener Zeit ein eben so guter Christ genannt, als Gildon ein verstockter Heide war.

Die Hauptstadt der Mauritania Sitifensis überlebte den Einfall der Araber nicht. Während mehr als einem Jahrtausend sollte sie nun unbewohnt feiern. Erst den Franzosen sollte es gelingen, dieser Leiche einer Hauptstadt wieder einiges Leben einzuhauchen. Im Jahre 1838 wurden die Ruinen von Setif zum erstenmale von den Franzosen besetzt. 1847 wurde hier auf Regierungsbefehl eine Stadt gegründet, welche sich seitdem eines verhältnißmäßig blühenden Aufschwunges erfreut hat.

Mein Reisegefährte hatte sich nach seiner Gewohnheit in der Nähe der Citadelle mit einer Menge alter Steine beladen, die er dem armen Abd=Allah zu schleppen gab. Diesem war die archäologische Grille seines Gebieters sichtlich unangenehm. Aber was wollte er machen? Der Brite war sonst ein guter Kunde für ihn.

„Was macht denn Dein Herr mit den alten Steinen, die er überall auflieſt?“ fragte ich ihn im Nachhausegehen, als der Engländer gerade nicht bei uns war.

„Was er damit macht? — Ja! Was macht er damit? — Wir schleppen sie auf unseren Touren mit uns herum. Er zeigt sie den Franzosen, die jedoch in ihrer Unwissenheit den Werth derselben nicht einzusehen vermögen. Wenn wir sie aber recht lange herumgeschleppt haben, da werden sie gewöhnlich am Ende irgendwo vergessen, gehen verloren, oder werden gar weg=geworfen. Nur die Steine mit Inschriften behält er, und davon hat er noch keine zehn.“

Das war das endliche Schicksal dieser mühsam zusammen=gesuchten archäologischen Steinsammlung.

Zehntes Capitel.

Aumale.

Rückkehr an den Uëd Sahel. — Der Dschebel Tamgut. — Der Marubut Sidi Tamgut. — Lellah Khredidscha, die große Heilige. — Vazagada. — Diebstahl eines Kabylen. — Der Scheikh und die gestohlene Matratze. — Lächerlicher Einzug in Aumale. — Langweiligkeit von Aumale. — Der dorthin versetzte Oberst. — Auzia. — Der limes Auziensis.

Da es in unserer Absicht lag Aumale, das alte Auzia, so wie die nördliche Hälfte der großen Kabylie noch vor unserer Rückkehr nach Bougie zu besuchen, so mußten wir von Setif aus unsere Schritte wieder rückwärts wenden, und über Bordsch Bu Ariridsch und durch die Eisenthore nach dem Thal des Uëd Sahel zurückkehren. Zwei Tagereisen brachten uns denn von der einstigen Hauptstadt der Mauritania Sifitensis, wieder an den Zusammenfluß des Uëd Mahrir mit dem Uëd Sahel, welche Stelle wir vor acht Tagen berührt hatten.

Diese Gegend wurde vom Stamme der Meschdallah bewohnt. Hier ließen wir links, auf einem Berge in einiger Entfernung, die altarabische Stadt Kala oder Kalaa liegen, welche zu Edrissis Zeit (im 12. Jahr) sich großer Blüthe erfreut zu haben scheint. Der Verfasser der „geographischen Unterhaltungen“ spricht von der gesunden Lage, der Fruchtbarkeit der Umgegend und dem ewigen Frühling von Kalaa. Nach ihm war es 12 Meilen von Mesila, dem antiken Zaba Mauritaniae, dem heutigen Msila, südlich von Bordsch Bu Ariridsch gelegen. Die

vierzehn Dörfer der Meschdallah lagen auf den Abhängen und am Fuße des Dschebel Tamgut zerstreut, welcher den höchsten Gipfel der mächtigen Kette des Dscherdschera bildet. Diesen imposanten Bergesgipfel sollten wir während einer ganzen Tagereise nun zu unserer Rechten behalten: ein herrlicher Hintergrund zu einer an und für sich schon wildromantischen Landschaft. Mächtig und riesenstark, wie ein echter Sohn des gigantischen Atlas, trug der stolze Dschebel Tamgut sein von jeder Vegetation entblößtes Haupt in die tiefblauen afrikanischen Lüfte. Obgleich es schon October war, so hatte er doch ausnahmsweise dieß Jahr seinen Scheitel noch nicht mit der ehrwürdigen Umhüllung silberweißen Schnees gekrönt. Noch starrte seine kahle Felsenspitze kühn und stolz, gleich einer Herausforderung an die Gottheit, zum Aether auf. Um seinen Gipfel kreiste der Lämmergeier, welchen das Auge des Kabylen im Thale nicht mehr sah, welchen er aber kannte, denn er ward seines Daseins gewiß durch den Raub an seiner Heerde. Auf den Ausläufern dieses Riesenberges erhob sich die dunkle Ceder; mit ihren senkrechten Zweigen beschattete sie das ewig frische Hochthal. Weiter unten goß die Pinie ihre aromatischen Düfte aus, und der wandernde Kabyle sammelte ihr Harz in die Capuze seines zerlumpten Bernus und trug es nieder in seine Hütte; denn der Aberglaube leiht diesem gelben Safte heilende Kräfte.

Auf der höchsten Spitze des Dschebel Tamgut befand sich die kleine Kubba eines in dieser Gegend hochberühmten kabylischen Heiligen, dem auch der Berg seinen Namen verdankt. Dieser Marabut, Tamgut geheißen, hatte nur in dieser Höhe

sich von der Berührung mit der sündhaften Menschheit abgeschlossen gefühlt. Hier lebte er ein frommes Eremitenleben. Aber welcher Heilige hätte es je vermocht, in noch so entlegener Wildniß, den Blicken seiner Verehrer zu entfliehen? Der Einsiedler bildete bald einen Magnet, welcher Schaaren anbetender Kabylen nach seinem Felsenthrone führte.

Zu oft durften die Verehrer des Heiligen nicht kommen: das hatte ihnen Sidi Tamgut verboten. Aber einmal in der Woche hatte er gestattet, daß Alle, die sich seiner frommen Gebete bedürftig fühlten, zu seiner hohen Warte aufsteigen durften. An diesem Tage nahten die Kabylen. Sie kletterten die Felsenhöhe hinan in Schaaren und schufen die Oede für Stunden in eine volkreiche Gegend. Sie brachten dem Heiligen in den Früchten ihrer Felder die irdische Speise, und bekamen von ihm dafür das Himmelsbrod. Denn in dieser unwirthbaren Höhe wuchs nichts, von dem sich ein Mensch hätte nähren können. Der Heilige nahm ihre Gaben, und dankte ihnen. Nicht, als ob er dieser Geschenke bedurft hätte! Nein! Der Marabut brauchte keine Früchte der Erde. Sein wunderbares Dasein gestattete ihm auch ohne Speise zu leben. Aber er nahm ihre Gaben, um die Kabylen in guten Werken zu üben. Die Opferfreudigkeit ist ein schöner Zug der Seele, und sie muß geübt werden. So dachte der Marabut. Darum machte er es auch seinen Verehrern zuletzt zur Pflicht, einmal die Woche sein Heiligthum aufzusuchen und ihm ihre Gaben darzubringen. Aber dem Heiligen fehlte etwas in seiner Einsamkeit. Die Verehrung der Menge selbst war nicht mehr vermögend, die Leere seines Herzens auszufüllen. Was fehlte diesem frommen Einsiedler?

Seine Inspiration war nicht mehr die alte. Wenn er den ganzen Tag gebetet hatte, da fühlte Sidi Tamgut zuletzt eine Mattigkeit, die ganz irdischer Natur war. Soll ein Heiliger eine solche Mattigkeit empfinden können? Um sich von dieser strafbaren Mattigkeit zu heilen, beschloß Sidi Tamgut eine Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen. Vielleicht, daß dort am Steine der heiligen Kaaba, auf dem liegend Jakob seinen Himmelstraum geträumt hatte, die alte Inspiration zurückkehren würde? Was er beschlossen hatte, das führte er aus. Ehe er aber ging, um sich den frommen Titel eines Hadsch zu erwerben, dachte er an seine Verehrer. Wie, wenn dieselben während seiner Abwesenheit weniger in guten Werken geübt würden, und von ihrer Opferfreudigkeit nachließen? Wären sie nicht im Stande den Weg nach dem Gipfel des Dschebel Tamgut zu verlernen? Welch' ein Unglück für Sidi Tamgut, wenn er, bei seiner Rückkehr, nicht mehr allwöchentlich seine Verehrer sehen würde, um sich an ihrer Opferfreudigkeit zu laben. Dieß bedachte der Marabut. Deshalb gab er seinen Verehrern den Befehl, bis zu seiner Zurückkunft wöchentlich einmal den Dschebel Tamgut zu besteigen, bei seiner Kubba zu beten und ihre Gaben mitzubringen; kurz Alles zu thun, was sie bei seiner Anwesenheit zu thun pflegten. Die Verehrer des Heiligen befolgten seine Gebote in treuem Gehorsam. Sie befolgten sie ihr Leben lang und schrieben sie ihren Söhnen und Enkeln vor, und alle spätere Generationen haben sie bis jetzt befolgt. Man wartet immer noch, daß der Marabut von seiner Pilgerfahrt zurückkehre. Bis jetzt ist er noch nicht gekommen. Es sind zwar Jahrhunderte über Jahrhunderte seit seiner Ab-

reise vergangen, aber seine wahren Verehrer zweifeln nicht an seiner einstigen Wiederkehr.

Außer dieser echt kabylischen Legende bildet der Dschebel Tamgut noch den Schauplatz einer anderen. Sellah Khredidscha nämlich, eine berühmte Marabuta, hatte ihre Zelle an seinem Fuße. Dort lebte sie, der sündigen Welt entflohen, in welcher zahlreiche Freier sich erkühnt hatten, um ihre Hand zu werben. Aber Lellah Khredidscha wollte nur eines solchen Mannes Weib werden, der ein Heiliger sei, wie sie selbst eine Heilige war. Nach langem Warten fand sie endlich einen solchen Mann in der Person eines Bettelderwischs. Aber dieser Auserwählte war von so abschreckender Häßlichkeit, und nebenbei so alt und zerfallen, daß keine andere Frau seiner gewollt hätte. Lellah Khredidscha jedoch schätzte nur die Heiligkeit und nahm ihn zum Gatten und siehe! der häßliche Alte verwandelte sich in einen blühenden Jüngling. Im Stamme der Meschdallah benennt man den Dschebel Tamgut nur mit dem Namen dieser Heiligen, der Lellah Khredidscha, welche hier nach langem Leben mit dem verwandelten Bettelderwisch endlich ihr Grab gefunden hatte.

Gegen Mittag des dritten Tages nach unserer Abreise von Setif erreichten wir im Stammesgebiete der Aït Aïssi die wenig bedeutenden Ruinen der obscuren Römerstadt Vazagada (das *Ουαζαγάδα* des Ptolemäos) unweit des Uëd Sahel auf dessen linken Ufer gelegen.

Der Name Vazagada ist, wie Gesenius behauptet, phönicischen Ursprungs und von Bas ha Gad (בז־ה־גד) abzuleiten, welches „Glückliche Leute" bedeutet. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß die Phönicier oder Karthager selbst diese Stadt

gründeten. Aber die phönicische Sprache war bei den Eingeborenen von Afrika so verbreitet, daß sie für die von ihnen erbauten Städte phönicische Namen wählten.

Unser Nachtlager schlugen wir in einem kleinen Kabylendorfe der Aït Ihalla auf, welches malerisch am Fuße der mächtigen Kette des Dscherdschera aus dem Laube seiner Olivenhaine hervorblickte. Hier war es mir vorbehalten, eine weitere Bekanntschaft mit den Sitten der Kabylen zu machen, und zwar keine angenehme. Die Kabylen mögen recht fromm sein, und sehr viel schöne Legenden haben, aber ihre Frömmigkeit verhindert sie leider nicht — zu stehlen. Und was für Gegenstände stehlen sie? Dinge, die ihnen oft nicht das Geringste nützen können. So stahl mir auf dem Wege zwischen den Aït Aïssi und den Aït Ihalla ein Kabyle meine Matratze vom Maulesel herab. Niemand hatte freilich den Kabylen gesehen. Aber der Maulesel war mit der Matratze in ein Wäldchen gelaufen und ohne dieselbe zurückgekommen. Von selbst hatte er sie nicht verloren, denn sie war mit Riemen und Stricken mehr als genügend festgebunden gewesen.

„Das kann nur ein Kabyle gethan haben!“ sagte Abd-Allah, als er den leeren Maulesel zurückkehren sah.

„Was soll ein Kabyle mit einer Matratze thun?“ fragte der Engländer zweifelnd.

„Ja freilich! Was soll er damit thun? Aber diese Leute haben oft so sonderbare Grillen! Hat nicht neulich einer den Nachtsack mit Ihren alten Steinen gestohlen?“ sagte Abd-Allah zu seinem Herrn.

„Allerdings! Aber er brachte ihn wieder zurück, weil ich dem Finder ein Trinkgeld versprach," erwiderte der Brite.

„Glauben Sie mir", sprach der Dragoman, sich zu mir wendend: „Folgen Sie dem Beispiel meines Herrn, und versprechen sie dem Ueberbringer ihres gestohlenen Gutes ein Trinkgeld.

Diesem Rath beschloß ich zu folgen. Als wir in Aït Ihalla angekommen waren, ließ ich gleich den Scheikh-el-Beled oder Schultheiß kommen und erklärte ihm:

„Ein Kabyle hat meine Matratze gestohlen."

„So? Sie glauben?" wandte heuchlerisch der Scheikh ein. Aber der arme Mann bildete sich ein, ich wollte ihn für den Diebstahl der Matratze verantwortlich machen.

„Mißverstehen Sie mich nicht," sagte ich zu ihm. „Ich fordere die Matratze nicht von Ihnen zurück, obgleich ich ein Recht dazu hätte, da sie in ihrem Gebiete gestohlen wurde."

Der Scheikh veränderte seine bisher trübe Miene und sagte schmunzelnd: „Nun, und was kann ich für Sie thun?"

„Machen Sie im Dorfe bekannt, daß ich dem, der mir meine Matratze zurückbringt, zwei Francs Belohnung geben werde. Glauben Sie, daß das genug sei?"

„Genug?" erwiderte der Scheikh. „Ich glaube eher zu viel; denn eine Matratze ist doch ein durchaus werthloser Gegenstand. Ich habe mich immer darüber gewundert, was doch die Christen damit machen können."

„Sie verrichten ihre Gebete darauf," sagte ich ihm; „denn, daß man auf einer Matratze schlafen könne, das würde

er doch nicht begriffen haben. Nach zwei Stunden brachte mir der Scheikh die Matratze.

Am folgenden Morgen durchritten wir den hier in seinem obersten Laufe beinahe wasserlosen Uëd Sahel, und wandten uns nun von ihm südlich, um durch das Gebiet der Beni Amör den Weg nach Aumale weiter fortzusetzen. Die Gegend, durch welche uns unsere Rosse trugen, war weit entfernt den fruchtbaren und blühenden Anblick des Thales des Uëd Sahel darzubieten. Die Beschaffenheit des Bodens war felsig, steinig und undankbar. Auf dem spärlichen Humus, welchen diese unfruchtbare Unterlage hie und da trug, wuchs die zackige Opuntia in kleiner verkrüppelter Form, daneben die Mariendistel mit ihren aus Hellgrün und Weiß gemischten Sprossen, das Fettkraut (Sedum) mit seinen öligen glänzenden Blättern, und nur hie und da an seltenen privilegirten Stellen die den besseren Boden liebende palmenartige Jucca filamentosa.

Gegen Abend erreichten wir Aumale, welches einsam auf einer traurigen monotonen Hochebene, umringt von den dunkeln Ausläufern des finstern Dschebel Dira dalag. Die Hauptbewohner dieses Städtchens waren zur Zeit Soldaten. Unsere kleine Karawane brachte in dem Garnisonsstädtchen eine wahre Sensation hervor, und in der That war sie vollkommen geeignet, neugierigen und gelangweilten Soldaten die Augen aufsperren zu machen. Zu vorderst ritt ein äußerst bunt gekleideter Neger, welcher ein Freund Abd-Allahs war, und uns aus Aumale entgegengeritten kam, um uns nun auf dem lächerlichen Einzuge anzuführen. Ich glaube, der verruchte Schwarze hatte Geschmack an dem Carnevalsaufzug, welchen wir darstellten. Ihm

folgten die zwei zitternden Kabylen, welche den kleinen, abgemagerten und kranken Löwen, den mein Reisegefährte in Bordsch Bu Ariridsch gekauft hatte, an einer Kette führten. Diese armen Schlucker hatten eine entsetzliche Angst vor dem König der Thiere, und derselbe brauchte nur sein Haupt auf die Seite in der Richtung eines der Kabylen zu wenden, um denselben zitternd die Kette loslassen und fliehen zu sehen. Zum Glück war seine thierische Majestät so krank und elend, daß sie die Augen meist auf den Boden gesenkt trug. Der Menagerie folgte der Engländer selbst, nicht weniger sehenswerth als der Neger und das Raubthier. Er trug das oben beschriebene phantastische Costüm, welches einige ihn naiv anstaunende französische Rekruten in der Unschuld ihres Geistes für die Nationaltracht Altenglands zu halten schienen. Dem Sohne Britaniens auf dem Fuße folgte sein verschmitzter arabischer Dollmetscher, der sich, um seinen Gebieter und Opfer zu schmeicheln, ebenfalls in ein buntes Costüm gehüllt hatte, und ohne Zweifel für einen zur Ruhe gesetzten Pascha gehalten werden wollte. Man kann sich denken, was für einen Eindruck auf die nur zu sehr zum Verspotten alles Fremden geneigten rothen Hosen, was für ein Zusammenlaufen schmutziger Gamins ein solcher Carnevalszug zur Folge hatte.

Aumale war im Jahre 1840 auf den Ruinen des römischen Auzia, an der Stelle eines von den Türken erbauten Forts Namens Sur Rhoslan (d. h. Quelle der Gazellen) gegründet worden. Es erfreute sich zur Zeit unserer Durchreise bereits einer Einwohnerzahl von tausend Europäern und einer etwas größeren ständigen Garnison, so daß auf jeden Einwohner mehr als ein Militär kam. Eine von Zinnen gekrönte Mauer umgab die

Stadt, wie überhaupt fast alle Städte der Algerie eine solche Mauer besitzen, denn die Kriegsführung der Eingeborenen, so lange diese noch Krieg führten, d. h. vor wenigen Jahren, war so primitiv, daß eine Mauer für diese schlechten Belagerer noch ein beinahe unübersteigliches Hinderniß bildete.

Die Stadt bestand eigentlich nur aus einer einzigen, etwa dreitausend Fuß langen Straße, in welcher die unvermeidlichen Kasernen und zahlreichen Militäretablissements gelegen waren. Diese einzige lange Straße bildete denn auch das non plus ultra von Monotonie und Langweiligkeit. Uebrigens hat Aumale in der französischen Armee das Renommée, die langweiligste Garnison zu sein, und ich glaube, es thut sein Möglichstes, um diesen Ruf zu verdienen. Ich erinnerte mich hier einer Conversation, die ich einmal im Café Valentin in Algier überhört hatte, und worin der Name Aumale unvortheilhaft genannt worden war.

„Nun," so sprach ein dicker Oberst zu seinem Nachbar, der nicht weniger mit Corpulenz gesegnet war, „Sie sind ja versetzt worden?"

„Ich versetzt?" erwiderte der Angeredete. „Da müßte ich doch auch etwas davon wissen."

„Ja! der Adjutant des Gouverneurs hat es mir mitgetheilt. Sie werden heute vielleicht noch die Ordre bekommen, nach ihrer neuen Garnison abzugehen."

„So? Nun da möchte ich denn doch wissen in welches Hundeneſt („trou de chiens") man mich wieder einmal versetzen will!" rief der entsetzte Oberst entrüstet.

„Rathen Sie! Es ist ein etwas langweiliger Ort."

„Wenn es Orleansville ist, dann gehe ich nicht; lieber

gebe ich meine Demission; denn Orleansville ist nach Aumale die langweiligste Garnison."

„Wie, wenn es aber Aumale selber wäre?"

„Aumale!" fuhr der Oberst auf. „Aumale! wäre es möglich?"

„Es ist nicht nur möglich: es ist wirklich." Der Oberst sah zerstört aus. Seine Züge nahmen im Augenblicke einen fahlen grüngelben Farbenton an.

„Nun, was sagen Sie?" fragte schelmisch der Andere.

„Ich sage nichts; aber ich weiß was ich thue!" erwiderte der Oberst, der nach Aumale versetzt worden war.

Am andern Morgen stand seine Demission im „Moniteur de l'Algérie".

Mein Reisegefährte besaß ein Empfehlungsschreiben an einen höheren Offizier in Aumale, den wir aufsuchten. Dieser muß wohl gefürchtet haben, Aumale selbst möchte noch nicht langweilig genug sein. Er wollte deßhalb die Dosis gütigst verdoppeln, und führte uns zu diesem Zwecke in den Militär-etablissements herum, die er uns als höchst interessant schilderte.

Von dieser langweiligen Besichtigung entronnen, eilte ich, meinen Geist an der Beschauung der Alterthümer von Auzia zu laben.

Auzia lag nach dem Itinerar 123 Milliarien von Cäsarea entfernt. Dieß entspricht genau den 172 Kilometer, welche Aumale von Scherschel trennen. Ich glaube, daß man Auzia für das Castra Galasia der Peutingerischen Tafel halten kann. Nach dieser beträgt die Entfernung zwischen Sitifis und Castra Galasia 132 Milliarien. Dieses entspricht ungefähr den 180

Kilometer, welche Setif von Aumale trennen. Die Straße des Itinerars von Sitifis nach Auzia zählt 174 Milliarien. Aber sie beschreibt einen bedeutenden Umweg nach Süden, da sie das Zaba Mauritaniae (das heutige Msila) berührt.

Wenn wir Josephus (Archaeol. 8, 13) Glauben beimessen, so wurde ein Auzia von dem König von Tyrus Ithobal gegründet. Dieses Auzia des Josephus hält Gesenius für das Auzien des Ptolemäos, welches nicht Anders ist, als das Auzia der Römer, das heutige Aumale, das Sur Rhoslan der Araber. Der Name Auzia kommt nach dem großen Hebräologen von עז, Os, welches „Kraft" d. h. wahrscheinlich „Festung" bedeutete.

Die antiken Reste von Auzia, welche ich sah, bestanden: Erstens aus einer sehr schönen und wohlerhaltenen römischen Mosaïk, deren Figuren und Verzierungen von der besten Zeit des Kunstgeschmackes zeugten. Mein Reisegefährte wollte durchaus einige Stückchen von derselben abbrechen, um sie seiner Steinsammlung einzuverleiben. Als ich dies sah, konnte ich jedoch meinen Unwillen nicht mehr zurückhalten.

„Sie nennen sich," rief ich, „einen Freund des Alterthums, und Sie wollen eines seiner schönsten Ueberbleibsel in diesem Lande zertrümmern? Sie sind ein Vandale und kein Archäologe! Aber thun Sie es nur, und Sie können versichert sein, daß ich auf der Stelle zum Maire gehen werde, um ihren Vandalismus zu denunciren."

Der Brite ließ sich endlich bewegen von seinem frevelhaften Vorsatz abzustehen.

Alle antiken Reste, welche das einstige Auzia in sich trug,

besaßen merkwürdiger Weise denselben Stempel der besseren Zeit der Kunst, wie jene Mosaïk; während die Ruinen fast aller übrigen Städte der Algerie fast ausnahmslos der Zeit des Verfalls angehören. Dieser Umstand wird leicht erklärlich, wenn es wahr ist, was Berbrugger mit vielem anscheinenden Recht behauptet, daß Auzia nur zur Glanzzeit der römischen Herrschaft existirt habe, und wahrscheinlich schon im zweiten oder spätestens im dritten Jahrhundert von den rebellischen Stämmen der Numiden zerstört worden sei, um nie wieder aus seinen Ruinen zu erstehen, da dieser Punkt der sinkenden Macht Roms zu ausgesetzt schien, um ihn gegen die Eingeborenen behaupten zu können. Diese Annahme Berbruggers wird durch den Umstand bestätigt, daß zur Zeit des Feldzuges des Comes Theodosius niemals Auzia, sondern nur das vier deutsche Meilen nördlich bei Aïn Bessum gelegene Castellum Auziense erwähnt wird. Auch wird Auzia nicht in der Liste der Bisthümer aufgeführt, was bei einer einst so bedeutenden Stadt nur durch deren Zerstörung erklärbar ist. Von achtzehn Inschriften, welche man in Aumale auffand, ist keine einzige von einem späteren Datum als das Jahr 240 unserer Zeitrechnung. Die meisten der hier gefundenen Gedenktafeln stammen jedoch aus der Regierungszeit des Kaisers Septimius Severus, nach welchem diese Stadt auch Colonia Septimia Augusta genannt worden war. Aus einer im Museum zu Verona befindlichen Inschrift ersehen wir, daß Auzia mit Rusgunia zusammen einen Decurio Coloniae besaß. Die hier gefundenen Münzen gehören ebenfalls alle den früheren Kaisern an. Auzias einstige Bedeutung muß verhältnißmäßig groß gewesen sein, da es der ganzen Grenzpro-

vinz seinen Namen verliehen hatte, welche nach ihr Limes Auziensis genannt worden war. Wenn man über der Zerstörung dieser Römerstadt auch im Zweifel ist, so weiß man doch mit Gewißheit, nach einer in Rorfa bei den Ulad Selama entdeckten Inschrift, daß zur Zeit Constantins Auzia nicht mehr die Hauptstadt des Limes Auziensis war, welchen Namen jedoch diese Grenzprovinz der Kabylie auch nach der Zerstörung ihrer einstigen Hauptstadt beibehalten hatte. Wahrscheinlich hatte von nun an das Castrum Auziense die Stelle Auzia's als Hauptort des Limes Auziensis vertreten, welcher District übrigens unter den späteren Kaisern bedeutend kleinere Proportionen besessen haben muß.

Elftes Capitel.

Die Kernstämme der Kabylie.

Römerstraße durch die Kabylie. — Das „Spielen" der Kabylinnen. — Castellum Auziense. — Nachtlager bei den Schörfa. — Unangenehmes Erwachen. — Gebirgslandschaft. — Dra el Misan. — Die Legende des Waldes. — Die republikanische Stammesverbindung der Suawua's. — Ursprung des Wortes „Zuave." — Verschiedenartige Sitten der Suawua's.

Jetzt stand uns noch bevor, so recht den Kernpunkt der großen Kabylie zu durchdringen. Die eigentlichen Kernstämme, welche, nördlich vom Dscherdschera und südlich von Dellys, zwischen Gebirg und Meer eingezwängt liegen, von denen hatte uns bisher immer noch das Hauptgebirge der Kabylie getrennt.

Aber von Aumale nach dem im Gebiete des kriegerischen Kabylenstammes, der Beni Raten, erbauten Fort Napoleon sollte uns der Weg mitten hindurch durch diese noch vor kurzer Zeit gegen Europäer feindlichen Stämmen führen.

„Ist auf diesem Wege Gefahr vorhanden" fragte mein Reisegefährte den Capitän des Bureau arabe, welcher uns gegen Zahlung Pferde und Maulthiere verschafft hatte.

„Nicht die Geringste, danken Sie aber Ihrem Schöpfer, daß sie diese Reise nicht vor einem Jahre unternommen haben," entgegnete dieser.

„Wären wir denn damals in großer Gefahr gewesen?" fragte der Brite weiter.

„Gefahr?" — Das ist nicht das Wort, denn Gefahr drückt doch etwas Unbestimmtes aus. Sie hätten ganz einfach die Gewißheit gehabt, den kabylischen Weibern überliefert zu werden, damit diese mit Ihnen „spielen" könnten."

„Und war dieses Spiel so grausam?"

„Grausam? Ja! Man konnte es so nennen. Sie pflegten nämlich den Gefangenen ein Glied nach dem andern abzureißen, bis keines mehr zum Abreisen vorhanden war."

Mit eigenthümlichen Reflexionen über dieses „Spielen der Kabylinnen" traten wir unsere Reise an. Unser Weg führte uns längs des westlichen Abhanges der Bergkette des Dscherdschera hin, an dessen Fuß der Uëd Isser und seine Nebenflüsse ihren Ursprung nehmen. Die Straße, welcher wir folgten, zog sich interessanter Weise in ganz derselben Richtung hin, wie die von Ptolemäus angedeutete, welche von Auzia nach dem niederen Isser führte. Nach einer halben Tagereise von Aumale aus

erreichten wir Aïun Bessem, wo die Franzosen eine kleine Festung, ihrer Form nach „Fort hexagonal“ genannt, erbaut haben. Einige römische Baureste, welche wir hier fanden, sowie die Uebereinstimmung der von Ptolemäus angegebenen Entfernungen, ließen uns schließen, daß dieß die Stelle des Castellum Auziense oder Audiense gewesen sei. Diese Meinung ist auch diejenige des bekannten Archäologen O Mac Carthy.

Castellum Auziense bildete nach dem Fall von Auzia die Hauptstadt des Limes Auziensis. Sein Name findet sich nicht auf den Itinerarien, was dadurch erklärlich wird, daß es wohl erst seit der Zerstörung von Auzia Bedeutung erlangte. Ich vermuthe, daß Castellum Auziense jenes Bisthum des Mauritaniae Sitifensis war, welches die Notitia als Castellanus Episcopatus aufführt. Castellum Auziense hieß, da es als Hauptort des Limes Auziensis gewiß eine bedeutende Festung war, wie man annehmen kann, schlechthin das Castellum und sein Bischof Castellanus.

Am Abend erreichten wir das Gebiet der Schörfa, eines Kabylenstammes, welcher, wie der Name ausdrückt, sich der Abstammung vom Propheten rühmt. Das war vielleicht schon der zehnte Stamm von Schörfa, welchen ich auf meinen Reisen in der Algerie angetroffen hatte. Alle Mitglieder dieser Stämme behaupten Prophetenenkel zu sein.

Bei den Schörfa übernachteten wir ebenfalls in der leerstehenden Hütte der Gastfreundschaft, welche dießmal zum Glück wirklich leer stand.

„Wir können uns gratuliren“, sagte ich zu meinem Reise-

gefährten, „daß die Hütte leer steht. Das ist das erstemal, daß uns dies begegnet. So haben wir doch einige Hoffnung auf Nachtruhe.“

„Gratuliren wir uns nicht zu früh“, fiel Abd-Allah ein: „Die Kabylen haben wunderliche Sitten. Manchmal beliebt es ihnen, noch ganz spät in der Nacht irgendwo anzukommen, wann kein Mensch mehr einen Reisenden erwartet.“

Die Wirklichkeit sollte dem Dragoman Recht geben. Ich legte mich friedlich zur Ruhe auf meine mir in Aït Jalla gestohlene und wiedererlangte Matratze. Der Engländer und Abd-Allah lagen in andern Winkeln der Hütte. Jeder hatte seinen freien Spielraum, konnte sich bewegen, sich umdrehen, aufstehen, kurz Alles, was man sonst in der „Hütte der Gastfreundschaft“, wegen des vorherrschenden Gedränges nicht kann. Nach einer Stunde etwa weckte mich ein Geräusch, was ich für das Knurren eines großen Hundes hielt. Es war — ein schnarchender Kabyle, der zu meiner Rechten lag. Ich reckte die Linke aus, und sie erfaßte — die Lumpen des Bernus eines andern schlafenden Kabylen. Ich wollte mich ausstrecken und mein Kopf stieß auf einen dritten Kabylen. Jetzt stand ich auf und sah: zu meinen Füßen lagen noch vier bis fünf Andere. Der Boden der ganzen Hütte war mit Kabylen wie gepflastert. Wohin man trat, stieß man auf einen. Von diesem Augenblicke an war keine Nachtruhe mehr möglich; denn ein Heer von Insecten kroch aus den Bernussen unserer neuen Zimmergenossen hervor, und fing an zu probiren, wie denn das Blut der Rumih schmecken möge. Wachend erwartete ich den Morgen.

Obgleich ich keine zwei Stunden geschlafen hatte, so wurde

ich doch weder am kommenden Morgen, noch überhaupt den ganzen folgenden Tag auch nur einen Augenblick schläfrig: ein Phänomen, welches ich der ganz medizinisch wirkenden, aufweckenden und wachhaltenden Gewalt der Insectenstiche zuschrieb.

Als der Morgen gekommen war, begannen wir unsere Tagesreise mit dem Durchwaten des Isser, eines alten Bekannten, welchen ich schon auf dem Wege von Algier nach Dellys in seinem tieferen Laufe überschritten hatte. Nun ging unser Weg anfangs über ein ödes Steppenland, welches jedoch allmälig anfing, sich in eine Berglandschaft zu verwandeln, bis wir endlich uns mitten in den Ausläufern des antiken Mons ferratus befanden. Jetzt drangen wir immer tiefer und tiefer in die Hochthäler des vor uns sich öffnenden Dscherdschera ein. Dieß Gebirge bot ein Bild der größten Mannichfaltigkeit. Dort zeigte sich eine Gruppe fast rundlicher Bergeshäupter, die mit baldachinartigen Pinien recht eigentlich gekrönt waren; denn ihre Abhänge hatten keine Bäume und nur die Gipfel trugen solche. Dann wieder kam ein einzelner länglicher Hügel, mit zarter Linienzeichnung, welcher von jeder höher sich erhebenden Vegetation entblöst war. Desto lebhafter wucherte auf seiner humusreichen Erddecke ein Meer der üppigsten niederen Gesträuche und Dolden: der Lythospermus fruticosus mit seinen kornblumblauen Blüthensternen: die Meerzwiebel (Scylla maritima) ragte mit langer weißer Blüthenähre an ihren blattlosen Schaften empor; das Heliotropium peruvianum, eine Gattung unseres Vanillekrauts, goß seine lieblich berauschenden Düfte aus. Bald kamen wir an einer Reihe kühner Felsen, von Eisenadern durchzogen, vorüber, die mit ihren finstern aneinandergeschichte-

ten Zacken nächtliche Schatten über die Thäler warfen. Bald begrüßte uns ein rieselndes Bächlein mit einer in Afrika ungewohnten Frische, an dessen Ufer unsre liebe Iris Germanica und das stolze Schilfrohr (Arnudo Donax) sich erhoben.

Gegen Abend erreichten wir Dra el Misan, ein vor kurzem gegründetes Colonistendörfchen, jedoch ungleich wichtiger als Militärposten und als Hauptsitz des Bureau arabe; denn als solcher hatte es die nicht immer leicht zu erfüllende Aufgabe, die kürzlich erst unterworfenen Kabylenstämme der Umgegend in Ordnung zu halten. Eine Bevölkerung von etwa fünfzig Europäern hatte sich hier in den von der Regierung erbauten Holzbaraken niedergelassen. Es waren meist wenig bemittelte Kleinhändler, welche in der Ausbeutung der Bedürfnisse der hier campirenden Truppen ihren Lebensunterhalt fanden.

Dra el Misan lag in reizender Gegend mitten in den Bergen, welche Ausläufer des Dscherdschera bildeten, nördlich von der Hauptkette des Gebirges selbst, und diesem antiken Mons ferratus näher, als irgend eine andere europäische Niederlassung, das Fort Napoleon mitgerechnet. Im Norden von Dra el Misan dehnte sich der dichte Wald von Bu Medin aus, in dessen finsterer Einsamkeit die Korkeiche, die immergrüne Eiche und die Pinus maritima ihre mächtigen Zweige erhoben.

Der Wald von Bu Medin bildet den Gegenstand folgender kabylischer Sage: An der Stelle des nun unbewohnten und unbesuchten Waldes befand sich einst eine blühende Landschaft, und ein reiches Dorf lag in ihrer Mitte. Aber der Häuptling dieses Dorfes war ein schlechter Muselmann und ein Böse-wicht, den sein Reichthum so stolz und übermüthig gemacht hatte,

daß er, von Dünkel angeschwollen, zuletzt auf die Idee verfiel, sich selbst für ein Wesen höherer Art zu halten. In seinem lächerlichen Stolze wollte er sogar der Gottheit nicht mehr die Ehre erweisen, welche jeder gute Muselmann ihr zollen muß. Von einen frommen Bettelderwisch der Umgegend, dem Marabut Sidi-Ali-Bu-Nab aufgefordert, seine Gebete herzusagen, fing er statt dessen an, auf's Entsetzlichste zu lästern. Ja! er ging soweit, die Gottheit herauszufordern, ihn zu zerschmettern, wenn es in ihrer Macht stände. Der ehrwürdige Marabut, hierüber begreiflicherweise hocherzürnt, verfluchte den Ungläubigen, seine Familie und seinen Wohnort, welcher Fluch die Ausrottung dieses Geschlechts und die Verwandlung der Gegend in eine Wildniß zur Folge hatte. Seitdem befindet sich an der Stelle der einst üppigen Landschaft das finstere Geheimniß einer grauenvollen Waldeinsamkeit, in welcher Eulen, Uhus und die entsetzlichen unheilbringenden Dschin hausen.

Dra el Misan ist, wie schon angedeutet wurde, besonders wichtig als Sitz einer Hauptdivision der Bureaux arabes. Unter dieser stehen nämlich die zwei einst so bedeutungsvollen Verbindungen der Beni Sekda und die der hochberühmten Suawuah. Letztere bildet vielleicht die interessanteste Verbrüderung kabylischer Stämme, welche es giebt. Die Verbindung der Suawuah begreift die für eine politische Einheit in der Kabylie höchst bedeutende Anzahl von hunderttausend Seelen in sich. Die überaus bergige Lage der Gebiete der vielen Stämme, welche diese große Verbindung ausmachen, und die Vertheilung derselben über einen verhältnißmäßig großen Flächenraum, mußten häufige persönliche Berührungen zwischen deren einzelnen Bundesgliedern äußerst

schwierig machen. Deßhalb hatten die Suawuah sich selbst in drei Abtheilungen oder Unterverbindungen, die westlichen und östlichen Suawuah und die Aït Jratten eingetheilt. Jede dieser Abtheilungen bildete eine Unterrepublik in der größeren Republik der Suawuah. Denn die Verfassung der Suawuah war durchaus republikanisch. Kein Stamm erkannte einen andern Obern an, als welchen er sich selbst gewählt hatte. Die einzelnen Stämme schickten dann bei gewissen, freilich seltenen Gelegenheiten Abgeordnete zu einer freien politischen Versammlung, welche die allgemeinen Angelegenheiten ordnete, wenn es solche zu ordnen gab, was nicht oft vorkam: denn jeder Stamm hatte einen großen politischen Spielraum, und kein Stamm war gezwungen, sich der Majorität der andern Stämme zu fügen. Mißbilligte er eine politische Angelegenheit, so entzog er derselben einfach seine Theilnahme, ohne deßhalb aufzuhören, Mitglied der Verbindung zu sein. Man sieht, dieß war eine Republik ohne die Tyrannei der Mojorität, welche doch in civilisirten Republiken unvermeidlich ist. Bis zum Jahre 1857 hatten diese Suawuah eine der mächtigsten, gefürchtetsten politischen Körperschaften gebildet, welche in allen geschichtlichen Ereignissen dieses Theiles der Algerie eine Rolle spielte. Der sogenannte „König von Kuko", von dessen Bündniß mit Spanien oben die Rede war, war nichts anderes als ein Häuptling eines Stammes dieser Verbindung gewesen.

Die Franzosen hatten die Zähigkeit und Tapferkeit der Suawuah, von denen viele bei der Schlacht von Stâuëli mitfochten, schon frühe kennen gelernt und, als es sich bei ihnen später darum handelte, eine der inländischen nachgeahmte Truppe

zu gründen, so fanden sie für dieselbe keinen bessern Namen, als den der kriegerischen Suawuah, aus welchem Worte durch Verstümmelung das heutige allbekannte und abgedroschene „Zuave" entstanden ist.

Die Suawuah bestehen nicht, wie die meisten andern kabylischen Verbindungen, aus homogenen Elementen. Sie sind nicht aus lauter stammesverwandten Völkern zusammengesetzt, sondern verdanken vielmehr, wie einst Rom, die Weltstadt, einem Haufen zusammengelaufener Abenteurer ihren Ursprung. Freilich wäre es gewagt, dieß mit völliger Bestimmtheit behaupten zu wollen. Aber viele Kennzeichen sprechen für die Wahrscheinlichkeit dieser Theorie ihres Ursprungs. Unter anderen kann, was Körper und Gesichtsbildung betrifft, die große Verschiedenheit der einzelnen Stämme der Suawuah von anderen Stämmen derselben Verbindung für ihren durchaus verschiedenen Ursprung reden. Denn es ist auffallend, welcher Unterschied im Gesichtstypus, welche große Manichfaltigkeit in den Physiognomien der Individuen dieser Völkerschaften herrschen. Die lange Habichtsnase des Arabers mit seinen schmalen scharfgeschnittenen Zügen, findet man hier neben der breiten kugelrunden Gesichtsform des autochthonen Berbers; dann wieder die Stumpfnase des Negers, und endlich die blauen Augen und die röthlich blonden Haare nordischer Völker, welche letztere Kennzeichen vielleicht auf einen vandalischen Ursprung schließen lassen möchten. Außerdem ist die Verschiedenheit groß, welche sowohl in den Dialecten der einzelnen Stämme, als in den Sitten und Gebräuchen derselben vorherrscht. Die Verschiedenheit der Gebräuche zeigt sich besonders auffallend in der Art des Grüßens, welche doch gewöhnlich

bei stammesgleichen Völkern dieselbe zu sein pflegt. Hier ist sie oft von einem Dorfe zum andern verschieden. Die Aït Iturar begrüßen sich, indem sie sich gegenseitig das Gesicht küssen. Die Aït Iratten dagegen küssen sich gegenseitig auf die Schultern; die Suawuah des Westens auf den oberen Theil des Kopfes. Ein anderer Sittenzug, welcher auf Stammesverschiedenheit deuten könnte, ist die verschiedene Art der einzelnen Stämme, den Bart zu tragen. Die Aït Urli lassen nur einen dünnen Streifen des Barthaares, welcher ihnen das Angesicht umrahmt, stehen; die Aït Scheblah begnügen sich damit, das Haar auf der Oberlippe zu rasiren; während die Aït Iratten den Bart in seiner ganzen Länge wachsen lassen. Die Verschiedenheit, das Kopfhaar wachsen zu lassen, ist ebenfalls auffallend. Einige Stämme rasiren nach arabischem Brauche dasselbe ganz ab. Andere lassen einen Büschel auf der Scheitelhöhe stehen, den sie kurz abgeschnitten tragen. Wiederum andere lassen das Haar des Büschels lang wachsen, und flechten es in Zöpfe.

In Dra el Misan konnten wir manchen Sproß der stolzen Suawuah beobachten. Dort wandelten sie einher zwischen den rothen Hosen, grade als wären sie mit diesen stets die besten Freunde gewesen. Und doch war noch kein Jahr vergangen, seit sie den verzweifelten Endkampf geführt hatten. Unterlegen waren sie, aber sie waren nur der großen Uebermacht unterlegen. Sie waren von der Ueberzahl der Franzosen gewissermaßen erdrückt worden. Der Feldzug von 1857 hat wenig zu der „gloire“ der „grande nation“ beitragen können, denn die Siege, die sie da erfochten hat, waren Siege, in denen zehn

gegen einen standen. Um so mehr Bewunderung verdienen die Kabylen, daß sie sich einer solchen Uebermacht überhaupt noch zu widersetzen gewagt haben.

Zwölftes Capitel.

Fort Napoleon und der Dscherdschera.

Von Dra el Misan nach Fort Napoleon. — Bergige Gegend. — Moderne Festungsstadt. — Gründung des Fort Napoleon. — Zwing-Kabylie. — Gebirgspanorama des Dscherdschera. — Prosaische Unterbrechung. — Tod des kleinen Löwen. — Antikes Denkmal desselben. — Archäologische Pfuscherei. — Rückkehr nach Bougie.

Von Dra el Misan führte uns eine weitere Tagereise durch ein überaus bergiges Land auf schwierigen, oft fast unmöglichen Felsenpfaden nach dem in Mitten der kriegerischen Aït Iratten oder Beni Ratten gegründeten Fort Napoleon. Diese Gebirgstour bot hochromantische Landschaftsbilder, bei deren Beschauung man sich plötzlich in die Schweiz versetzt glauben konnte. Der Uëd Sebâu, einer der Hauptflüsse der Kabylie, mit seinen zahlreichen Nebenflüssen, nahm in diesen Gegenden seinen Ursprung. Das Meer der Silberströme rollte hernieder vom Dschebel Tamgut und den andern Häuptern des Dscherdschera, und schuf zahlreiche Schluchten, welche oft eine Zeitlang parallel neben einander herliefen, um dann plötzlich durch kühne Wendungen einander im Winkel zu durchschneiden. In viele dieser Schluch-

ten mußten wir hinabsteigen, und dann am andern Ufer ihres krystallklaren Stromes wieder hinaufklimmmen, um oben abermals wieder ein ähnliches Thal anzutreffen. So kamen wir, in der Quere die parallelen Thäler durchschneidend, durch die Schluchten des ganzen Flußgebiets des Sebâu. In diesen Schluchten grünte und sproßte es; in diesen Schluchten blühte und lachte es; denn überall in Afrika, wo kein Wassermangel ist, da ergießt sich die Fülle des grünen Schmelzes über Berg und Thal. Im tiefsten Grunde eines dieser Thäler lauerte sogar ein kleiner, unter den dichten Laubeskronen der Ulmen, Eschen und Kastanien, die ihn umrahmten, wie versteckter See. Auf ihm blühte und grünte ein Heer von Wasserpflanzen. Die liebliche Nimphaea alba strahlte im Silberschmucke ihrer keuschen Blüthen. Die Chara hispida ergoß den Schmelz ihrer grünen Blätter bis tief auf den Grund des klaren Wassers. Ein Heer von verschiedenartigen Teichlinsen zitterte mit seinen zarten Blüthen auf der Oberfläche des Wellenspiegels. Nach dem See bot sich unseren entzückten Blicken das wilde Dickicht eines dunkelgrünen Haines. Uralte verknorrte Korkeichen breiteten hier ihre mächtigen Zweige aus. Um ihre mannsdicken Stämme wand sich eine Menge der zierlichen Farrenkräuter, das Polipodium cambrium, die Davallia canariensis und viele andere, von der weitumherkriechenden Wurzel bis hinauf zu den höchsten Aesten strebend. Daneben prangte in ihrem strahlenden Blätterschmucke auch die andalusische Eiche (Quercus Lusitanica) deren Stamm roth und gelb gefärbte Bartflechten auf das Malerischste bekleideten. Um diesen schwarzen Hain zog sich eine Naturhecke hin, von dem herrlichsten Heckengewächs gebildet, welches nur der

Süden aufzuweisen vermag. Es war dieß das schöne gestreifte Arbutilon striatum, dessen saftige Blätter eine grüne Fläche bildeten, aus der die gelben braungeränderten Glockenblüthen wie goldene Schellchen hervorstanden.

Auf einem Hügel zwischen zweien solchen Thälern lag das Fort Napoleon. Diese Festung, welche erst sechs Monate seit ihrer Grundsteinlegung zählte, war mit der Schnelligkeit eines Pilzes emporgeschossen und schon zum größeren Theile vollendet. Die Arbeiten, welche immer noch auf das eifrigste betrieben wurden, hatten etwas wahrhaft Riesenartiges. Ueber zweitausend französische Soldaten waren beschäftigt, die Ringmauer, welche sechstausend Fuß im Umkreise haben sollte, aufzuführen. Die vier Thore dieser künftigen Festungsstadt waren schon beinahe gänzlich vollendet. Durch das Thor von Algier unseren Einzug haltend, sahen wir zu unserer Rechten vier mächtige Gebäude, welche zu militärischen Magazinen im großartigsten Styl bestimmt waren. Eine ungewöhnlich große und besonders schwerfällige Kaserne erhob sich auf den Trümmern des zerstörten Kabylendorfes der Aït Itmairen. Dieses Dorf, welches den Aït Iratten gehörte, hatte Marschall Randon im Mai 1857 nach einer verzweifelten Vertheidigung der Eingeborenen erobert. Kaum sah er sich im Besitz dieses Punktes, so ließ er die Ingenieure rufen, um sie zu fragen, ob sie diese Lage zu Anlegung eines großen Forts geeignet fänden. Die Ingenieure bejahten und entwarfen den Plan dieser Riesenfestung, der an den Kaiser geschickt wurde, und bald gebilligt von Paris zurückkam. Die Franzosen haben dem Muthe der Kabylen in Errichtung dieser Festungsstadt ein glänzendes Zeugniß gegeben, denn in keiner

andern Gegend der Algerie fanden sie die Gründung einer solchen Festung für nöthig, einer Festung, welche über zehntausend Mann enthalten kann, und einer Stadt, welche nie etwas anderes sein wird, als Soldatenstadt.

Die Bergvölker beweisen eine eigenthümliche Zähigkeit in Vertheidigung ihrer Heimath. Sie sind den Eroberern stets schwere Brocken zum Einschlucken gewesen. Die Habsburger vermochten einst nicht, die sich befreienden Schweizer wieder zu unterwerfen. Rußland hat im Kaukasus gegen die nicht zu bändigenden Tscherkessen lange gekämpft. Die Tscherkessen Frankreichs dagegen sind die Kabylen gewesen. Wie Oesterreich in den Bergen der Schweiz einst sein Zwing-Uri errichtete, wie Rußland im Kaukasus sein Vladikavkas oder Zwing-Kaukasus erstehen ließ, so hat die „grande nation“ im Fort Napoleon ihr Zwing-Kabylie haben wollen. Das neue Zwing-Kabylie starrt dem alten Dscherdschera ins Angesicht und spricht zu ihm: „Ich habe Dich überwunden, Kabylenland!“ Aber von den steilen Wänden des grauen Felsenhauptes tönt es Antwort, und die Stimme des freien Berggeistes ruft den Unterdrückern entgegen:

„Mit diesen Mauern wollt ihr Uri zwingen?“

Wir schlugen unser Nachtlager in einem leerstehenden kabylischen Hause auf, dem letzten vielleicht, welches der Zerstörung entgangen war. Ein Spaziergang um die Mauern der neuen imposanten Festung verschaffte mir einen herrlichen genußreichen Abend. Denn ich schwelgte hier im Anblick des mächtigen Dscherdschera und seiner zahlreichen Thäler, von denen viele eine Zeitlang in paralleler Richtung nebeneinander laufend und dann sich gegeneinander wendend, sich grade auf mich zu erstreckten.

Da lag der Berg, welcher, unter dem Namen des Mons Ferratus, einst der Schrecken der Römer, welcher später das abergläubische Grauen der Araber gewesen war. Da starrten gen Himmel seine zahlreichen Bergeshäupter, von den Kabylen in ihrer bezeichnenden Sprache Tisi (Rücken) genannt. Der östlichste Tisi — Dschabut, erhob mit weicher Rundung seiner Linien seine bewaldete Krone sanft aus dem ebenen Thale der Aït Smahil. Der seltsame Tisi-Aït-Haddu, gewährte das sonderbare Schauspiel eines nach oben breiter werdenden, in der Mitte schmäleren Felsenhauptes. Der Gipfel des Tisi-Irgen starrte mit seiner Felsenspitze nackt und kahl in die Lüfte, dem Riesendolche eines Giganten vergleichbar, der ihn zur Herausforderung an die Gottheit gen Himmel streckte. Der Tisi-Asula oder der Berg der Täuschung rechtfertigte seinen Namen, denn er sah von weitem so sehr leicht zugänglich aus, während er doch in der Nähe sich als unbesteiglich erweisen soll. Der Tisi-Tigmurmin strotzte von dunkeln Cederwaldungen. Der Tisi Kuïeth strahlte lieblich im Schmelz seiner grünen Hochwiesen, welche der kabylischen Bergziege ihre aromatische duftende Nahrung verliehen. Der mächtige Dschebel Tamgut, der höchste Berg der Kabylie, ragte über alle, er, der größte Pfeiler jener Völkermauer, welche man den Dscherdschera nennt. In ihm begrüßte ich einen alten Freund, denn im Thale der Aït Maschdallah war ich einen Tag lang seinem Fuß entlang geritten. Der weite Tenia oder Tisi Takkerat bot das schöne und zugleich seltsame Schauspiel eines zwar auf seinem höchsten Bergesrücken fruchtbaren und grünenden Gebirges, dessen Seiten jedoch kahle unwirthbare Felsen waren. Der wandernde Bergkabyle schlägt

hier seine Hütte im Sommer auf und fristet sein Dasein von der Milch der Alpenziege, von dem Honig der Bergesbiene dieser Blumenwiesen. Der Tisi Seheria bietet zwischen seinen felsigen Abgründen, umragt von einem Meere der wilden, üppig wuchernden Diffpflanzen, dem Wanderer einen hochgelegenen Felsenpfad, den einzigen allgemein gangbaren, welcher das Thal des Sebâu mit dem des Uëd Sahel, den Norden mit dem Süden der großen Kabylie verbindet.

Ein Bergeshaupt ragte jedoch mit sansteren Umrissen aus der Mitte seiner meist zackigen und felsigen Nachbarn hervor. Das war der Tisi Akfadu, der den Anblick einer lieblichen, fruchtbaren, von reichlicher üppiger Vegetation bedeckten Höhe darbot. Die sanften Wellenlinien seiner Umrisse schwebten zart dahin über den niedern Thälern, gleich einem versöhnenden Bande zwischen Himmel und Erde. Sein leicht zugänglicher Rücken schien mir wie prädestinirt dazu, um dereinst eine Völkerstraße zu tragen, welche die beiden Seiten des Dscherdschera verbinden würde.

Da lagen sie alle vor meinen Blicken, diese Könige des afrikanischen Riesengebirges, ihre theils nackten, theils beschatteten, theils gezackten, theils runden Gipfel vom Abendscheine überglüht. Wie eine reihe vergoldeter Pfeiler thronten sie im Hintergrunde einer Gegend, welche, was landschaftliche Schönheit betraf, mit den schönsten Alpengegenden Europa's wetteifern konnte. Die niedersinkende Sonne warf ihre schiefen Strahlen in die halbgeöffneten Thäler, welche am Fuße des Dscherdschera sich hinstreckten, der Rauch der kabylischen Hütten stieg in schlanken Säulen aus dieser Tiefe gen Himmel, das Meer der Oli-

venbäume zitterte im Abendwinde auf den Hügeln der nächsten Umgebung: die Schäfer, in lange Bernusse gehüllt, wallten hernieder von den almenartigen Hochtriften, gefolgt von ihren stillen Heerden, welche der schakalartige arabische Hund begleitete: hie und da ertönte aus dem Geheimniß der finstern Wälder, welche die nächsten Berge krönten, das grauenerregende Geheul eines Raubthieres, des in grellen Hochtönen bellenden Schakals oder der grunzenden Hyäne, oder selbst ein dumpferes, aus räthselhafter Ferne hertönendes Gebrüll, welches vielleicht aus der Kehle des Königs der Thiere stammte. Wenn, nachdem meine Blicke lange auf dem herrlichen Schauplatz dieser Naturschönheiten geruht hatten, ich sie nun wieder auf die dunkle Steinmasse zurückwandte, welche wie ein von einem bösen Geiste hierhergebanntes Dämonenschloß pilsenartig aus dem Boden hervorgeschossen zu sein schien, da ward ich so recht des Eindrucks voll, wie unendlich unharmonisch dieses Stück sogenannter Civilisation in der glücklichen Natureinfalt dieses primitiven Landes abstach.

„Was schwärmen Sie hier im Anblick dieser langweiligen Berge?" tönte auf einmal neben mir die prosaische Stimme meines Reisegefährten, den ich nicht in meiner Nähe vermuthet hatte.

„Ein großes Unglück ist geschehen!" rief Abd-Allah, der plötzlich seinem Herrn nachgelaufen kam.

„Nun?" fragte dieser gelassen.

„Der kleine Löwe ist gestorben!" lautete die Antwort.

So war es auch. Wir gingen zum Fort Napoleon zurück, und da lag er in der Kabylenhütte, die uns zur Wohnung diente.

Er war sanft verendet. Die Ursache seines Todes war leicht erklärlich. Die beiden Kabylen, die ihn hüteten, waren auf kurze Zeit hinausgegangen, und diese Frist hatte der kleine Löwe benutzt, um ein vielleicht wohlschmeckendes, jedenfalls aber unverdauliches Gericht zu sich zu nehmen. Es war dieß nichts Geringeres, als eine — Schachtel voll Schwefelhölzer. Diesem heroischen Gericht hatte selbst eine Löwenconstitution nicht widerstehen können. Wir scharrten ihn ein; und, um ihm ein Monument zu setzen, nahm der Engländer die größte Platte aus seiner Steinsammlung und brachte auf ihr eine lateinische Inschrift an. Dieselbe war ganz nach Art der wirklichen antiken Inschriften abgefaßt, und nahm sich folgendermaßen aus:

D. M. S.

H. M. L. E.

O. N. U. M.

P.

Vielleicht hat diese Inschrift seitdem ein Archäologe entdeckt, welcher dieselbe in der Unschuld seines Herzens für echt hält. Denn das wäre nicht das erste Versehen der Art, welches französische Archäologen in Algerien begangen hätten. Um diesem Gelehrten die Nachforschung zu ersparen, so will ich ihm lieber hier gleich die Inschrift erklären:

„Dominus Marcus Smith Hoc Monumentum Leoni Numidico posuit.“ (Herr Marcus Smith hat dieses Monument dem numidischen Löwen gesetzt.)

Man bewundere, mit welcher Schlauheit der archäologische Pfuscher das D. M. S. „Diis Manibus Sacrum“, welches auf allen vorchristlichen römischen Grabsteinen steht,

nachgeahmt hat. Wer kann ahnen, daß diese den Manen geweihten Buchstaben „Dominus Marcus Smith“ bedeuten?“

In Fort Napoleon trennte ich mich von dem Engländer, der nach Algier reiste, während ich am folgenden Tag nach Bougie zurückkehrte.

Auf diesem zweitägigen Ritt gab mir das Schicksal einen sonderbaren Reisegefährten. Es war dieß ein französischer Graf, welcher nach Afrika gekommen war, um daselbst eine Colonie zu gründen. Er besaß jedoch nur höchst unvollkommene Begriffe vom Ackerbau, ja ich glaube, daß der Unterschied zwischen Gerste und Waizen ihm nicht gänzlich klar war. Er bildete sich ein, Colonisten in Algerien könnten sich auf ähnliche Weise ernähren, wie die Settlers und Squatters in den entferntesten Steppen Nordamerika's, d. h. hauptsächlich von der Jagd leben. Er stand eben im Begriff, sich nach irgend einem Punkte in den Gebirgen der Kabylie umzusehen, wo er sich niederlassen wollte, und wohin er die Absicht hatte, etliche hundert Vagabunden, die er in Frankreich und Algerien für seine Colonisationspläne angeworben, nachkommen zu lassen. All' dieses grenzenlose Lumpengesindel sollte von der Jagd leben! So dachte der große Colonisator! Nun wäre dieß vielleicht möglich gewesen, wenn man unter „Leben“ nur „Essen“ verstanden hätte. Aber französische Colonisten haben noch eine große Anzahl anderer Bedürfnisse. Sie wollen Wein und Absinth trinken, Cigarren rauchen, in Betten schlafen, Möbel in ihrem Hause haben und Alles dieß ist nicht zu erlangen ohne Geld. Geld wirft aber die Jagd in Afrika nicht ab. Jeder dieser Colonisten sollte auch gleich bei seiner Ankunft mit einer

kabylischen Gattin beglückt werden. Dieser Plan der Racenvermischung zeigte von großer Toleranz für einen Franzosen, die sonst die Eingebornen so sehr verachten. Aber von was sollten die unglücklichen Frauenzimmer leben? Wahrscheinlich auch von der Jagd?

Einige Stunden von Bougie trennte sich dieser Menschenbeglücker von mir. Später sah ich ihn in Algier wieder. Er war gänzlich enttäuscht, hatte sein Vermögen zugesetzt und verwünschte alle Utopien, besonders aber alle Colonisationspläne.

Fünftes Buch.

Die Provinz Constantine.

Erstes Capitel.

Küstenfahrt von Bougie nach Philippeville.

Das alte Numidien. — Unbequemlichkeit auf den Regierungsschiffen. — Das grobe officielle Personal. — Der Audon des Ptolemäos. — Dschidscheli. — Itgilgilis Colonia. — Einnahme durch den Herzog von Beaufort im J. 1664. — Das Erdbeben von 1856. — Kollo. — Kollops magnus. — Landung in Stora. — Die französischen Marinematrosen werfen meinen Koffer in's Meer.

Die Provinz Constantine ist ohne Zweifel derjenige Theil von Algerien, welcher für den Alterthumsfreund das größte Interesse bietet. In keiner anderen Provinz des jetzigen französischen Afrika hatte das Römerthum so tief eingegriffen und so feste Wurzel gefaßt, wie hier, in dem einstigen Numidien. In den drei Mauritanien war, man hat Grund es anzunehmen, nur ein verhältnißmäßig schmaler Küstenstrich romanisirt worden, während im Innern die Berberstämme frei schalteten, und die Civilisation des Königsvolkes von sich fern hielten. Auch finden wir in diesen drei Provinzen in größerer Entfernung von der Küste nur mehr äußerst dürftige antike Reste. Im einstigen Numidien dagegen dehnt sich eine ununterbrochene Reihe von

Ruinen römischer Stationen bis tief ins Innere. Hier finden wir eine mächtige Hauptstadt (Constantine) verhältnißmäßig weit von der Küste abgelegen. Hier sehen wir eine großartige Festung (Tebessa) viele Tagereisen von dem Strand des Mittelmeeres entfernt. Hier treffen wir auf die Ruinen der weit sich ausdehnenden Legionsstadt (Lambessa) in einsamer afrikanischer Hochebene, unweit des Saumes der unermeßlichen Sahara. Numidien, von Rom früher unterworfen, als die verschiedenen Mauritanien, bot der Civilisation weniger Hindernisse. Lag dieß allein in den Umstand seiner früheren Unterjochung? Wohl schwerlich. Das numidische Volk (im engern Sinne wohl nur das der Massylier, währenddie Massäsylier, obgleich im hohen Alterthum auch Numiden genannt, doch später zur Mauritania Caesariensis gerechnet wurden) war auch durch höhere Intelligenz vor dem mauritanischen ausgezeichnet. Noch heute genießen die Eingeborenen der Provinz Constantine, des einstigen Numidiens, den Ruf, der Civilisation zugänglicher zu sein, als die der anderen Provinzen.

Ich benutzte das in Bougie anhaltende Regierungsdampfboot, um mit demselben die Reise nach Philippeville zu machen: eine Seereise, auf welcher wir, vom schönsten Wetter begünstigt, immer der Küste entlang fuhren, so daß ich Gelegenheit hatte, vom Schiffe aus diese interessanten Ufer des alten Numidiens ziemlich deutlich in Augenschein zu nehmen.

Diese Regierungsdampfschiffe sind nicht bequem eingerichtet. Auch wird der Reisende auf ihnen auf den zweiten Platz verdrängt, während der erste den Offizieren vorbehalten bleibt. Fände ein Handelsdampfboot seine Rechnung dabei, diese Küsten-

fahrt zu machen, so würde gewiß Niemand mit den Regierungs=schiffen fahren, denn der Reisende wird auf diesen officiellen Fahrzeugen doch ein bischen gar zu sehr als Bagage behandelt. Die Offiziere, stolz auf ihren ausschließlichen Besitz des ersten Platzes, stolziren herum und sehen den Civilisten über die Achsel an; und die französischen Seeoffiziere sind noch ein Guttheil mehr von ihrer officiellen Größe eingenommen, als die vom Lande. Aber über diese „stille Verachtung" tröstet sich der ver=nünftige Touriſt. Was ihm jedoch hart vorkommen muß, ist der Umstand, daß er nicht einmal auf die Dünette (das Deck des ersten Platzes) steigen darf, um ein wenig aus dem Schmutz und Gestank von Kohlen und Matrosen herauszukommen, welcher auf dem ihm angewiesenen Platze vorherrscht. Dort oben auf der Dünette thronte der stolze Schiffslieutenant, und um ihn herum spreizten sich die unverschämten Aspiranten. Diese letzte Classe, die unsympathischsten aller Gelbschnäbel, schienen besonders dem Touristen ihre stille Verachtung zu weihen. Doch, wie gesagt, hierüber tröstete er sich. So lange er sich wohl be=fand, ging noch Alles leidlich. Wehe ihm aber, wenn das „lächerliche Uebel" ihn heimsuchte! Dann mußte er oben auf dem Verdeck seine Leiden dem spottenden Blick der Offiziere und Matrosen zur Schau tragen, und diese Herren weideten sich nicht wenig an den Grimassen, welche das „lächerliche Uebel" ihm abnöthigte. Gern hätte er sich dem Publicum entzogen, denn er fühlte, daß das Schauspiel, welches er aufführte, am passendsten für die Koje geeignet war. Aber welche Möglichkeit in der Koje sich diesem Zustand hinzugeben? Die Regierung verbietet nämlich, daß den Passagieren des zweiten Platzes, also allen

Civilisten, der nöthigste aller Gegenstände gereicht werde. Nur die Offiziere haben das Privilegium das Gefäß in ihren Cabinen zu besitzen, welches bei dem bewußten, dem gesunden Beschauer so komisch vorkommenden Uebel, Seekrankheit genannnt, nothwendig wird. Man muß doch stolz sein, wenn man Franzose ist, eine väterliche Regierung zu haben, die selbst auf ihren Dampfschiffen an eine so heilsame Abhärtung ihrer Unterthanen und Uebung derselben im Ertragen von Unannehmlichkeiten gedacht hat!

Die zwei ersten Stunden dieser Fahrt durchschnitten wir in seiner ganzen Breite den herrlichen majestätischen Golf von Bougie, in welchen sich westlich von dieser Stadt drei silberhelle Flüßchen ergossen. Die Kieselmassen ihrer Ufer malten leuchtende sandige Streifen in der grünen Gegend hin. Der mittlere dieser Flüsse war der Uëd Mansuriah, der Sisaris des Ptolemäos. An ihm lag im Mittelalter die berühmte Stadt Mansuriah, ohne Zweifel nach Jakub El Mansur, dem Städteerbauer von Afrika, benannt. Es ist wahrscheinlich, daß diese jetzt zerstörte arabische Stadt die Stelle des antiken Muslubium einnahm, welche auf der Tafel Peutinger's Horreta (Getreidemagazin) genannt wird. Von Saldae nach Muslubium giebt das Itinerar 17, die Tafel Peutinger's 18 Milliarien an. Ueberhaupt treffen die Entfernungsangaben dieser beiden Geographien von Saldae bis Hippo ziemlich gut zusammen.

Die nächste Station nach Muslubium war das Choba der Tafel des Coba des Itinerars, welche beide die Entfernung von Muslubium hieher auf 28 Milliarien angeben. Ptolemäos nennt auch ein Chobae, welches nach ihm 40 Minuten östlich von Saldae lag.

Der dritte, westlichste, der drei genannten Flüsse, der Uëd Dschem, ergoß sich in eine kleine Bai, welche als ziemlich sicher, im Mittelalter von genuesischen und pisanischen Schiffen vielfach besucht wurde.

An dieser Bai lag die alte phönicische Station Tarseth. Dieser Name wird von Gesenius von T-Arsath (אי-ארוּעת) abgeleitet, welches „Ufer des Landes" oder „Uferland" bedeutete.

Der an die Bucht des Uëd Dschem gränzende Theil der Küste ist ohne Zweifel das antike Ziama, in welcher das römische Balnea Municipium gelegen war; der kleine Uëd Dschem selbst ist wahrscheinlich der Audon des Ptolemäos. Der Alexandriner giebt die Entfernung von Saldae nach dem Audon 1° 50′ der Länge an, während sie in Wirklichkeit etwa 40 Minuten beträgt. Im Ganzen kann man zwar, was die geographische Länge bei Ptolemäos betrifft, in Algerien stets die Hälfte von dessen Angaben annehmen. Hier jedoch steht die Wirklichkeit noch um 15 Minuten hinter dieser Hälfte zurück.

Ein letztes Lebewohl dem schönsten aller Golfe und seinem herrlichen Gebirgspanorama, und wir begrüßten das Cap Cavallo, das Ras Maritin des Edrissi, das Vorgebirge Audon des Ptolemäos, welches mit seiner düstern Felsenmasse gleich einem schwarzen Dämonenschiff in die von veilchenblauen Nebeln umduftete Meeresfluth hinauszuschwimmen schien. In der Nähe dieses Vorgebirgs ragten etliche sieben bis acht kleine Inseln aus der salzigen Fluth empor, von denen jedoch nur eine etwas Grün auf ihrem Rücken zeigte und erwähnungswerthe Ausdehnung besaß. Die anderen kleineren und völlig kahlen Felsen-

eilande, die die größere Insel umgaben, glichen den noch federlosen Küchlein, welche sich um die mütterliche Henne schaaren. Diese Inseln werden von den Europäern die Inseln von Cavallo, von den Eingeborenen Dsaïr el Afieh oder die Inseln der Gesundheit genannt. Letzterer Name gilt besonders der Hauptinsel, welche im Mittelalter unter dem Namen Balaffia den Genuesern und Pisanern wohlbekannt war.

Von den Inseln Cavallo bis nach Dschidscheli bot die Küste einen eigenthümlichen Anblick dar. Eine lange Reihe niedriger Felsen, welche gleichförmig, wie die Steine eines riesigen Quais, neben einander geschichtet lagen, beschrieben die beinahe gerade Linie des Uferrandes, in welchen nur zwei kleine Buchten etwas tiefere Einschnitte bildeten.

Nach fünf bis sechsstündiger Fahrt von Bougie aus, erreichten wir Dschidscheli: eine kleine Stadt, welche ein Bild der Verwüstung darbot; denn sie war beinahe gänzlich durch ein am 22. August 1856 stattgehabtes Erdbeben zerstört worden. Das Städtchen lag auf einer felsigen Halbinsel, welche nur ein dünner Streifen Sandes mit dem Festlande verband. Die jetzt obdachlose Einwohnerschaft von etwa fünfhundert Europäern und tausend Mauren war provisorisch in Zelten und Bretterhütten, welche die Regierung am Ufer hatte errichten lassen, untergebracht worden. Das Dampfschiff hielt eine Stunde im Süden des kleinen, schwerheimgesuchten Städtchens, welches einen anscheinend guten Hafen besaß, der sich jedoch nicht vollkommener Sicherheit erfreuen soll. Eine Reihe von Felsen, welche aus dem Meere hervorragten und deren größter eine beträchtliche Höhe erreichte, gewährten dem Hafen zwar Schutz

gegen die Nordwinde; leider war aber dieser natürliche Damm nicht ununterbrochen, sondern eine 300′ breite Spalte ließ den Wellen einen Durchgang und drohte bei heftigen Stürmen Gefahr.

So unbedeutend Dschidscheli auch ist, so besitzt es doch eine Geschichte, welche mit dem kürzlich stattgehabten Erdbeben schrecklich endet. Es ist wohl kein Zweifel, daß das alte Itgilgilis an dieser Stelle gelegen war.

Sein Name ist offenbar phönicischen Ursprungs, wie so viele mit I anfangende antike Städtenamen, da die Sylbe אי das „Ufer“ bedeutete. Gesenius übersetzt I — Gilgil (אִי גִּלְגַּל) mit „Ufer des Strudels“. Das bedeutet wohl „schlechter Landungsplatz,“ was allerdings Dschidscheli noch heute ist.

Das Itinerar und die Tafel Peutinger's stimmen, was die Entfernung von Choba nach Igilgilis betrifft, nicht überein. Ersteres giebt 28, letzteres 38 Milliarien. Ptolemäos fabelt gar von einem Grad, 20 Minuten.

Von Itgilgilis wissen wir wenig Anderes, als daß Augustus es zur Colonie erhoben hat, und daß der Comes Theodosius, der um die Rebellion des Firmus zu dämpfen nach Afrika gekommen war, seine Truppen in diesem Hafen landete. Itgilgilis war ein Mittelpunkt jener großen Heerstraßen, welche Saldae (Bougie), Sitifis (Setif) Constantine und Hippo (Bône) mit einander verbanden. Daß Itgilgilis in der christlichen Epoche seine Bischöfe besaß, von denen beiläufig gesagt einer auf dem Concil von Constantine als Abtrünniger angegeben wurde, versteht sich beinahe von selbst, denn welches Nest in Nordafrika hätte nicht seinen Bischof gehabt?

Im Mittelalter war Dschidscheli nach Leo Africanus eine ziemlich blühende kleine Handelsstadt, wo fast alle italienischen Handelsrepubliken ihre Comptoire hatten. Baba Arudsch, der älteste der Barbarossen, hatte zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Dschidscheli eine Zeitlang das Centrum seiner seeräuberischen Macht aufgeschlagen. Damals bildete es den besten Markt für Christensklaven in ganz Afrika, und mancher reiche Emir versorgte seinen Harem von hier aus mit üppigen, für Geld gekauften Schönheiten. Als aber später Baba Arudsch Algier zu seiner Hauptstadt erhob, fing dieses an das Eldorado des Piratenthums zu werden. Jedoch blühte der Handel von Dschidscheli beschei-den fort, bis in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts eine unerwartete Katastrophe seinem Verkehr und seiner Blüthe für immer ein Ende machte. Wenig hatten sich die friedlichen Bewohner dieses Handelsstädtchens träumen lassen, daß auf einmal die Eroberung ihrer Heimath zur „gloire“ eines entfernten Staats unentbehrlich gefunden werden sollte. Ludwig der Vierzehnte nämlich, in der Absicht eine französische Niederlassung an der afrikanischen Küste zu bilden, hatte seine Blicke auf Dschidscheli geworfen, dessen Lage ihm zu einer Festung wie geschaffen schien. Deßhalb sandte er im Jahre 1664 eine Expedition unter dem Befehl des Herzogs von Beaufort nach diesem Küstenpunkte ab. Die Expedition war von schreckenerregender Bedeutung für einen so unbedeutenden Zweck. Sie bestand nämlich aus fünfzehn Linienschiffen, neunzehn Galeeren und neunundzwanzig kleineren Fahrzeugen. Achthundert Matrosen bedienten die Flotte, und etwa zwölftausend Soldaten unter dem Befehl des Grafen von Gadagne bildeten das Landheer. Diese

wohlgerüstete Flotte wandte sich zuerst nach dem Golf von Bougie. Mit Leichtigkeit hätte sie diese damals schlecht vertheidigte Stadt nehmen können, aber Zwietracht und Eifersucht zwischen Beaufort und Gadagne verhinderten den Angriff. Die Flotte setzte also ihren Weg nach Dschidscheli fort, welches sie am 22. Juli erreichten, und nach kurzer Vertheidigung durch die wenig zahlreiche Bevölkerung einnahm. Die Franzosen fanden in dem eroberten Städtchen nur zehn eiserne Kanonen und nach ihrem Berichte „so häßliche Häuser, daß es kaum glaublich schien, daß sie menschlichen Wesen zum Aufenthalte hätten dienen können.“ Im Besitze dieses wenig beneidenswerthen Eigenthums, begannen die neuen Herren von Dschidscheli mit den umwohnenden Kabylenstämmen komische diplomatische Verhandlungen, um diese zu Anerkennung ihrer neuen Eroberung und zum friedlichen Verhalten gegen dieselbe zu bewegen. Wirklich machten die einheimischen Stämme Miene, als seien sie schon nahe daran, sich überreden zu lassen. Plötzlich aber kam ein türkisches Heer von Algier, gesellte sich zu ihnen und entflammte auf's Neue ihre alte Feindschaft gegen den stets verhaßten Rumih. Von nun an hatten die Franzosen keinen Augenblick mehr Ruhe, bis sie endlich der Uebermacht der Türken weichen mußten, und sich nach einer höchst unglücklichen Niederlage wieder einschifften. Ueber dreitausend Mann hatten sie während der zwecklosen Sommercampagne von Dschidscheli eingebüßt, und ihr Unglück wollte, daß noch ein bedeutender Truppentransport mit über 1100 Mann auf der Rückreise durch Schiffbruch zu Grunde gehen sollte.

Von 1664 bis 1839 blieb nun Dschidscheli in den Hän-

den der Türken, unter welchen die einstige Blüthe seines Handels sich jedoch nicht wieder herzustellen vermochte. Seit 1839 in Händen seiner einstigen vorübergehenden Eroberer, der Franzosen, begann Dschidscheli sich wieder etwas zu erholen, als plötzlich ein fürchterliches Erdbeben allen Wohlstand der Einwohner vernichtete, ja der Stadt selbst wenigstens für die Dauer einiger Jahre ein Ende machte.

In der Nacht vom 21. auf den 22. August 1856 nämlich hörten die erstaunten Bewohner von Dschidscheli plötzlich ein unterirdisches Getöse, ähnlich dem eines nahen fürchterlich dröhnenden Donners, und einige Minuten später empfanden sie einen heftigen Erdstoß. Die Moschee, ein Festungsthurm und viele Häuser stürzten ein. Zugleich zog sich das Meer eine ziemliche Strecke weit zurück. Aber wenige Augenblicke vergingen, so kehrte es wieder und zwar mit einem fürchterlichen Gebrause. Während des Erdbebens hatten sich glücklicherweise fast alle Einwohner sogleich ins Freie flüchten können, so daß nur drei maurische Frauen und einige Kinder umgekommen waren. Den andern Tag trug Alles ein friedliches beruhigtes Aussehen; man schickte sich schon an, in die Häuser zurückzukehren, und die Geschäfte begannen auf's Neue ihren Lauf zu nehmen, als auf einmal ein zweites Donnergeheul gehört und ein noch entsetzlicherer Erdstoß, der an zehn Minuten anhielt, empfunden wurde. Die Erde spaltete sich an verschiedenen Stellen. Das Meer zischte wie wenn es von einer vulcanischen Dämonenküche zum Siedpunkte erhitzt worden wäre, und sämmtliche Häuser von Dschidscheli stürzten unter entsetzlichem Gekrache ein. Nur zwei Gebäude

vermochten diesem Erdbeben zu trotzen, aber auch sie wurden durch dasselbe unbrauchbar gemacht.

Jetzt fing Dschidscheli an, sich allmählig aus seinen Trümmern wieder zu erheben, aber noch wohnten die meisten seiner Bürger in Zelten und Bretterhütten auf dem sandigen Raume welcher an den kleinen Isthmus stößt, der die Halbinsel Dschidscheli mit dem Festlande verbindet.

Von Dschidscheli aus wandte sich unsere Fahrt nördlich; denn wir hatten das siebenspitzige Cap, Ras Sebba Rus, zu umsegeln.

Ungefähr halbwegs zwischen Dschidscheli und dem Ras Sebba Rus kamen wir an der Mündung des Uëd el Kebir vorbei. Dieser Fluß war im Alterthum hoch berühmt unter dem Namen Ampsaga, der *Αμψαγα* des Ptolemäos. Letzterer Geograph läßt bei dem Ampsaga schon die Provinz Afrika anfangen, so daß bei ihm Numidien beinahe auf die heutige Kabylie reducirt ist. Dasselbe thut Pomponius Mela, während Plinius gerade in das entgegengesetzte Extrem verfällt, und den Ampsaga zur westlichen Grenze von Numidien macht. Ueberhaupt ist es sehr schwer, wo nicht unmöglich, sich darüber aufzuklären, was denn die Alten sich unter „Numidia" und was unter „Mauritania" dachten. Die Begriffe darüber waren offenbar bis zum ersten oder zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sehr verworren. Die Eintheilung in die drei Mauritaniae, Numidia und Africa scheint sich erst unter Constantin recht definitiv festgestellt zu haben. Pomponius Mela läßt sein Numidien beinahe die Stelle der Mauritania Caesariensis einnehmen, Ptolemäos beschränkt das seinige auf die Mauri-

tania Sititensis und Plinius, Strabo, Solinus verlegen es in die heutige Provinz Constantine, jedenfalls mit mehr Recht.

Der Ampsaga war im fünften Jahrhundert das Schauspiel einer entsetzlichen brudermörderischen Tragödie. In ihm ließ Geiserich, wie uns Victor Vitensis (de persecutione Vandalica L. II. p. 597) erzählt, die Witwe und die zehn Kinder seines legitimen Bruders (Geiserich selbst war nur ein Bastard) und Vorgängers auf dem Throne, Gunderich, ersäufen. Geiserich befestigte seine illegitime Dynastie durch diese Grausamkeit für lange Zeit auf dem Throne. Victor Vitensis ist jedoch kein unparteiischer Historiker. Er verketzert die Vandalen bei jeder Gelegenheit und läßt ihnen auch gar keine Tugend. Ganz das Gegentheil von seiner Geschichtsschreibung ist die des Salvianus (de gubernatione Dei, Libri VIII.) Salvianus wird nicht müde, die Tugenden unserer germanischen Stammesbrüder zu preisen. Namentlich jene urgermanische Haupttugend, die heilige, hehre Keuschheit, wurde unter den Vandalen hochgeachtet. Im Sinne dieser Tugend waren ihre Gesetze verfaßt. Der Ehebruch wurde aufs strengste bestraft. Um Keuschheitssünden vorzubeugen, begünstigte man so viel als möglich den Abschluß der Ehen. Salvianus sagt: „Die Vandalen leben nicht nur selbst keusch, sondern sie zwingen auch die unkeuschen Römer zur Keuschheit.“ Das ist doch einmal eine Ehrenrettung für unsere vielgeschmähten Stammesbrüder!

Den romanischen Nationen ist das Ras Sebba Rus unter dem Namen „Cap Bougiarone“ bekannt. Die sieben Spitzen dieses Vorgebirges sind, wie die berühmten sieben Berge von Septem Fratres rein imaginär. Denn die Spitzen des Vorge-

birges sind in viel größerer Menge, als der Siebenzahl, vorhanden, aus welcher Anzahl sich jedoch die Phantasie der Araber, welche gewissen Zahlen mystische Bedeutung beizulegen liebt, gerade sieben herausgesucht hat. Dieses Vorgebirge bildet den nördlichsten Punkt der ganzen Algerie. Im Alterthume führte das Cap Bougiarone den bedeutungsvollen Namen Triton (Ptolemäos nennt es *Τριτὸν ἄκρον*) und später Metagonium, nach welch' letzterem die angrenzende Küste „Metagonitis terra" genannt worden war. Der Name Metagonium kommt in der mauritanischen Geographie noch einmal vor, nämlich im heutigen Marokko. Plinius hat sogar dem ganzen Numidien den Namen Metagonia beilegen wollen. Die Peutinger'sche Karte nennt diesen Punkt Paccianus Matihe und das Itinerar Paccianis Matidiae. Beide geben die Entfernung von Itgilgilis hieher 24 Milliarien an.

Nach den zackigen Felsenspitzen des Cap Bougiarone sahen wir das Küstenstädtchen Kollo, das antike Kollops oder Chulu (das *Κόλλοψ μήγας* des Ptolemäos), im Winkel einer kleinen Bucht am Fuße des kahlen pyramidenförmigen Dschebel El-Kudiat hervorblinken.

Gesenius hält den Namen Kollo für gleichen Ursprungs mit dem mehrerer anderen, ähnlich lautenden Städte, wie Achulla in der Provinz Byzacion und Acilla (vielleicht Zilis). Nach dem großen Hebräologen kommt der Name Kollo vom phönicischen Worte עֻקְלָה, Akulah, welches „krumm" oder „gebogen" bedeutet. Die Stadt hieß also wahrscheinlich „die an einem kühngebogenen Meerbusen gelegene."

Die Peutinger'sche Tafel benennt Kollops magnus mit dem

Namen „Chullu“ und Antonin „Chuli Municipium“. Beide geben die Entfernung von Paccianus übereinstimmend auf 40 Milliarien an. Die Entfernung zwischen Kollo und Dschidscheli betrug nach den beiden Itinerarien 63 Milliarien, was jedenfalls zu viel ist, da sie nach den neuesten Berechnungen nur 60 Kilometer ausmacht und da die Kilometer doch viel kleiner, als die Milliarien, sind.

Kollo wird als eines der ältesten afrikanischen Bisthümer genannt. Sein Bischof Aurelius erschien schon im Jahre 255 auf dem in Karthago von Cyprian zusammenberufenen Concilium, dem dritten karthagischen Concil, auf dem das Taufdogma verhandelt wurde. Victor erschien 411 als katholischer und Fidentius als donatistischer Bischof von Kollo auf dem großen, von Augustinus vielerwähnten, Concil von Karthago.

Im Mittelalter war Kollo einer der wichtigsten Häfen der Küste gewesen. Leo Africanus sagt, daß hier die lucrativsten aller Geschäfte von ganz Afrika gemacht wurden. Leo sagt uns nicht, warum? Aber es ist leicht, den Grund zu errathen. Die Kabylen der Umgegend von Kollo waren die Unwissendsten aller Berberstämme, und gaben ihre Waaren beinahe für nichts dahin. Noch heute stehen sie im Rufe der krassesten Ignoranz und stupidesten Barbarei.

Kollops magnus war im Alterthume durch seine Purpurfärbereien weit und breit berühmt, eine Industrie, welche wahrscheinlich die Phönicier hieher verpflanzt und die zur Römerzeit fortbestanden hatte. Kollo war diejenige Küstenstadt der Algerie, welche am letzten von allen der Tricolore huldigte. Noch jetzt genießt es eine Art von Unab-

hängigkeit, denn es hat keine französischen Beamten, sondern wird ausschließlich von Einheimischen administrirt. Europäische Bewohner hat Kollo nicht; statt deren eine Bevölkerung von etwa zweitausend Mauren und Kabylen.

Nachdem wir Kollops verlassen hatten, umschifften wir das mit kühner felsiger Spitze in die tiefblaue See hinausragenden Ras Srigina (das Cap Talisen des Mittelalters) und fuhren nun ein in den schönen, sicher scheinenden, wohlabgerundeten Golf von Stora oder von Philippeville. Stora (das antike Rusicada, das Osiura des Mittelalters) bildet den Hafen des völlig neuen französischen Städtchens, das nach dem „Roi bourgeois" seinen Namen führt. Stora ist von Philippeville etwa eine halbe deutsche Meile entfernt.

Bei der Landung in Stora hatte ich neuen Grund, mich über die stiefmütterliche Art zu beklagen, mit welcher die nicht officiellen Reisenden von der Administration der Regierungsschiffe behandelt werden. War es unangenehm für den Touristen, sich auf diesen Dampfbooten aufzuhalten, so war doch das Verlassen derselben mit nicht weniger Unannehmlichkeiten für ihn verknüpft. Die Matrosen nämlich, welche schienen, als seien sie instruirt worden, den Touristen als Bagage zu behandeln, sahen natürlich dessen Habseligkeiten wo möglich mit noch mehr Verachtung an. Wurde ich schon für Bagage erklärt, so war mein Koffer „Bagage der Bagage" und hatte als solche noch weniger Ansprüche auf zarte Behandlung. Als ich nun landen wollte, konnte dieß nur mit einem Kahn, welcher zum Hafen von Stora gehörte, geschehen, denn die Landungsboote des Dampfschiffes waren ebenfalls für die Offiziere reservirt. Nun wurde

aber den Schiffern der zu miethenden Kähne nicht gestattet, an Bord zu kommen, um das Gepäck abzuholen. Statt dessen mußten die Matrosen des Regierungsschiffes meinen Koffer bis nach dem Nachen schaffen. Dieß thaten sie in möglichst übler Laune, denn die Regierung hatte ihnen dummer Weise verboten, ein Trinkgeld anzunehmen. So wurde denn die „Bagage der Bagage" höchst nachläßig behandelt. Sie wurde bis an den Rand des Bordes geschleppt und von da an, statt die Treppe hinab getragen zu werden, einfach hinab — geworfen. Hätte ich ahnen können, was geschehen würde, wie gern würde ich meinen Koffer auf meine eigenen Schultern geladen haben! So sollte ich dem für mich so unangenehm endenden Schauspiele als müßiger Zeuge beiwohnen. Ein Matrose schleppte oder rollte vielmehr meinen Koffer an den Rand des Bords. Dort angekommen, zielte er mit ihm nach dem unten haltenden Kahne. Aber o Schrecken! er zielte falsch, der Koffer fiel zwar hinab in der Richtung, wo der Kahn hielt; aber er fiel nicht in denselben, sondern er fiel statt dessen ins — Meer. Da stand ich nun und mein Koffer, mein treuester Reisebegleiter durch alle Welttheile, der einzige, über welchen ich mich nie zu beklagen gehabt hatte, lag im — Meer.

„On va vous le repècher" (man wird ihn wieder auffischen), sagte der dicke Schiffslieutenant zu mir, der über dem Schauspiel vor Lachen beinahe hatte bersten wollen. Ja! man hat ihn wieder aufgefischt, meinen Koffer, aber das salzige Element hatte seinen sämmtlichen Inhalt unbrauchbar gemacht.

Zweites Capitel.

Küstenfahrt von Philippeville nach Bône.

Afrikanisches Krähwinkel. — Rusicada. — Abreise von Stora. — Küstenfahrt. — Angenehmer Scirocco. — Bequemes Dampfboot. — Das Cap Ferro. — Der Fels des Arabers. — Sage. — Das schwarze Segel. — Das Cap de Garde. — Der Golf von Bône. — Der Löwenfels.

Philippeville war so recht das Ideal einer Stadt, wie sie sich der officielle Franzose in der Algerie zu Hunderten wünscht. Es war nämlich eine vollkommen moderne französische Schöpfung. Kein maurisches Haus mit luftigen Arcaden, kein arabischer Porticus, mit schlankgewundenen Säulen, keine Bazars und Hallen orientalischen Ursprungs, keine Moschee, kein Minaret führten hier dem Eroberer der Algerie die Gebilde des Schöpfungsgeistes der unterdrückten, vielverachteten Eingebornen vor die Augen. In seinem Enthusiasmus hätte sich der Sohn der Seineufer in einem kleinen Landstädtchen seines eigenen Departements träumen können. Der Glückliche wäre auch nicht einmal enttäuscht worden, wenn er eines der zahlreichen Kaffeehäuser, von denen Philippeville wimmelt, betreten hätte, um daselbst seinen vielgeliebten Absinth zu schlürfen. Auf dem Tische würde er unfehlbar jene moralischste aller Zeitungen, den französischen officiellen Moniteur, gefunden haben, der ihm angezeigt hätte, welche obscure Persönlichkeit jüngst in besagtem Landstädtchen Unterpräfect geworden sei. Ich war etwas we-

niger von der modernen Einerleiheit und monotonen Regelmäßigkeit dieses afrikanischen Krähwinkels entzückt.

Der Gasthof, in dem ich abgestiegen, war, wie alle Häuser dieses officiell so beglückten Städtchens, ein unschönes, kasernenartiges Gebäude und sein Wirth hätte den schönsten Brummbär von Sergeant Major abgeben können. Dieser Biedermann wurde nicht müde, mir die Annehmlichkeiten von Philippeville zu preisen, zu denen natürlich vor allen Dingen das vollkommen französische Aussehen des Ortes gehörte. „Ici vous n'avez point de Béduins" war sein drittes Wort. Außerdem lobte er mir noch das Theater, wo eine Truppe von Zuaven nebst der niemals fehlenden ersten Liebhaberin mit der Baßstimme und den Husarenhänden zur Beglückung der Bevölkerung beitrug. Die Zeit, so meinte er, könne mir nicht lang werden, denn es befänden sich im Orte nicht weniger als zwanzig Kaffeehäuser; zudem sei vor kurzem eine neue Ladung liebenswürdiger Französinnen aus Marseille angelangt — zu welchem Zwecke, das brauche ich dem klugen Leser wohl nicht erst zu sagen.

Vielleicht besaß mein Wirth einen Anstrich von Archäologie und wollte durch diese schlüpfrige Empfehlung nur andeuten, daß Philippeville seiner römischen Vorgängerin, der der Göttin Venus geweihten Colonia Rusicada, nicht unwürdig nachstrebe. Andere Archäologen wollen auch noch den Namen Stora, welchen der Hafen von Philippeville führt, von der phönicischen Göttin Astorath ableiten, die eine Art von asiatischer Venus gewesen sein soll. Die sehr unbedeutenden Reste eines Quai's und die eines Amphitheaters waren Alles, was ich in dieser der

Venus=Astorath geheiligten Stadt von antiken Trümmern erblicken konnte. Die zahlreichen hier aufgefundenen Inschriftstafeln wurden von den Franzosen, jenen modernen Vandalen, alle nach Paris geschleppt.

Der kleine Fluß, Uëd Saffaf, an welchem Philippeville liegt, ist, wie Mannert mit Recht bemerkt, der Trepfus der Römer, welchen Vibius Sequester, de Fluminibus, allein von allen alten Schriftstellern anführt.

Rusicada war ohne Zweifel bereits eine phönicische Colonie. Ja, aus dem phönicischen Namen können wir schließen, daß der Handel dieser Stadt nicht ohne Bedeutung gewesen sein muß, da sie einen Leuchtthurm besaß. Dieß geht nämlich aus dem phönicischen Namen Rus Ikadah (ראש יקדה) hervor, welchen Gesenius „Vorgebirge des Feuers" übersetzt. Das „Feuer" bedeutet natürlich den Leuchtthurm.

Die Peutingerische Tafel und das Itinerar geben die Entfernung von Kollo nach Rusicada übereinstimmend auf 50 Milliarien an, was viel- zu groß ist, da diese Entfernung in Wirklichkeit nur 30 Kilometer beträgt. Ptolemäos giebt sie dagegen, der Wahrheit näher, auf 10 Minuten der Länge an.

Rusicada war ein sehr alter Bischofssitz. Schon 255 erscheint Verulus als Bischof von Rusicada in Karthago. 305 wird Victor von Rusicada auf dem Concil zu Cirta angeklagt, die Evangelien ausgeliefert zu haben.

Um einen langweiligen Abklatsch eines kleinen Landstädtchens aus der Umgegend von Paris zu sehen, war ich nicht nach Afrika gekommen. Meines Aufenthaltes konnte daher in Philippeville auch nicht lange sein. Ich benutzte deßhalb mit

Wonne das nächste Dampfschiff, welches den Hafen dieses neufranzösischen Städtchens, das etwa eine halbe Meile von Philippeville entfernte Stora, verließ, um meine Küstenfahrt nach Bône weiter fortzusetzen.

Die Bai von Stora, welche unzweifelhaft der *Κόλπος ὁλκαλχτης*, (Hohkalchischer Golf) des Ptolemäos ist, bildet einen Theil des numidischen Meerbusens desselben Geographen. Ptolemäos giebt uns an diesem Busen zwei Städte, von denen er die eine Rusicada (*Ρουσίκαδα*) und die andere Thusicada (*Θουσίκαδα*) nennt. Da es wahrscheinlich ist, daß im Alterthum sowohl an der Stelle von Stora, als an der von Philippeville römische Stationen befindlich waren, so könnte man vielleicht in Stora das Rusicada und in Philippeville selbst das Thusicada des alexandrinischen Geographen erblicken. Diese Ansicht scheint durch den jetzigen arabischen Namen von Philippeville eine Bekräftigung zu erhalten. Die Eingebornen nennen nämlich diese Stadt Skikda, welches Wort für eine Verstümmelung von Thusicada oder Usicada (denn beide Namen finden sich im Ptolemäos für die unweit von Rusicada gelegene Stadt) gelten kann. Der Name Thusicada kommt nach Gesenius vom phönicischen: Beth-Usikath (בֵּית עוּקָה) und heißt „Haus des Urbarmachens". Dieß deutet darauf hin, daß Thusicada eine agricole Colonie gewesen sei, wie Rusicada eine Handelsniederlassung war. Die Lage von Philippeville ist auch zu einer Ackerbau treibenden Colonie ungleich geeigneter, als die von Stora. Der Umstand, daß Rusicada, wie wir oben gesehen haben, einen Leuchtthurm hatte und folglich auch ein Seehafen war, macht es auch wahrschein-

licher, daß diese Stadt sich an der Stelle von Stora und nicht von Philippeville befand, da letzteres wohl nie einen Hafen besessen hat. Auch giebt Ptolemäos Thusicada als östlich von Rusicada gelegen an.

Der Hafen Stora's galt lange bei den Franzosen für ganz vortrefflich, welche alle Warnungen der Eingebornen vor demselben als das Geschwätz von „Bédouins“ verachteten. Kein Sturm konnte seine stillen Wasser erregen, kein Windstoß den Schiffen gefährlich werden, so dachte die officielle Selbsttäuschung der Regierung der Colonie. Aber dieser süße Traum wurde seitdem zweimal auf das schrecklichste Lügen gestraft. Zweimal, seit der französischen Besitzergreifung, suchte ein fürchterlicher Nordoststurm diese als so friedlich gepriesenen Wasser heim und zerstörte alle Fahrzeuge, welche in dem vermeintlichen Hafen Schutz gesucht hatten. Das erste Mal wurde unter anderem auch eine französische Corvette das Opfer dieses officiellen Wahns.

Meine Küstenfahrt von Stora nach Bône war von den glücklichsten Umständen begünstigt: Einmal war Wind und Wetter so, wie man es sich nur für eine Reise mit dem Dampfschiffe wünschen konnte. Ein leichter, in dieser Jahreszeit nur lieblich wärmender Scirocco kam vom Festland her, jede Wolke verscheuchend, unfähig, die Fluthen des Meeres hier an der afrikanischen Küste auch nur aufzuregen, während er an der provenzalischen vielleicht Stürme hervorrief. Das ist der Unterschied zwischen der Wirkung dieses Windes hier und in Europa. Hier ist der Scirocco eine trockene, im Sommer freilich versengende Luftströmung, bei welcher jedoch das Meer in

der Nähe des Landes fast immer ruhig bleibt. In Europa dagegen kommt er überladen mit dem Thaue des Mittelmeeres an, bringt stets Regen und stürmische See. Der Nordwestwind oder Mistral hat in beiden Welttheilen aus entgegengesetzten Gründen den entgegengesetzten Charakter. Das heißt, bei Marseille bringt er trockenes Wetter und verhältnißmäßig ruhige See, in Afrika dagegen Regen und Sturm.

Außer der atmosphärischen Begünstigung dieser meiner kurzen Küstenfahrt war auch das Fahrzeug selbst mit den Bequemlichkeiten, welche es bot, geeignet, die Reise höchst angenehm zu machen. Es war nämlich nicht mehr das abscheuliche Regierungsboot mit seiner groben officiellen Befehligung, welche den zahlenden Passagier auf den zweiten Platz verwies und ihm die nöthigsten Bequemlichkeiten, ja die Erfordernisse der Reinlichkeit, vorenthielt, sondern statt dessen ein bescheidenes Handelsdampfschiff. Bescheiden gilt hier nur von seinem nicht officiellen Charakter. Denn was Eleganz seiner Construction, was Reichthum seiner Ausstattung und Bequemlichkeit seiner Cabinen betraf, so war es ein Palast gegen das schwerfällige, häßliche und stinkende Regierungsschiff. Dieses Schiff machte nicht die Küstenfahrt der ganzen Algerie, sondern es kam direct von Marseille und berührte die französisch-afrikanische Küste nur in Stora, um von da Passagiere nach Bône und Tunis mitzunehmen. Die meisten Passagiere brachte es jedoch von Marseille selbst. Auf diesem Schiffe hatte der Mensch für sein Geld wenigstens das Recht, Mensch zu sein; er mußte sich nicht, wie auf dem Regierungsschiff, in Demuth krümmen vor der Epaulette des jeden Civilisten unendlich verachtenden, über-

müthigen Schiffslieutenants. Der Capitän dieses Handels=dampfschiffes war ein gutmüthiger Marseiller mit dem schönen näselnden Accent seiner Landsleute. Er aß mit uns Passa=gieren bei Tische und unterhielt sich mit uns ganz so, als wären wir Menschen wie er: eine Theorie, welche der Befehlshaber des Regierungsdampfschiffes gewiß für Ketzerei erklärt haben würde.

Bald hatten wir das schöne stolze Eisenvorgebirge, das Cap Ferro der romanischen Nationen, das Ras el Hadid der Araber, umsegelt. Dieses hat in neuester Zeit in seinen Mar=morsteinbrüchen jenen berühmten gelben Marmor des Alter=thums, welcher in Rom einst so geschätzt war, der Welt wieder offenbart. Noch im heutigen Rom sieht man oft diesen Mar=mor, welchen die Italiener Giallo antico nennen. Neben dem Marmor enthält dieses seinem Namen entsprechende Vorgebirge auch das schönste Eisen, welches dem berühmten der Insel Elba wenig an Güte nachstehen soll.

An diesem Vorgebirge befand sich wahrscheinlich das Pa=ratianae des Antonin und Peutinger, welches beide Itinerare 25 Milliarien östlich von Rusicada angeben. Möglicherweise ist der Name Paratianae phönicischen Ursprungs und stammt von Parad (פַּרְד), welches „Saamen des Granatapfels" be=deutet. In der That ist ganz Nordafrika reich an Granaten=bäumen. Der botanische Name Punica Granatum deutet an, daß das „punische" Afrika schon im Alterthum sich besonderen Ueberflusses dieser Bäume erfreut haben muß.

Die nächste einstige römische Station, an welcher wir vorbei segelten, war das Culucitanae des Itineras, das Culu=cita der Peutinger'schen Tafel, ohne allen Zweifel nichts An=

deres, als das kleine Kollops (*Κόλλοψ μίκρος*) des Ptolemäos. Die Entfernungsangaben der Itinerare stimmen so ziemlich überein.

Zur Linken ließen wir die kleine Eiseninsel „Ile de Ferro“, im Mittelalter mit dem romantischen Namen „Petra de l'Arabo“, Fels des Arabers, benannt. Welcher Felsen an dieser sagenreichen Küste hat nicht seine Erinnerungen aus der Geschichte oder der Fabelzeit? So erzählt man auch von dieser Petra de l'Arabo, daß zur Glanzzeit des Maurenthums und des Piratenwesens hier ein arabischer Seeräuber eine Felsenhöhle bewohnt habe. Von außen war diese Felsenhöhle schaurig, kahl und nackt anzusehen, und kein Mensch hätte sich träumen lassen, daß sie würdig gewesen wäre, etwas anderes, als wilde Thiere, zu beherbergen. Aber im Innern war sie mit Goldtapeten behängt, der Boden mit Kaschmirteppichen belegt, goldene Lampen hingen von der Decke herab und warfen ihren sanften Schimmer auf reiche strotzende Sammetdivane, auf denen die üppigsten Mädchen, von Diamanten und Perlen strahlend, gebettet lagen. Der Seeräuber war der König dieses Palastes, er war der Gebieter dieses Harems voll der schönsten Sklavinnen; denn wenn ihm sein Gewerbe, was oft geschah, junge Mädchen in die Hände führte, da verkaufte er nur die, welche ihm nicht gefielen. Diejenigen, welche Gnade vor seinen Augen gefunden hatten, behielt er für sich selbst. Er machte sie zu seinen eigenen persönlichen Sklavinnen, schloß sie in der Höhle des Felseneilandes ein, wo sie bestimmt waren, der Liebe ihrers Gebieters in holder Unterwürfigkeit zu dienen. Bisher waren alle geraubten Mädchen Christinnen gewesen, und da der

Seeräuber guter Muselmann war, so litt sein Gewissen natürlich wenig von dem Unrecht, welches er den Eltern derselben oder den Mädchen selbst zugefügt haben mochte. Eines Tages aber ging der Pirat auch wieder einmal unter Segel, landete jedoch dießmal an einer Küste, von Muselmännern bewohnt, und da sah er eine herrliche Sultanstochter, welche im Haine eines Prachtgartens unweit des Meeres mit ihrem Bräutigam lustwandelte. Die Prinzessin war so voller Reize, daß selbst ein weniger empfängliches Herz, als das des Corsaren, bei ihrem Anblicke in voller Liebesgluth aufgelodert sein würde. Sie zu sehen, zu lieben, zu rauben, das war für den Seeräuber das Werk eines Augenblickes. Die Prinzessin wurde nach der Inselhöhle gebracht und dort von nun an zur alleinigen Geliebten des Seeräubers bestimmt; denn jetzt gefielen ihm auf einmal alle seine andern Sklavinnen nicht mehr. Sie waren verbrauchte Werkzeuge, falsche Edelsteine und die Prinzessin allein war der echte, im reinen Wasser strahlende Diamant. Aber die Prinzessin liebte ihren Bräutigam, von dem man sie gewaltsam getrennt hatte, sie konnte den Seeräuber nicht ausstehen. In ihrer Ohnmacht wußte sie nichts anderes zu thun, als die Dschin, jene wunderbaren Geister der Luft, zu ihrer Hülfe herbeizuflehen. Und die Dschin, jene treuen Geister, welche in den Märchen von tausend und eine Nacht niemals eine gefährdete Tugend im Stich ließen, kamen auch dieser bedrohten Unschuld zu Hülfe. Sie zerstörten den Prachtpalast des Seeräubers, in dem er gestohlene Millionen aufgehäuft hatte, brachten die mit seiner Liebe bedrohte Prinzessin zu ihrem Vater und zu ihrem rechtmäßigen Liebhaber, einem Königssohne, zurück, befreiten auch die

andern Sklavinnen alle und schleuderten den schändlichen Verführer in den tiefsten Abgrund der untersten Hölle. Man sieht, diese Sage enthält den Stoff zu einer Romanze voll schrecklicher poetischer Gerechtigkeit!

Zwischen Culicita und Tacatua giebt die Peutingerische Tafel zwei Orte an, welche sonst Niemand erwähnt, Zaca und Maharur.

Am Festlande, schräg gegenüber der Insel Ferro, lag der kleine versandete Hafen von Takusch, das römische Tacatua das (*Ταχατύη* des Ptolemäos), das Entracori des Mittelalters, wo im siebenzehnten Jahrhundert die französischen Handelsschiffe der Compagnie royale d'Afrique oft zu landen pflegten, um Getreide einzuschiffen.

Nach Gesenius ist Tacatua ursprünglich ein phönicischer Name und bedeutet in seiner ersten Form welche Beth Akatuha (בת אקטוה) lautet: „ein abschüssiger Ort", welche Bezeichnung der Wirklichkeit entspricht. In der Entfernungsangabe zwischen Cullicitanae und Tacatua differiren das Itinerar und die Tafel um 4 Milliarien.

Von Tekusch bis zum Cap de Garde bot die Küste den Anblick einer riesigen unregelmäßigen Mauer dar, von wildgezackten Felsen gebildet, deren phantastische Formen die Wände eines Cyclopenpalastes darzustellen würdig gewesen wären. Von dieser anscheinenden Mauer auslaufend, erstreckten sich gleich versteinerten Riesenarmen eine Anzahl zackiger Felsvorsprünge in das hier stets schäumende, von zahlreichen Klippen unterbrochene Uferwasser hinaus.

Eine dieser Klippen trägt, ihrer eigenthümlichen Form

wegen, den Namen des „schwarzen Segels". Sie ist natürlich ebenfalls der Gegenstand einer Sage. Das schwarze Segel ist nämlich nichts anderes, als ein versteinertes Schiff, welches einst von kühnen Abenteurern bemannt worden war. Diese verwegene Schaar war ausgesegelt, um, als neue Argonauten, einen von geheimnißvollen Mächten gehüteten Schatz zu heben. Jeder Araber weiß, daß die Küste bei Tekusch in ihren Felsenhöhlen Schätze von fabelhaftem Reichthum enthält. Ein armer Schiffer hatte sie gesehen, als er einmal an diesem Ufer strandete; aber die Geister hatten ihm untersagt, etwas von den Schätzen mitzunehmen. Nur, wenn er leer aus der Höhle hervorging, konnte er sein Leben retten. Jedoch dieser Bettler, mit gescheuten Millionen im Gedächtniß, dachte von nun an an nichts anderes, als stets nur an die Schätze, welche er einen Augenblick gesehen hatte. Er theilte das Geheimniß einer tollkühnen Schaar mit, die ein Schiff bemannte und auszog, um an jener Küste zu landen, die Schätzehütenden Geister zu bekämpfen und den Schatz zu heben. Die kühnen Segler kamen bis vor die Reihen der Klippen von Tekusch, aber hier plötzlich stockte das Schiff: allmälig erstarrte es, die Matrosen erstarrten, die Abenteurer erstarrten, die Ruder hielten stille. Das Schiff wurde Stein, seine Mannschaft wurde Stein, seine Ruder und Segel wurden Stein. Seitdem ragt das „schwarze Segel" als eine Warnung für alle tollkühnen Abenteurer aus der von weißem Schaume zischenden Untiefe empor.

Jedenfalls muß besagtes fabelhaftes Ereigniß in sehr fern-gerückter Epoche stattgefunden haben, denn bereits die Römer kannten das schwarze Segel und verlegten an die Landspitze, ihm

gegenüber, eine Station, welche die Peutinger'sche Tafel Sublucu und das Itinerar Sullucus benennt. Sulucha (שׁוּלָחַ) bedeutet nach Gesenius auf phönicisch: „Wasserleitung". Der Surische Golf (*Σουρ λιμην*) des Ptolemäos lag möglicherweise bei Sullucus.

Jetzt waren wir auf der Höhe des Cap de Garde (des *Ἱππου̃ ἀκρα* des Ptolemäos) angekommen und konnten die gigantischen Formen dieses seltsamen Vorgebirges bewundern, dessen Hauptmasse aus porösem, röthlich gestreiftem Kalksteine bestand, während seine äußerste Spitze einen herrlichen Marmorberg bildete. Das Piedestal der Statue des Herzogs von Orleans, auf dem Gouvernementsplatz von Algier, ist aus diesem Marmor gehauen, welcher schon zur Römerzeit das Material zu fast allen Prachtbauten des stolzen Hippo regius geliefert hatte. Wegen seines röthlichen Ansehens nennen die Araber das Cap de Garde: Ras el Hamra oder das rothe Vorgebirge.

Beim Cap de Garde öffnete sich vor unsern Blicken der Golf von Bône, einer der größten Algeriens, vielleicht nach dem von Bougie der größte. Im Grunde dieses zum Theil von Bergen umragten Meerbusens konnten wir einen strahlenden Silberstreifen unterscheiden. Es war die Seybuse, welche hier bei den Ruinen des alten Hippo regius mündete. Eine reiche herrliche Ebene, von dem fruchtbarsten Erdreiche bedeckt, erstreckte sich weit in das Innere hinein zu beiden Seiten des Flusses. Links von dem in den Golf Hineinfahrenden zog sich, wie ein grauer Nebelschleier, die lange Reihe hoher Dünen des Cap Rose hin, während gen Westen die gigantische Felsenmasse des Dschebel Edugh ihr Riesenhaupt erhob.

Dieser Dschebel Edugh ist ohne Zweifel der Pappua des Prokopios. Auf seiner Höhe lag im sechsten Jahrhundert eine kleine, damals schon halbverfallene Stadt, welche die letzte Zufluchtsstätte des von Belisar geschlagenen Vandalenkönigs Gelimer bildete. Hier war es, wo Gelimer, hauptsächlich durch Hunger bestimmt, sich den Römern ergab. Was ihn dazu besonders bewogen hatte, war das traurige Schauspiel zweier hungriger Knaben gewesen, welche sich um ein Brod zankten. Einer dieser Knaben war Gelimers, des Königs, eigner Sohn, der andere der einer Bettlerin. Die Bettlerin backte Brod, aber ehe es noch gebacken war, riß es ihr der Königssohn, vom Hunger gepeinigt, aus dem Ofen, und verschlang die eine Hälfte, die andere wurde ihm vom Sohn der Bettlerin entrissen, welcher dem jungen Prinzen ein Paar tüchtige Hiebe versetzte. So weit war es mit Gelimer gekommen, daß er die Mißhandlung seines eigenen Sohnes ruhig mitansehen mußte! Der Vandalenkönig weinte über dieses Schauspiel des Verfalles seiner Macht und schickte den Römern seine Capitulation. Bezeichnend ist es, daß der letzte Vandalenkönig sich im Gefängniß eine Cither ausbat.

Am Fuße des Pappuagebirges lag, gleich einer weißen, dem Meere entspülten Perle, die einst arabische, jetzt französische Stadt Bône, von ihren luftigen Terassen weithin das tiefblaue Element beherrschend. Jenes Vorgebirge, welches, der östlichste Ausläufer des Cap de Garde, den Golf von Bône unmittelbar beschützt, war wahrscheinlich das *Στρόββογον ἄκρον* des Ptolemäos. Was den Blick des Ankömmlings in diesem Golfe vor Allem fesselte, das war jener phantastisch geformte Felsen

„la pointe du lion“ genannt, welcher den Hafen von Bône im Norden beschützt. Denn in ihm hatte eine seltsame Laune der Natur sich gefallen, aus unorganischem Material ein organisches Wesen nachzubilden. Dieser Fels bot die Gestalt eines Löwen dar. Da saß er und hielt sein Haupt aufrecht empor. Herausfordernd streckte er seinen Rachen gegen den Eingang des Golfs, als wollte er sagen: „Ich bin der ewige numidische Löwe, der ewige Wächter dieses numidischen Golfes.“ Nie sah ich noch ein Naturgebilde aus Stein, welches mit so viel Treue ein lebendes Wesen darstellte, wie dieser Löwenfels des Golfs von Bône.

Drittes Capitel.

Bône und Hippo regius.

Die drei Häfen von Bône. — Römerstraße. — Hippo. — Die Massylier und Massäsylier. — Die Industrie Hippo's. — Die Citrustische. — Augustinus. — Donatisten und Katholiken. — Ruinen von Hippo. — Zwei neue Reisegefährten.

Ich fand das heutige Bône eine freundliche, beinahe gänzlich in europäischem Styl umgebaute Stadt von ungefähr 12000 Einwohnern, wovon über die Hälfte Franzosen waren. Es besaß drei sogenannte Häfen, von denen jedoch kein einziger die Sicherheit gewährte, welche die Benennung „Hafen“ rechtfertigte. Der erste derselben, der „Port des Cassarins“ zwischen der Pointe du Lion und der Pointe de la Cicogne gelegen, schien zwar ziemlich sicher, aber nur für ganz kleine Fahrzeuge

tauglich. Der andere, der Hafen der Caruben, etwa eine halbe deutsche Meile nördlich von Bône, bot eine ansehnliche Tiefe, aber war durchaus den Stürmen ausgesetzt. Der dritte und beste Hafen, der des Fort Genois, war beinahe eine deutsche Meile von der Stadt entfernt und der Transport zu Lande von ihm nach Bône hatte große Schwierigkeiten.

Die heutige moderne Stadt Bône bot meiner Neugier nichts Sehenswürdiges. Desto mehr zogen mich die eine halbe deutsche Meile davon entfernten Ufer der Seybuse an, denn an ihnen lagen ja die Ruinen des alten Hippo regius oder Hippona. Der Name Bône ist zwar aus einer Verstümmelung des Namens Hippona entstanden, aber man möchte sich vielleicht täuschen, wollte man hieraus ohne Weiteres den Schluß ziehen, daß die einstige Bischofsstadt des Augustinus an der Stelle der jetzigen Franzosenstadt gestanden habe. In Bône will Shaw das Aphrodisium Colonia des Ptolemäos wiedererkannt haben. Mannert verlegt dagegen Hippo nach Bône selbst. Dennoch ließe sich vielleicht ein Ausweg finden, welcher erklärlich machte, warum das heutige Bône einen mit Hippo so verwandten Namen führt. Strabon spricht nämlich von zwei Hippones regii, beide königliche Städte und beide am Meere gelegen. Wäre es nicht möglich, daß eines der beiden Hippones regii und das Aphrodisium des Ptolemäos ein und derselbe Ort seien? Das andere Hippo wäre dann die in der Ebene gelegene Stadt.

Mannert will das andere Hippo in's heutige Tunisische verlegen. Diese Ansicht hat die Angabe des Itinerarium Antonini Augusti für sich, welches ein Hippo östlich von Tabraca anführt. Das Itinerar nennt dieses: Hippo Zaritus.

Strabon giebt jedoch hier den Ausschlag, wenn er sagt, daß beide Hippones königlich waren, d. h. sie waren beide Residenzen der Könige von Numidien. Nun ist nicht anzunehmen, daß an der Stelle, wohin Mannert das Hippo Zaritus verlegt, eine von den Karthagern unabhängige Stadt, was doch eine königliche Residenzstadt gewesen sein muß, gelegen habe. Mannerts Hippo Zaritus liegt viel zu nahe bei Karthago, um nicht dieser mächtigen Republik unmittelbar gehorcht zu haben. So war also dieses keines der beiden königlichen Hippones. Sollte es dennoch, was wahrscheinlich ist, wirklich ein Hippo, wenn auch kein königliches, gewesen sein, so hindert nichts anzunehmen, daß es drei Hippones, zwei in Numidien und eines in der Zeugitana gegeben habe. Hat es doch auch in diesen Provinzen drei Macomades gegeben!

Auf meinem Wege nach Hippona, war es mir vergönnt die Spuren der alten, mit Platten gepflasterten Römerstraße, welche von Karthago bis nach Julia Cäsarea der Küste entlang lief, wiederzuerkennen.

Die Ebene der Seybuse ist vielleicht die fruchtbarste der ganzen Algerie. Aus ihrem Ertrag allein pflegten die früheren Bey's von Constantine hinreichende Summen zu ziehen, um damit den jährlichen Tribut, welchen die ganze Provinz dem Pascha von Algier schuldete, zu bestreiten.

Zwischen dem kleinen Flüßchen Budschima und der mächtigeren Seybuse traf ich auf die Ruinen von Hippo.

Die Phönicier hatten es Ubo (Ubus) genannt, und ihre Stammverwandten, die Karthager, hier eine Colonie gegründet. Hippo's Name wird von Gesenius von dem phönicischen

Wort: Ipu (יפו) abgeleitet, welches „Schönheit“ oder „Pracht“ bedeutet. Hippo hieß also „die prächtige Stadt“. Es gab übrigens eine Menge Städte gleichen Namens in Afrika, Spanien und Paläſtina. Der Name Joppa (jetzt Jaffa) iſt gleichen Urſprungs. Die Bedeutung des Namens „Hippo“ war, wie man ſieht, eine ſehr allgemeine. Es wäre auch deßhalb gar nicht zu wundern, wenn es an dieſer Küſte, wie ſchon erwähnt und wie nach Strabon wahrſcheinlich wird, drei Hippones gegeben hätte, nämlich die beiden königlichen Hippones des Strabon, und das Hippo Zaritus des Antonin, welches letztere am lacus Hipponitis, unweit Karthago, lag. Eines der beiden königlichen Hippones führte wahrſcheinlich zugleich den Namen Aphrodiſion. Es iſt begreiflich, daß ein der Venus geweihter Ort zugleich „die prächtige Stadt“, was ja Hippo bedeutet, geheißen habe.

Zur Zeit des erſten puniſchen Krieges eroberte Hála, der König der Mas-Sul, oder Maſſylier, eines eingeborenen Stammes, die karthagiſche Colonie. Von dieſem Numidenkönig ſtammt der Name der königlichen Stadt, welchen Hippo regius von nun an zu führen begann. Von jetzt an bis zur Einverleibung Numidiens ins römiſche Reich blieb Hippo eine der Hauptſtädte des numidiſchen Königreichs. Der römiſche Dichter Silius Italicus *) ſagt von ihm:

Tum Vaga et antiquis dilectus regibus Hippo.

Es war alſo ſchon bei den älteſten Königen beliebt. Anfangs war es nur die Reſidenz der Könige der Maſſylier. Später, als König Maß-naß (Maſſiniſſa) mit Hülfe Roms den König

*) C. Silius Italicus, Bellorum punicorum libri XX.

der Massä=Sul oder Massäsylier, Suf = Aks (Syphax), besiegte, und die Reiche der Massylier und Massäsylier zu einem vereinigte, wurde Ubus abwechselnd mit Kirtha die Hauptstadt von ganz Numidien. Zur Zeit Cäsars fiel es, wie ganz Nordafrika, den Herrschern der Welt anheim. Es wurde von Augustus zu einer Colonie erhoben; seine Glanzepoche sollte jedoch erst der Zeitraum zwischen dem zweiten und vierten Jahrhundert bilden.

Der Handel von Hippo regius war ein äußerst blühender, was schon die große Menge von Juden erklärlich macht, welche sich in den ersten christlichen Jahrhunderten daselbst niederließen. Der Lieblingshandel, weil der vortheilhafteste, dieser Kinder Israels war der mit Sklaven, welcher zu jener Zeit auch in Europa fast ausschließlich in Händen der Juden war. Hippo versorgte Rom mit manchen Gegenständen der Bequemlichkeit und des Luxus. Das Elfenbein, im Alterthum so hochgeschätzt, der Goldsand Nigritiens, das Korkholz der numidischen Wälder, die Gewürze des Sudans wanderten von hier nach der ewigen Stadt. Was eine Specialität der Industrie Hippo's ausmachte, das waren die in Rom so überaus hochgeschätzten Tische von Citrusholz (vielleicht einer Art von Thuja), von denen Cicero einen einzigen mit einer Million Sesterzien (etwa hunderttausend Gulden) bezahlte und für deren zwanzig Kaiser Heliogabal den Tribut einer ganzen Provinz ausgab.

Hippo spielt in den Annalen des Christenthums, wie bekannt, eine nicht unbedeutende Rolle, nach Karthago vielleicht die wichtigste unter allen afrikanischen Bisthümern. War es doch der Sitz jenes Augustinus, der den Katholiken in seiner

civitas Dei als eine der kräftigsten Stützen der päſtlichen Macht erſcheint, während er doch zugleich von den Proteſtanten, ſeiner Lehre der Rechtfertigung wegen, der Vater der Reformatoren genannt wird. Auguſtinus war, trotz ſeiner für einen Kirchenvater großen Aufklärung, dennoch nicht frei von Fanatismus gewesen. Auf dem Concil von Karthago im Jahre 411 trat er ohne alle Mäßigung gegen die Donatiſten auf, — freilich nicht ohne Herausforderung von Seite dieſer. Dieſe dem Heiligen ſo verhaßten Donatiſten hatten in Hippo lange die Oberhand gehabt. Ja, ſelbſt noch zur Zeit, da Auguſtinus ſein Bisthum antrat, beſaßen ſie in jener Stadt einen ſo mächtigen Einfluß, daß ſie zum Beiſpiel im Stande waren, den Bäckern zu verbieten, den Anhängern des Katholicismus das nöthige Brod zu verkaufen. Dafür wurden ſie nun auch, nach dem großen Concil von Karthago, auf welchem Auguſtinus ihre Verdammung ausgeſprochen hatte, durch das katholiſche Rom ſchrecklich verfolgt. Der elende Schwächling, Kaiſer Honorius, ließ zwei blutige Edicte gegen dieſe Schismatiker ergehen. Die Katholiken von Hippo müſſen übrigens auch ein etwas tyranniſches und dabei allzu weltlich geſinntes Völkchen geweſen ſein. Denn Auguſtinus ſelbſt erzählt uns von einem reichen römiſchen Patricier, Pinianus mit Namen, der nach Afrika kam und welchen die katholiſchen Bewohner Hippo's zwangen, ihr Presbyter zu werden, um ſo ihn und ſeine Reichthümer in der Gemeinde zu behalten.

Auguſtinus ſtarb bekanntlich im Jahre 429, als eben die Vandalen die Stadt belagerten. Der Heilige legte ſich elf Tage vor ſeinem Tode ein ſtrenges Faſten auf, welches er bis zu ſeiner letzten Stunde beobachtete.

Hippo regius hat außer dem großen Kirchenvater auch noch eine Menge anderer Heiliger und Märtyrer aufzuweisen. Zwei Concilien wurden ebenfalls daselbst abgehalten: eines 393 und das andere 426. Hippo besaß zur Zeit des Augustinus folgende Kirchen und Memorien: 1) die Basilica Pacis. 2) Ad Viginti Martyres, zwanzig Märtyrern, aus Hippo selbst gebürtig, gewidmet. 3) Basilica ad octo Martyres. 4) Die Memoria St. Stephani. 5) Die Memoria St. Gervasii et Protasii. Die Memorien waren bekanntlich Grabkapellen von Heiligen und Märtyrern. Diese, uns überlieferten, religiösen Gebäude sind ohne Zweifel nur die der Katholiken. Diejenigen der Donatisten müssen jedoch ebenso zahlreich oder noch zahlreicher gewesen sein.

Die Vandalen zerstörten Hippo vollkommen, mit Ausnahme jedoch der bischöflichen Basilika und des Hauses des heiligen Augustinus — ein unerwarteter Zug von Toleranz von Seiten dieser vielgeschmähten arianischen Ketzer.

Von den Resten der alten Hippona konnte ich nichts Nennenswerthes entdecken: einige Bogen eines Aquaducts, der die Quellen des Dschebel Edugh nach der Römerstadt leitete, die Trümmer mächtiger Cisternen, die Bausteine eines großen Quais am Meeresufer, die Reste einer Basilika, der man den Namen des berühmten Heiligen beilegt, das ist Alles, was von dem Glanze und der Macht des einstigen Hippo regius übrig geblieben ist.

Die Mündung der Seybuse bildet die Bucht, in welcher sich der alte römische Hafen befunden hatte. Diese kleine Bucht war im Laufe der Jahrhunderte längst versandet und unzugäng-

lich geworden, als plötzlich ein Naturereigniß sie vor Kurzem wieder eröffnen sollte. Eine seit Vernächlässigung des Römerhafens angeschwemmte Sandbank sperrte die Mündung der Seybuse und verhinderte so das Eindringen der Schiffe in den Fluß. Da mußte vor wenig Jahren ein besonders regenreicher Winter kommen und die Wasser des Flusses so anschwellen, daß sie die Sandbank durchbrachen und seitdem frei zum Meere gelangten. Schiffe von hundert Tonnen Tragkraft können nun wieder, wie zur Römerzeit, in die Seybuse einsegeln.

In dem Gasthofe zu Bône wollte es der Zufall, daß ich einen Bekannten in der Person eines jungen französischen Edelmannes antreffen sollte, welcher ähnliche Reisepläne, wie die meinigen waren, für das Innere der Provinz Constantine schmiedete. Wir kamen überein, zusammen diesen Ausflug zu unternehmen. Als Dritter begleitete uns auf dieser Tour ein junger Maure, Namens Hamed, den ich in der Eigenschaft als Dolmetscher von Philippeville aus mitgenommen hatte.

Mein neuer Reisegefährte, der Franzose, zeichnete sich höchst vortheilhaft vor dem im Fort Napoleon verlassenen, dem Engländer, aus. Er hatte keine der Excentricitäten und Lächerlichkeiten des Engländers an sich. Er war durchaus natürlich und ein Kind des Impulses. Er war leidenschaftlich für Naturschönheiten eingenommen und auch für das Alterthum von Interesse beseelt. Dabei war er für einen Franzosen besonders unterrichtet. Was mir vorzüglich an ihm gefiel, war der Mangel jener Blague, jenes beständigen Renommirens, welches selbst der gebildete Franzose so oft nicht lassen kann. Auch hielt er sich nicht verpflichtet, jeder Schürze, der er begegnete, gleich

die abgeschmacktesten Galanterien zu sagen: eine Lächerlichkeit, deren fast alle jungen Franzosen sich schuldig machen. Was seine politischen Grundsätze anbelangt, so war er Legitimist und, was seine Religion betraf, ein eifriger Katholik, der sich nicht wenig scandalisirte, als ich ihm einmal einen Vers eines lateinischen Studentenliedes vorsang. Lateinisch, so meinte er, sei die Sprache der Kirche, und in dieser dürfe man nur Hymnen singen.

Der andere Reisebegleiter war eine zweite Auflage von Abd-Allah, etwas weniger verschmitzt, dabei aber desto fauler. Er hatte nur einen Gedanken: das war „Kif machen" und wieder „Kif machen". Wenn einer meiner Leser nicht wissen sollte, was „Kif machen" bedeutet, so setze er sich in den dunkelsten Winkel eines dunkeln Zimmers, rauche einige Stunden, gähne recht viel, spreche wenig und denke gar nichts, und er „macht den schönsten Kif".

Viertes Capitel.

Das Thal der Seybuse.

Ritt von Bône nach Guelma. — Colonistendörfer. — Neschmajah. Der marchand de vin. — Ein verkannter Held. — Der wahre Eroberer von Sebastopol. — Ascurus. — Aussicht vom Dschebel Fedschudsch. — Wildromantische Gegend. — Ankunft in Guelma.

Der Novembermorgen, an welchem wir unsern Ritt nach Guelma antraten, war in seiner wolkenlosen Heiterkeit von guter Vorbedeutung für unsere numidische Tour. Der Weg führte uns stets durch das reiche, üppige Thal der Seybuse. Dieser Fluß ist zweifelsohne der Rubricatus der Alten, welcher beinahe von allen römischen Geographen erwähnt wird. Mannert will in der Seybuse auch den Muthul des Prokopios wiedererkennen. Der berühmte deutsche Geograph nimmt an, daß Rubricatus und Muthul ein und derselbe Fluß gewesen seien, ähnlich wie er das Gebirge dieser Gegenden für den Thambes des Ptolemäos und den Pappua des Prokopios zugleich hält.

Des Morgens kamen wir an zwei arabischen Dörfchen, Sidi Uascher und Sidi Remah, vorbei, nach dem kleinen modernen Orte Mondovi, einer Schöpfung vom Jahre 1848, wo etliche französische Colonisten ihr klägliches Dasein fristeten, unfähig, aus dieser fruchtbaren Gegend einen einigermaßen ansehnlichen Ertrag zu ziehen.

Die fruchtbaren Ufer des antiken Rubricatus standen schon bei den Römern in hohem Rufe. Hier befanden sich die ausgedehnten Güter eines römischen Patriciergeschlechts, der Gens Servilia. Die Ruinen von Villa Serviliana sollen jetzt noch auf einem erhöhten Punkte der Route zwischen Mondovi und Constantine zu sehen sein.

Gegen Abend erreichten wir ein anderes Dorf, ähnlichen Ursprungs wie Modovi, Namens Neschmajah, in blühender fruchtbarer Landschaft gelegen, was jedoch auch diese Colonisten gar nicht hindert, sehr schlecht ihr Fortkommen zu finden. Es schien mir, als läge ein Fluch auf der Colonisirung der Franzosen in diesem Lande. Der Araber, mit seinen unvollkommenen Begriffen vom Ackerbau, prosperirt auf unfruchtbarem Boden, während daneben der Franzose, dem das fette Regierungsland zugetheilt worden ist, und der außerdem noch alle mögliche officielle Hülfe genießt, zu Grunde geht.

Neschmajah lag an dem kleinen Flüßchen gleichen Namens, welches sich unweit davon in die Seybuse ergießt. In diesem Dorfe mußten wir im Hause eines „Marchand de vin" logiren, der eine der wichtigsten Personen im Orte zu sein schien, einige Zimmer für das Uebernachten von Durchreisenden hielt und nebenbei natürlich ein „Debit" (Kneipe) besaß. Ohne „Debit" nämlich kann kein Colonistendorf existiren. In diesem so anziehungsvollen Locale waren bis spät in die Nacht hinein die Colonisten versammelt, um ihren vielgeliebten Absinth, hier, wie überall in Afrika, das Getränk kat Exochen, zu schlürfen. Da kein anderes Local im Hause des „Marchand de vin" vorhanden war, in welchem wir den Abend zubringen konnten, so

mußten wir nothgedrungen ebenfalls das „Debit" erwählen. Dort stellte ich physiognomische Studien an den Colonisten an; aber das Resultat derselben war bei den meisten so unerfreulich, daß ich meine Beobachtungen schon aufgeben wollte, als plötzlich ein Individuum hereintrat, welches unsere volle Aufmerksamkeit für sich allein in Anspruch nahm.

„Bonsoir, la Panthère," sagte der Wirth zu ihm. „Qu'est que tu prends?"

La Panthère war ein großer, langer Mensch zwischen dreißig und vierzig Jahren, mit rother Nase, grünen Augen, schwarzen Zähnen, einer angehenden Glatze, einer Herculestaille und ein Paar Vulcanhänden. Er trug ein sehr negligirtes Costüm. Dieses bestand nämlich nur aus einem Hemd und einer alten rothen Soldatenhose. An den Füßen hatte er immense Holzschuhe, in die Stroh hineingestopft war, welches die Stelle der Strümpfe vertrat. Auf die obige Frage des Wirthes, welche Erfrischung er zu sich zu nehmen wünsche? erwiderte La Panthère mit Stentorstimme:

„De l'absinthe, Pardi!"

Nun fing er an, seinen Absinth zu schlürfen. Als er jedoch unserer gewahr wurde, gab uns die Ehre seiner Anrede:

„Bon soir Messieurs les Goddam!" rief La Panthère. Natürlich hielt er uns für Engländer, denn es ist einmal angenommen, daß alle Touristen in Algerien im Allgemeinen Engländer sein müssen, welcher Nation sie auch im Besonderen angehören mögen. Da nun der gewöhnliche Franzose glaubt, daß die englische Sprache aus lauter Goddam zusammengesetzt sei, so nennt er die Kinder Albions selbst so.

„Ich bin kein Goddam!“ rief mein Reisegefährte, erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, der „grande nation“ anzugehören.

„Nun, wenn sie auch keine „Goddams“ sind, so können sie doch meine Höflichkeit erwidern,“ sagte La Panthère.

„Eine Höflichkeit? Wenn Sie uns „Goddam“ schimpfen?“

„O! es war nicht so schlimm gemeint. Ich glaubte, Sie seien Engländer, und da die Engländer einmal nichts Anderes sagen, als stets Goddam, so glaubte ich, Sie würden mich sonst nicht verstehen. Ces Messieurs prennent ils un verre d'Absinthe?“

Diese Offerte des Absinths durfte nicht zurückgewiesen werden, sonst hätten wir uns La Panthère zum Todfeinde gemacht. So wurde denn der Friede beim Glas Absinth besiegelt. Während dieser echt afrikanisch-französischen Libationen sagte mein Reisegefährte plötzlich zu La Panthère:

„Sie müssen gewiß eine sehr interessante Geschichte haben? Nach ihrer Physiognomie zu urtheilen, sind Sie kein gewöhnlicher Colonist.“

„Ich ein gewöhnlicher Colonist? Gott bewahre mich davor, eines von diesen weidenden Hornthieren zu sein. Sehen Sie sie an!“ rief er und deutete auf die anderen Colonisten, welche im Weinladen dasaßen und ihre Absinthgläser vor sich stehen hatten: „Sehen Sie sie an. Stupidität malt sich in ihren Zügen; Schläfrigkeit und Langweiligkeit sprechen aus ihren Augen; auf ihren Stirnen hat der Blödsinn seinen Thron erwählt. Nein! Gott sei Dank! Ich bin kein gewöhnlicher Colonist. Ich war Militär. Nun das werden Sie mir schon ansehen. Jetzt bin ich es nicht mehr. Warum? Weil mein

Vaterland undankbar ist; es wußte meine Dienste nicht anzuerkennen. Wenn Gerechtigkeit auf Erden herrschte, so müßte ich nun Herzog von Malakoff sein und nicht General Pelissier!"

„So waren Sie im Krimkrieg?" fragte ich überrascht.

„Ob ich im Krimkrieg war? Haben Sie denn nicht die Zeitungen gelesen? Es war ja nur von mir allein die Rede. Haben Sie den Namen „La Panthère" nie darin gesehen?"

Ich mußte gestehen, daß dieß nicht der Fall gewesen sei.

„Nun, das wundert mich. Es ist aber Ihr Glück, daß der Zufall Sie nach Neschmajah geführt, und daß er Ihnen Gelegenheit gegeben hat „le vieux la Panthère", den wahren Eroberer von Sebastopol, kennnen zu lernen."

Unsere Neugierde war natürlich gespannt und gerne hätten wir gewußt, wie er es denn angestellt habe, um besagte Stadt so ganz ausschließlich allein zu erobern, und wie es denn komme, daß sein großer Name nicht auch ein berühmter geworden sei?

„Was wollen Sie?" antwortete der verkannte Mann auf unsere Fragen. „La Panthère hat keine Chance. La Panthère hat den russischen General todt gefunden, der den Plan von Malakoff in seiner Tasche trug. Diesen Plan trug ich zum General en chef und was sagte er? — Würden Sie es glauben? Er behauptete, das Papier sei ein alter Wisch, in welchen eine Wurst eingewickelt gewesen sei, und enthalte nichts, als die Reclame eines russischen Schweinemetzgers."

„Aber woher wußten Sie denn, daß das Papier der Plan von Malakoff sei?" fragten wir.

„Woher ich es wußte? Lesenkönnen war freilich nie meine

Sache. Aber ein Zuave, welcher lesen konnte, hat es mir gesagt. Der schlaue General hat übrigens von dem von mir entdeckten Plane profitirt nnd nach einigen Tagen war Malakoff genommen und der General wurde Herzog und Marschall, aber La Panthère, der wahre Eroberer von Malakoff, La Panthère blieb soldat du train."

„Sie hatten wirklich Unglück," sagte mein Reisegefährte, „aber wie kommt es, daß Sie nicht wenigstens Corporal geworden sind, denn Sie haben doch lange gedient?"

„Undank über Undank!" rief der verfehlte Marschall. „Man behauptete, ich liebe den Absinth zu sehr. Als ob das ein Fehler wäre!"

Dem verkannten Eroberer von Malakoff gute Nacht wünschend, zogen wir uns in das einzige Zimmer, welches uns der „Marchand de vin" hatte anbieten können, zurück, und verbrachten eine leider durch die allzu häufige Anwesenheit des springfüßigen Insectes gestörte Nacht zu.

In der Nähe von Neschmajah besuchten wir am andern Morgen die Ruinen von Ascurus. Dieser Name war berühmt durch das hier stattgefundene Gefecht der Parteigänger des Caesar und Pompejus. Auf die Seite des Pompejus hatte sich der numidische König geschlagen, um auch mit ihm und der aristokratischen Partei im römischen Senate zu fallen. Zu meinem Erstaunen erblickte ich hier ein beinahe noch unversehrt erhaltenes antikes Gebäude, eine Art von niedrigem Haus, dessen Bauart der byzantinischen Periode anzugehören schien. Einige wollen es sogar für ein „vandalisches" Haus erklären.

Ich habe jedoch meinen großen Zweifel über diesen vermeintlichen Ursprung.

Am zweiten Tage, seit unserer Abreise von Bône, erklommen wir den 3000′ hohen Dschebel Aureh, von dessen Höhe sich die Aussicht über ein weites Plateau unsern Blicken darbot. Mitten aus dieser Hochebene ragte der Dschebel Fedschudsch hervor, welchen wir nun erstiegen. Von seinem Gipfel genossen wir einen überaus lohnenden Anblick über die Gebirgs- und Küstengegend. Im Norden erblickten wir auf einer Seite die rothe Masse des Ras el Hamra, auf der anderen das Cap Rose, beide aus dem Meere hervortauchend. Diese beiden Gebirge dienten jenem schönsten aller Edelsteine, der blühenden Ebene der Seybuse, als Fassung. Gen Nordwest leuchtete, gleich einem runden Spiegel, der See des Fesara, von allen Seiten von schmelziggrünen Wiesen umsäumt. Im Westen lag, gleich einem lauernden Dämon, der finstere Dschebel Edugh. Im Osten schlängelte sich die steppenartige Ebene des Serdesah hin, durchzogen von dem phantastischen Dschebel Rharah, welcher ebenfalls einsam und ohne Zusammenhang mit anderen Bergen mitten aus dieser Fläche hervorragte. Im Süden, unmittelbar zu unseren Füßen, glänzte die silberne Seybuse und über ihr in der grauen Ferne erhob der wild gezackte Dschebel el Akbah sein Riesenhaupt in die tiefblauen Lüfte empor.

Von diesem herrlichen Aussichtspunkte herabgestiegen, erreichten wir ein kleines Colonistendorf, welches den poetischen Namen Heliopolis führte. Warum? Das läßt sich aus nichts Anderem, als aus einer liebenswürdigen officiellen Laune erklären. Von hier bis nach dem eine halbe Meile entfernten

Guelma bot die Gegend ein herrliches Gemälde, welches man etwa mit einem großartigen wildromantischen Naturpark vergleichen konnte, in dem keine Felsgruppirung, kein Wasserfall, kein grünender Hügel, kein ödes Bergeshaupt, keine blumigen Wiesen, keine wüstenartigen Steppen fehlten, um das Bild der größten Mannichfaltigkeit hervorzurufen, welches in schönem Bunde der Gegensätze die wahre Naturschönheit erzeugt. Ein zarter Hauch des Abendrothes schwebte am Himmel und vergoldete die Mauern des römischen Amphitheaters von Guelma, als unsere kleine Karawane in der alten Stadt ihren Einzug hielt.

Fünftes Kapitel.

Guelma.

Das antike Calama. — Ein fauler Araber. — Das Theater von Calama. — Das summum logeum. — Römische Inschrift, welche die Gründerin des Theaters nennt. — Die byzantinische Citadelle. — Inschrift zu Ehren des Patricius Salomo. — Das Ras el Akbah. — Die Ruinen von Anunah. — Tibilis. Die Aquae tibilitanae. — Sage über die „Bäder der Verdammten."

Mein Reisegefährte und ich traten schon in der frühesten Morgenstunde, von Neugierde getrieben, unsere Wanderung durch die Ruinen Guelma's, des römischen Calama, an. Hamed, mein maurischer Dollmetscher, verschmähete es jedoch, uns auf diesem Spaziergang zu begleiten.

Was dem gebildeten Europäer sehenswürdig erscheint, können diese Menschen nie begreifen. Kaffee trinken, zahlreiche Cigaretten verrauchen und den ganzen Tag auf der faulen Haut liegen, — das schien diesem afrikanischen Jüngling das Ideal der Existenz zu sein. Das Kaffeevergnügen meines Dollmetschers kam mir übrigens in der Provinz Constantine ziemlich theuer zu stehen, da er wohl nahezu ein Dutzend Tassen täglich einschlürfte und der Kaffee in den französischen Hôtels dieser Provinz, — man hat nie wissen können, warum? — die lächerliche Summe von einem halben Franc per Tasse kostete. Der ökonomische Leser wird mir einwenden, ich hätte einen solchen Mißbrauch nicht gestatten und das Kaffeevergnügen Hameds auf die mäßigsten Verhältnisse reduciren sollen. Aber, wir leider so viele Mauren, so war auch dieser Sohn Algiers, trotzdem, daß er noch jung aussah, bereits in Wirklichkeit doch schon so abgelebt, daß nur der Genuß besagten schwarzen Getränkes fähig war, ihn aus seiner steten Abspannung aufzurütteln und zu Vollziehung seines Dollmetscheramtes einigermaßen tüchtig zu machen.

Das römische Theater von Guelma — eine der Hauptzierden dieser einstigen Colonia — besaß eine auffallende Aehnlichkeit mit dem griechischen Theater von Segeste bei Alcamo in Sicilien, welches ich einige Jahre vorher auf meinem Rundritt um jene Insel besucht hatte.

Wie jenes, so lag es auf einem Hügelrücken in einer natürlichen kraterartigen Vertiefung, von der Form der halbkreisförmigen Cavea, so daß der Erbauer hier keine andere Arbeit hatte, als die inneren Seiten dieses von der Natur geformten Riesen-

trichters zu ebnen und mit Marmor zu bedecken, um daraus Stufen und Sitze zu schaffen. Die Scene fanden wir wild=überwachsen mit dem duftenden Lorbeer und dem rothblühenden Oleander, an dessen Fuße die stille Myrthe ihre silbernen Knos=pen öffnete. Dies Theater unterschied sich von dem gewöhnlichen Plane ähnlicher Gebäude durch seine auf der höchsten Maeniana oder summa cavea angebrachte Loge (logeum oder pulpitum). Solche Logen befanden sich nicht in allen römischen Theatern. Dion sagt, daß die höchsten Magistratspersonen, selbst oft die Kaiser, sich im Logeum zu halten pflegten. Da, wo ein solches Logeum (nicht zu verwechseln mit dem Logeum des Prosceniums) auf dem höchsten Stockwerk oder Summa Maeniana des Theaters fehlte — und das war bei den meisten Theatern der Fall — diente bekanntlich die ima cavea oder auch das orchestron als Sitz der Vornehmen. Die zwei äußeren Wände des Hemicyclus am Theater zu Guelma enthielten noch jetzt die Nischen, in welchen einst Statuen aufgestellt gewesen waren.

Berbrugger hat in der Nähe von Guelma eine Inschrift entdeckt, welche uns über die Gründung dieses Theaters auf=klärt. Dieselbe nennt eine vornehme Dame, Namens Annia Aelia Restituta, Priesterin vom Range der Flaminen, als Stif=terin des Theaters von Calama, und sagt aus, daß sie zu diesem Zwecke viermalhunderttausend Sesterzien (etwa 30,000 Gulden) hergegeben habe. Die Inschrift meldet weiter, das corpus mu-nicipii sei, von Dankbarkeit getrieben, dahin übereingekommen, der Gründerin fünf Statuen setzen zu lassen, welche Ehre jedoch Aelia Restituta aus Bescheidenheit ausgeschlagen und sich statt derselben mit dieser Inschrift begnügt habe, die ihre Großmuth

und Bescheidenheit zugleich erwähne. Die Summe, welche Aelia Restituta zur Gründung des Theaters von Calama hergab, entspricht nach dem heutigen Werthe des Geldes nahezu einer Million. Man sieht, daß Calama eine nicht unbedeutende Stadt gewesen sein muß, um so reiche Bürgerinnen besessen zu haben.

Das Theater verlassend, folgten wir dem Laufe des kleinen Flüßchens Guelma und gelangten so zu den Ruinen eines anderen antiken Gebäudes, welches offenbar der Epoche des Verfalls der Architektur sein Dasein verdankte. Was noch von ihm stand, war eine hohe Ringmauer und dreizehn ziemlich wohlerhaltene Thürme. Sie trugen durchaus den Stempel jener Conglomerat-Architektur, welche das Zeitalter der Herrschaft der Byzantiner in Afrika bezeichnet. Dieses Gebäude war offenbar aus dem Schutt fast aller älteren Baureste Calamas zusammengefügt. Es bestand aus einem bunten Durcheinander von Marmorblöcken, inschriftbedeckten Steinplatten, Säulencapitälern, Arcadenbruchstücken, kurz aus Fragmenten der mannichfaltigsten Art, ohne Wahl und nur nach dem Bedürfniß des Augenblickes, zusammengelesen, um daraus besagtes Gebäude aufzuführen, welches allem Anscheine nach die byzantinische Citadelle von Calama war. Eine lateinische Inschrift, in sehr schlechten Hexametern und noch schlechterem Latein, nennt den unvermeidlichen Patricius Salomon als den Gründer dieses Baues, welchen die schlechten Verse der lobhudelnden Inschrift als ein Meisterwerk der Kunst preisen. Bekanntlich war Salomon der Nachfolger Belisar's in der Verwaltung der afrikanischen Provinzen. Unvermeidlich ist er, weil alle die abscheu-

lichen Byzantiner-Citadellen in Afrika, jene Tohu va Bohu's von zusammengewürfelten Mauertrümmern, ihm ihre Existenz verdanken. Er konnte sich rühmen, eine schöne Anzahl von Monstra in's Dasein gerufen zu haben.

Sonderbarer Weise ist jedoch die Steinplatte dieser Inschrift nicht an ihrem Platze, sondern scheint hier lediglich als Baumaterial verwendet, was darauf hindeutet, daß die Citadelle Salomon's zerstört und eine neue an ihrer Stelle erbaut worden sein mußte. Diese Zerstörung erfolgte ohne Zweifel im 6ten oder 7ten Jahrhundert, da die andere neuere Citadelle ebenfalls den Stempel des Byzantinerthums trägt. Wahrscheinlich war ein Erdbeben, von dem alle Ruinen Guelma's die Spuren tragen, die Ursache der Zerstörung der Citadelle Salomon's.

Es ist auffallend, daß keines der Itinerare und auch nicht Ptolemäos einer so wichtigen Stadt, wie Calama, nach seinen Ruinen zu schließen, offenbar gewesen sein muß, Erwähnung thun. Zur Zeit, als die ursprüngliche Tabula Peutingeriana und das Itinerarium Antonini entworfen wurden, führte der Weg, der Cirta mit Hippo verband, nahe bei Calama vorbei, ohne es zu berühren. Zur Zeit des Augustinus jedoch, wie wir aus den Werken dieses Kirchenvaters wissen, führte diese Straße durch die Stadt Calama. Es ließe sich daraus schließen, daß Calama seine Bedeutung erst in späterer, in christlicher Zeit erlangt haben muß. Augustinus nennt Calama sogar eine Colonia. Jedenfalls war es in der christlichen Periode ein berühmtes Bisthum. Vier seiner Bischöfe sind uns bekannt geworden. Der erste derselben, Donatus, figurirt auf dem berüchtigten Concil zu Cirta, wo er, des Abfalls angeklagt, sich entschuldigte, er habe blos die

„mediciniſchen Bücher" ausgeliefert. Dieſe Bücher waren aber nach dem h. Optatus die Heilsbücher der Seele, d. h. die Evangelien.

Die ganze Umgegend von Guelma iſt reich an Erinnerungen des Alterthums und überſät mit Reſten der Architektur der einſtigen Herren der Welt. Wir benützten deßhalb unſere Anweſenheit, um mehrere intereſſante Ausflüge nach römiſchen Ruinen in die nahen Berge zu machen. Hamed war natürlich wieder nicht zu bewegen, ſich den holden Wonnen ſeines „Kif" zu entreißen.

Die erſte Excurſion galt den eine und eine halbe Meile von Guelma entfernten Ruinen von Anunah, einer römiſchen Stadt, welche man, nach meiner Anſicht, mit einiger Wahrſcheinlichkeit für das Caſtellum Fabatianum der Peutingeriſchen Tafel halten kann. Eine lange weitgedehnte Thalſchlucht dehnte ſich von Guelma aus bis zum Fuß des 4000' hohen Ras el Akbah oder Berg der Höhe, dem hervorragendſten Punkte dieſes Theiles von Numidien, deſſen Gipfel wir beſtiegen. Eine mächtige Ausſicht bot ſich unſeren Blicken von der Höhe des Ras el Akbah. Der Fernblick war hier ein bei weitem ausgedehnterer, als der, welchen wir vom Fedſchudſch, nördlich von Guelma, genoſſen hatten; aber ihm fehlte jene Lieblichkeit, jene Abwechslung der mannichfaltigſten Landſchaftsformen, welche wir dort bewundert hatten. Die Landſchaft war in ein einförmiges Grau gekleidet, über dem die dunkeln Wolken, vom Weſtwind getrieben, gleich Vögeln der Nacht, ſchwermüthig dahinſauſten. Alle andern Berge um uns herum ſahen klein aus. Es fehlte an einem Ruhepunkte für's Auge in dieſem chaotiſchen Durcheinander ſich ähnlich ſehen-

der Landschaftsbilder. Ich habe stets die Aussicht von einem Berge, welcher der höchste in seiner Gegend ist, verhältnißmäßig uninteressant gefunden. Die meisten Berge sind am schönsten von unten oder von halber Höhe gesehen.

Der Weg von dieser afrikanischen Felsenwarte hernieder führte uns in ein offenes Gebirgsthal, in welches eine Anzahl kleinerer Hochthäler mündete. Als wir an einem dieser Thäler vorbeiritten, sagte uns der Spahis, welcher, als unvermeidliches Vademecum des Touristen in Afrika, auch dießmal bei uns war:

„Hier dringen Sie ein. In diesem Thale werden Sie genug von den alten Steinen finden, welche Sie so sehr lieben. Ich werde einstweilen hier meinen „Kif" halten."

Wir folgten seinem Rathe und bald befanden wir uns zu unserer großen und freudigen Ueberraschung in Mitten einer theils noch aufrecht stehenden, theils in Trümmern am Boden liegenden römischen Niederlassung. Es waren die Ruinen einer römischen Stadt, von den Arabern jetzt Anunah genannt. Auf zwei Hügeln, welche das enge Hochthal begrenzten, erhoben sie sich zu beiden Seiten des Eindringenden. Auf dem linken Hügel begrüßten unsere Blicke: einen römischen Triumphbogen, mit schlanken korinthischen cannellirten Pilastern; daneben die Reste eines Thores; die eines heidnischen Tempels, welcher allem Anscheine nach zu einer christlichen Kirche umgeschaffen worden war; dann eine Reihe wohlerhaltener Cisternen; ein Bruchstück eines römischen Palastes und die Ruinen zahlreicher Häuser. Alles dieß war wild umwachsen von dem überall hier wuchernden Lentiscus, dessen aromatische Düfte in dem Heiligthum der Verlassenheit

Weihrauch streuten. Ueber dem zum Theil noch wohlerhaltenen Thore blickte eine einsame Palme hervor, still und schwermüthig das Werk der Zerstörung unter ihr beschattend. Auf dem Hügel zu unserer Rechten erblickten wir zwar weniger auffallende Ruinen in die Höhe ragen. Aber, als wir seinen Kamm erklommen hatten, lohnte unserm Eifer der Anblick einer ausgedehnten Nekropole, der Reste eines Aquaducts, und einer Unzahl antiker Trümmer, in räthselvollem Chaos auf dem Boden zerstreut und vermengt. Welche Lage für eine Stadt, dies abgelegene Hochthal! Wie zeugt es von dem tiefen Eingreifen römischer Civilisation in Numidien, wenn selbst in seinen verborgensten Thälern herrliche Städte die einstige Macht des Königsvolkes in ihren Ruinen verkünden!

Die Ruinen von Anunah werden von Vielen für die des römischen Tibilis gehalten und zwar aus keinem andern Grunde, als wegen ihrer Nähe von Aquae Tibilitanae. Nach der Peutingerischen Tafel scheint jedoch Tibilis gar nicht so nahe bei den nach ihm genannten Bädern gelegen zu haben. Man hat in neuester Zeit die Ruinen von Tibilis in dem südlicher gelegenen Aïn Babusch erkennen wollen.

Zwischen Tibilis und Cirta giebt uns aber die Peutingerische Tafel keinen andern Ort, als Castellum Fabatianum, dessen Entfernung von Tibilis sie 25 Milliarien angiebt, während sie es vernachlässigt, uns die Entfernung des Castellum von Cirta anzugeben. Von Castellum Fabatianum wissen wir freilich so gut wie nichts. Es ist möglich, daß der Bischof des Castellum Numidiae, der 484 auf dem Concil von Karthago erwähnt

wird, der Bischof von Castellum Fabatianum war, welches vielleicht schlechthin Castellum genannt wurde.

Ein weiterer Ausflug, den wir von Guelma aus unternahmen, verschaffte uns außer der Befriedigung unserer Wißbegierde auch noch den physischen Genuß, in dem Wasser einer wohlthuenden Mineralquelle unsere Leiber abspülen zu können. Diese Mineralbäder hatten schon vor zweitausend Jahren dem Königsvolke gedient und waren nach der nicht sehr entfernten Stadt Tibilis (Aïn Babusch?) Aquae Tibilitanae genannt worden.

Das Itinerar und die Peutingerische Tafel führen beide übereinstimmend die Aquae Tibilitanae als 54 Milliarien von Cirta entfernt an. Diese Entfernungsangabe scheint etwas zu klein. Sie beträgt nach neueren Messungen 94 Kilometer.

Die Aquae Tibilitanae waren wahrscheinlich ein Bisthum, wenn nicht Tibilis selbst dieses Bisthum war. Aber die Aquae scheinen in späterer Zeit selbst als Stadt größere Bedeutung, als die Mutterstadt Tibilis, erlangt zu haben.

Jetzt werden diese Bäder von den Eingeborenen mit den inhaltschweren Namen Hammam el Meskutin, d. h. die „Bäder der Verdammten" bezeichnet. Seltsamer Name für ein wohlthätiges Geschenk der Natur! Er wäre nicht erklärbar, wenn er sich nicht, wie so viele Namen in Algerien, von einer arabischen Sage herleiten ließe. Sidi Arsak, so lautet diese Mythe, war ein reicher Emir, welcher die herrlichste Gegend bewohnte. Ihm gehörte unweit Guelma ein wundervoller Palast, in dem er alle Reichthümer und jeden Luxus der Erde aufgehäuft hatte. In seinem Harem besaß er die reizendsten Frauen und, was der Sklavenmarkt an Mädchen Schönstes bieten konnte, das war es in seiner Macht, sich zu

verschaffen. Sidi Arsak hätte also nach muselmännischen Begriffen glücklich sein sollen. Wie Salomo konnte er Frauen ohne Zahl nehmen und, wie Salomo, ein herrliches Leben führen. Aber unter vielen Tausenden war keine Einzige, welche sein Herz rührte. Sidi Arsak liebte nur Eine und diese Eine war gerade für ihn der verbotene Apfel des Paradieses. Denn die Eine, welche Sidi Arsak liebte, war — seine eigene leibliche Schwester. Nichts vermochte ihn von dieser gottlosen Liebe zu zerstreuen. Seine strafbare Leidenschaft wuchs immer mehr und mehr, bis zuletzt, vom fieberhaften Wahne besiegt, er die Unglückliche zwang, seine Braut zu werden. Die entsetzliche Hochzeit wurde gefeiert und Sidi Arsak triumphirte. Aber er triumphirte nicht lange. Allah sah sein frevelndes Treiben und verfluchte ihn, und der Fluch Allah's verwandelte Sidi Arsak in einen Schwefelblock und seinen Garten und Palast in einen Pfuhl siedenden Wassers.

Zum Unglück für diese Sage ist der heiße Pfuhl des Sidi Arsak weiter nichts, als das bereits den Römern bekannte Mineralbad, und hat folglich schon lange existirt, ehe besagter Emir hier einen Palast besessen haben soll. Die Thermen, welche das weltbeherrschende Volk um dieses Mineralbad herum gebaut hatte, waren von großer Ausdehnung gewesen. So schloß ich aus den Resten mächtiger Fundamente, welche die größten Bassins noch einfaßten. Hie und da erhoben sich Ruinen von Arcaden, welche einst die Badestuben überwölbten; ein Thurm ragte noch aus der Mitte der Thermengebäude hervor und zerstreute Bassins deuteten an, daß außer den öffentlichen Badesälen diese Thermen auch abgesonderte besessen hatten.

Eine eigenthümliche Naturerscheinung machte außerdem noch diese Bäder interessant. Das Wasser führt außer dem Schwefelgehalt, welcher seine Heilkraft bildet, eine große Quantität kalkiger Substanzen, welche es am Rande seiner Quelle absetzt. Diese kalkigen Ablagerungen haben mit der Zeit rings um die zahlreichen Quellen riesige zuckerhutförmige Kegel gebildet, aus deren höchster Spitze das Wasser springbrunnenartig hervorquillt. Diese Kegel erheben sich mitunter bis zu einer beträchtlichen Höhe. Ich sah einen solchen, welcher die bedeutende Höhe von fünf und dreißig Fuß erreichte. Diese seltsamen geologischen Gebilde, eben so viele Naturpyramiden, verliehen dem Thal von Hammam Moskutin ein ganz eigenthümliches Aussehen.

Sechstes Capitel.

Suk-Harras.

Colonistendorf Petit. — Nachtlager beim Stamme der Nador. — Steppenartige Gegend. — Ankunft in Suk-Harras. — Umgebung. — Tagaste. — Augustinus und Alypius. — Mein jüdischer Wirth. — Seine vermeintliche Beraubung durch Tunisier.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Guelma setzten wir unsere Reise nach Osten weiter fort, um das an der Grenze des tunisischen Gebietes gelegene Tebessa zu besuchen, welches nach Lambessa die wohlerhaltenste antike Stadt in Afrika ist. Eine deutsche Meile, von Guelma aus, kamen wir durch ein kleines Colonistendorf, welches den bezeichnenden Namen Petit

führte, einen Namen, den alle Colonistendörfer Afrika's verdienen. Natürlich lag die Beilegung einer so richtigen Bedeutung nicht in der Absicht der Erwähler dieses Namens, welche den Ort vielmehr nach einem obscuren französischen General so benannten. Aber so wollte es der Zufall, daß dieses Nest seinem richtigen Namen, wenn man nämlich petit (klein) mit kleinlich übersetzen will, nicht entgehen sollte.

Unser Nachtlager schlugen wir in einem arabischen Zelte im Kaidat der Nador, am Fuße des gleichnamigen Berges, auf und wurden von dem Kaïd mit einem Kußkussuh von Gerstenmehl bewirthet — eine so ärmliche Abspeisung, daß sie bei dem Araber fast für eine Beleidigung gilt. Aber wir hatten es versäumt, Empfehlungsschreiben an diesen eingebornen Würdenträger mitzubringen und dieses Volk kennt einmal, was ihren Umgang mit Europäern betrifft, eine ehrende Gastfreundschaft nur im Verkehr mit officiell empfohlenen Personen. Die andere Gastfreundschaft, das heißt die, welche sich darauf beschränkt, daß der Wirth den Gast nicht Hungers sterben läßt, übt jeder Araber. Die wahre arabische Gastfreundschaft ist, wie man sieht, weit entfernt davon, das zu sein, was sich noch so Viele in Europa unter ihr vorstellen: eine Art von pomphafter Paschasbewirthung.

In dem leerstehenden Zelte der Gastfreundschaft hatte sich außer uns auch ein Araber niedergelassen, dessen unzerlumpter Zustand auffallend gegen die traditionelle Fetzenhaftigkeit des Costüms seiner Stammesbrüder abstach. Wir wurden bald mit ihm bekannt, und fanden in ihm einen recht interessanten Erzähler, welcher uns gerne über arabische Sitten und Ge-

bräuche aufklärende Mittheilungen machte. Solcher Eingeborenen, die dem Fremden gegenüber mittheilsam sind, findet man nur äußerst wenige. Ich habe auf meinen dreijährigen Reisen im Maghreb nicht ein halbes Dutzend Mauren, Araber oder Kabylen kennen gelernt, welche mir gegenüber sich gesprächig zeigen wollten, obgleich, ihren Stammverwandten gegenüber, fast alle Araber gesprächig sind. Aber Alle, welche von der nationalen Sitte des mißtrauischen Schweigens, mir gegenüber, abgewichen waren, waren ausnahmslos Leute gewesen, welche viel gereist und so auf Reisen ihren Fanatismus gemildert und theilweise abgestreift hatten. So war auch dieser Araber, unser neuer Bekannter, ein Reisender von echtem Schrot und Korn. Wie meinen Freund Hadsch Hamed in Algier die Reiselust mächtig beseelte, so war sie auch die einzige Passion Sidi Ben Hinda's, so hieß unsre neue Bekanntschaft. Er war im ganzen Orient herumgekommen und hatte auch Europa besucht. Aber von Hadsch Hamed unterschied er sich dadurch, daß Ben Hinda, als echter Zeltbewohner das Reisen mit Karawanen und zu Lande liebte, während der Hadsch die Landreisen nicht ausstehen konnte und ihm nichts über Seereisen ging, was leicht erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß er in seiner Jugend ein Stück von einem Seeräuber gewesen war. Ben Hinda's Reisen waren deßwegen so sehr interessant, weil er mit den in Zelten lebenden Beduinen und Arabern hauptsächlich verkehrt hatte, und das Leben und Treiben dieser Leute ist doch dem Europäer immer noch verhältnißmäßig unbekannt, da noch nie ein Europäer auf längere Zeit das arabische Zeltesleben geführt hat. Selbst Burkhardt und andere berühmte Touristen, welche mehr als Andere wie Araber

zu leben suchten, haben doch immer vorzüglich das Städteleben mitgemacht. Wie viele Seiten vom Leben der Beduinen sind noch völlig unbeobachtet! Einige Anecdoten, welche uns Ben Hinda erzählte, warfen helle Streiflichter über die Sitten jener interessanten Völker. Ich kann nicht umhin, eine dieser Erzählungen hier kurz mitzutheilen.

Es gilt einem Beduinen für eine fast unauslöschliche Schande, wenn seine Gattin sich einer Untreue gegen ihn schuldig macht. Die Schande trifft in solchem Falle den betrogenen Ehemann bei weitem mehr, als das treulose Weib selbst, da diese Stämme von Ehre der Frauen nur höchst unvollkommene Begriffe haben. Eine solche Schmach wird nur dann als einigermaßen gesühnt angesehen, wenn der beleidigte Ehemann sich durch Tödtung seiner Frau rächt. Den Verführer kann er in den meisten Fällen nicht strafen, da dieser sich gewöhnlich durch die Flucht der Rache entzieht. Nun ist es aber oft gefährlich, seine Gattin, selbst wenn diese schuldig sein sollte, zu ermorden. Denn die Verwandten der Frau sträuben sich meistens dagegen, an die Schuld ihrer Angehörigen zu glauben. Wäre diese Schuld erwiesen, so müßten sie freilich die Tödtung der Frau gutheißen, denn jeder Muselmann erkennt eine Treulose für todeswürdig. Aber nur in den wenigsten Fällen kann der Ehemann Zeugen finden, deren Aussage den Bruch der ehelichen Treue beweist. Kann aber der in seiner Ehre gekränkte Gatte solche Zeugen nicht auftreiben und bringt er dennoch seine Gemahlin um, so verfällt er dadurch der Blutrache von Seiten der Anverwandten der Gemordeten und meist bezahlt er mit dem Leben die Sühnung seiner Ehre. Nun gilt es bei den Bedui-

nen für das Ideal von Klugheit, wenn ein Mann es so einzurichten weiß, daß er diese beiden scheinbar sich widersprechenden Dinge vereinigt, nämlich die Tödtung seiner ungetreuen Gattin und doch zugleich das Fortbestehen eines freundschaftlichen Verhältnisses mit deren Anverwandten, d. h. wenn er seine geschändete Ehre rächt und doch nicht die Blutrache auf sich lädt. Ben Hinda erzählte uns die Geschichte eines solchen Ehemannes. Dieser, ein gewisser Scheikh Uâlid, war von kabylischem Ursprung, wie so viele Beduinen. Er hatte den unverkennlichen Beweis von der Untreue seiner Gattin. Daß diese umkommen müsse, war bei ihm ausgemacht. Aber Scheikh Uâlid wollte sie nicht selbst umbringen, einmal um nicht der Blutrache zum Opfer zu fallen, dann aber auch, um, (ein echt kabylischer, dieser Geizhälse würdiger Gedanke,) nicht die Mitgift zu verlieren, denn in gewissen Fällen kann der Gatte die Summe, welche er den Eltern seiner Frau für sie bezahlte, zurückfordern. Der am häufigsten vorkommende dieser Fälle ist der, daß die Frau selbstständig die Ehescheidung verlangt, ohne daß eine strafbare Handlung von Seiten des Mannes ihr als Entschuldigung dienen kann. Scheikh Uâlid verstand es, auch die Erreichung selbst dieses dritten Zweckes in seinem klugen Stratagem zu vereinigen; d. h. er wurde an seiner Frau durch den gewaltsamen Tod derselben gerächt, er lud doch nicht die Blutrache von Seiten der Ihrigen auf sich und er behielt die Mitgift. Zur Erlangung dieses dreifachen Zweckes bediente er sich folgenden Planes. Er wartete den Moment ab, da seine Gattin mit ihrem Verführer in traulicher Unterhaltung begriffen war. Dann überraschte und erschreckte er sie durch sein plötzliches Erscheinen. Die beiden

Schuldigen glaubten sich schon dem Tode geweiht. Aber Scheikh Uâlid that, als ob gar nichts vorgefallen wäre, lud beide gemüthlich zum Abendessen ein und unterhielt sich mit ihnen auf's freundschaftlichste. Als der Buhle fortgegangen war, sprach Scheikh Uâlid zu seiner Frau: „Ich sehe, daß Du eine Neigung zu unserm Nachbar gefaßt hast. Ich bin Dir deßwegen nicht böse. Ich bin überzeugt, daß dieß nur eine vorübergehende Laune ist und daß Du in Deinem Herzen doch mich allein liebst. Ich will Dir übrigens Gelegenheit geben, Deine krankhafte Laune zu befriedigen. Lasse Dich von mir scheiden. Bist Du geschieden, dann wird Dein Liebhaber ohne Zweifel um Deine Hand anhalten. Heirathe ihn dann, aber versprich mir eins: Wenn ich nach einem Jahre an Eurem Zelte vorbeikomme, so tritt zu mir heraus und empfange mich in derselben Weise, wie Du mich zu empfangen pflegtest, da ich noch Dein Gatte war. Dies Versprechen ist Alles, was ich von Dir verlange." — Die Frau versprach es, ging auf den Plan ihres Mannes ein und ließ sich scheiden. Scheikh Uâlid bekam nun die Mitgift zurück. Bald nach der Scheidung hielt der Buhle um die Hand der Geschiedenen an und erhielt sie. Als das Jahr vorüber war, ritt Scheikh Uâlid an dem Zelte seines Nebenbuhlers vorbei. Da ihn seine einstige Gattin sah, erinnerte sie sich ihres Versprechens, kam auf ihn zu und empfing ihn auf's zärtlichste. Aber ihr neuer Ehemann war nicht fern. Er sah das allzufreundliche Benehmen seiner Frau gegen Den, der einst ihr Gatte gewesen war, und Eifersucht erfaßte ihn. Die Leidenschaft machte ihn so wüthend, daß er auf seine Gattin zurannte und sie erdolchte. Das hatte Scheikh Uâlid gewollt. So hatte er

alle seine Zwecke erreicht: er besaß die Mitgift, seine Ehre war im Blute der treulosen Frau gerächt worden und er entging doch der Blutrache. Wer aber letzterer zum Opfer fiel, das war der Gemahl seiner geschiedenen Gattin; denn die Verwandten derselben wollten in dem Empfang, welchen sie dem Scheikh Uâlid bereitet hatte, keine Untreue erblicken. So erlangte der Scheikh auch noch den Vortheil, daß er durch Andere an seinem Nebenbuhler gerächt wurde. Diese Geschichte ist bezeichnend für die Sitten der Beduinen.

Am zweiten Tage nach unserer Abreise von Guelma ließen wir rechts die Bergkette des Dschebel Bu Dris mit ihren imposanten zackigen Felsenspitzen, und links die sich weit bis zum fernen Dschebel Malhalebah hinziehende Ebene El Meghenah: ein ödes Steppenland, nicht ohne großartigen Charakter in seiner wilden Verlassenheit. Gen Abend begrüßte uns, am Fuße des steilen abschüssigen Dschebel Rusguhn gelegen, das kleine Colonistendorf, Suk-Harras, jetzt eine elende moderne Schöpfung, einst zur Römerzeit, damals, als es den Namen Thagaste führte, nicht ohne Bedeutung, namentlich in den Annalen des Christenthums hochberühmt als die Vaterstadt des Bischofs von Hippo Aurelius Augustinus, den hier am 15. November 354 die heilige Monnica der Welt schenkte. Augustinus hielt sich auch als Mann zu verschiedenen Epochen seines Lebens in seiner Vaterstadt auf. Von Karthago zurückgekehrt, wo er einen keineswegs heiligen Wandel geführt hatte, damals, als er noch Manichäer war, lehrte er in Thagaste die Rhetorik und hatte unter Andern auch den h. Alypius zum Zuhörer. Nach seiner im Jahre 387 in Mailand erfolgten Bekehrung,

kehrte er ebenfalls nach Thagaste zurück, wo er dießmal sich durch seine Askese auszeichnete. Der reiche Römer Pinianus, ein Freund des Heiligen, ließ sich ebenfalls eine Zeitlang in Thagaste nieder, wo er 10 Klöster für 200 Personen gründete. Später zwangen aber die Hipponenser den Pinianus, ihr Presbyter zu werden, und er mußte nun Hippo bewohnen.

Von den alten Geographien ist das Itinerarium des Antonin die einzige, welche Thagaste oder Tagaste erwähnt. Nach dieser Quelle liegt Thagaste 54 Milliarien von Hippo entfernt. Mannert findet, daß diese Entfernung zu groß sei. Sie ist es allerdings, wenn man Thagaste dort sucht, wohin es Mannert verlegt. Thagaste muß genau an der Stelle gesucht werden, wo Mannert Thagura angiebt. Die Entfernung von Bône (Hippo) nach Suk-Harras beträgt etwas mehr als 10 deutsche Meilen, was mit den 54 Milliarien des Antonin ungefähr übereinstimmt.

Der Name Thagaste wird von Gesenius von den phönicischen Worten: Beth Agaset (בֵּית אַגָּזוּת) abgeleitet, welches „Haus des Schatzes" bedeutet.

Die Gegend unmittelbar um Suk-Harras bildete einen lieblichen Contrast gegen die düstere Schwermuth und das wüstenartige Nebelgrau der eben durchwallten Landschaft. Da lag das kleine Dorf am Ufer des rieselnden Medscherda (dem Bagrada der Römer) hingegossen. Bäume des Nordens, Ulmen und Pappeln, wuchsen an dem Rande des klaren Wassers und zahlreiche Wiesenbächlein zogen strahlend über die schmelziggrünen Teppiche — man hätte sich in eine europäische Landschaft unter afrikanischen Himmel versetzt glauben können.

Die Alten scheinen sich von der Größe des Bagrada, an

welchem Thagaste lag, mitunter übertriebene Begriffe gemacht zu haben. Er ist zwar ein angenehm rieselndes, in Afrika immerhin erfreuliches Flüßchen, aber seine Proportionen sind doch nur die eines starken deutschen Baches. Um so mehr muß es unser Erstaunen erregen, wenn wir im Bellum Punicum des Silius Italicus (Lib. VI. 140) folgende Verse lesen:

> Turbidus arentes lento pede fulsit arenas
> Bagrada, non ullo Libycis in finibus amne
> Victus, limosas extendere latius undas.

Der größte Fluß in Libyen, d. h. im ganzen Nordwesten von Afrika! Die Römer dehnten ihre poëtischen Uebertreibungen doch manchmal gar zu weit aus.

Die Bevölkerung von Suk-Harras bildete ein buntes Durcheinander; hier hatten sich Tunifer, durch die größere Sicherheit des Grundbesitzes, die sie unter Frankreich zu genießen hofften, von ihrer nahen Heimath hergelockt, neben einheimischen Juden und den Mzabiten der Sahara niedergelassen. Ein kleiner Kern europäischer Bevölkerung hatte die hundert französischen Häuser ins Dasein gerufen, welche diese sogenannte Stadt bildeten, deren Straßen interessante Namen aus der Geschichte Numidiens, wie Rue de Massiniſſa, Rue de Jugurtha, Rue de Scipion, führten. Von antiken Resten konnte ich nichts Nennenswerthes entdecken. Man will hier eine Inschrift gefunden haben, welche dem Andenken des heiligen Alypius, des Freundes des Augustinus und langjährigen Bischofs von Thagaste, gewidmet war. Alypius zeichnete sich durch seine Beredsamkeit in Karthago aus, wo er die drei Concilien, das von 403, das von 411 und das von 419, besuchte. Als Freund des Augustinus, war

er natürlich katholisch. Der Donatismus erfreute sich jedoch ebenfalls in Thagaste großen Anhangs.

In Suk-Harras wählten wir unser Nachtquartier im Hause eines einheimischen Juden, Namens Brahim, der zwar keinen regelmäßigen Gasthof hielt, es aber doch der Mühe werth fand, die seltenen Touristen, welche sich nach diesem verlorenen Winkel Algeriens verirrten, zu beherbergen und zu prellen. Letzteres schien ihm eine gewisse Nothwendigkeit jetzt besonders wünschenswerth zu machen. Er behauptete nämlich, vor Kurzem von einer Bande Tuniser beraubt worden zu sein, und da war es natürlich, daß die Touristen ihn für den Raub schadlos halten mußten. Wie besagte Tuniser freilich es angefangen hatten, den Raub auszuüben, das konnte in Suk-Harras Niemand begreifen. Niemand hatte sie gesehen, Niemand wußte etwas von ihnen, Niemand glaubte an sie. Aber Brahim behauptete, das Opfer ihrer räuberischen Pläne geworden zu sein. In Folge davon zahlte er keine seiner Schulden und prellte die Reisenden desto mehr. Böse Zungen wollten freilich behaupten, die besagten Tuniser wären Niemand anders als — er selbst, seine Gattin und sein Sohn gewesen und das geraubte Geld sei nach Constantine geschickt worden, wo es jetzt gute Zinsen — etwa 75 Procent, in Algerien nicht ungewöhnlich — eintrüge.

Wie dem auch sein mochte, Brahim spielte seine Rolle auf's Natürlichste und seine Gattin und sein Sohn gaben die Stichworte vortrefflich. Er sah so kläglich aus, seine zwei jüdischen Hängelocken hatten etwas Trauerweidenartiges, sein Mund verzog sich in solch' excentrische Winkel und die Thränen, echte Naturthränen ohne Zwiebelbeigeschmack, flossen die fahlen Wangen

hinab. War dieß alles nur Verstellung, so war an Brahim ein großes Talent verloren gegangen. Seine Vocation als Bühnenheld hatte er offenbar verfehlt.

Siebentes Kapitel.

Tiffesch.

Reise von Suk-Harras nach Tiffesch. — Madauri Municipium. — Tiffesch. — Tipasa Numidiae. — Bekanntschaft mit arabischen Vagabunden. — Deutliche Anzeigen räuberischer Absichten. — Mein Reisegefährte holt zwei Spahis zur Bedeckung herbei. — Abreise von Tiffesch. — Der Uëd Meskiana. — Zusammentreffen mit den Räubern. — Flucht der Spahis. — Wir werden beraubt. — Großmuth der Spitzbuben. — Kasr el Bu. — Der ungläubige Scheikh. — Tebessa. — Fruchtlosigkeit jeder Verfolgung der Räuber.

Zum großen Unwillen Hamed's setzten wir unsere Reise nach Tebessa schon am Morgen nach unserer Ankunft in Suk-Harras weiter fort. Wie gern hätte er sich einige Tage ungestört seinem „Kif" gewidmet! Dieser faule junge Maure konnte durchaus nicht begreifen, warum wir in dieser uncivilisirten Gegend herumstreiften. Er hatte gehofft, bald Constantine zu erreichen. Ihm war die ganze übrige Provinz, außer der Hauptstadt, nicht der geringsten Beachtung werth. Aber Constantine versprach ihm viele arabische Kaffeehäuser und maurische Café's chantants, in denen er gemüthlich die Tage versitzen, Cigarretten verrauchen und dabei sein geliebtes schwarzes Getränk wohl

zwanzig Mal des Tages schlürfen konnte. Wie groß war jedoch sein Schrecken, als ich ihm hier mittheilte, wir würden, ehe wir Constantine erreichten, noch ungefähr 6 Tage auf der Reise zubringen, nämlich drei von Suk-Harras nach Tebessa und eben so viel in directer Linie von letzterem Orte nach Constantine. Nach ihm war es ein höchst sinnloses Unternehmen, blos um „alte Steine" anzusehen, wie er die römischen Ruinen nannte, in unwirthbaren Gegenden umherzuirren. Mit sichtlicher übler Laune setzte sich dieser Sohn Algiers, der für nichts Sinn hatte, als das faule vergnügungssüchtige Städteleben, auf seinen Maulesel, um in unserer Begleitung gen Tiffesch aufzubrechen.

Wir folgten anfangs dem Laufe der Medscherda. Am Ufer dieses krystallklaren Flüßchens prangten, gleich einem Rubinenkranze, den Demantstrahl des Wassers einfassend, zwei lange Reihen hoher Gesträuche, von herrlichen rothen Blüthen bedeckt. Es waren die lieblichen Blumen der prachtvollen orientalischen Alpenrose, Rhododendron pontianum. Viele hatten freilich schon ausgeblüht. Aber die fingerlangen carminrothen Blüthen, trotz der vorgerückten Jahreszeit, ballten sich noch hie und da zu vollen Kugeln, welche gleich Feuerballons den Fluß umschwebten. Die Medscherda zog ihren Silberstreifen dem Fuße des Dschebel Madauruh entlang, welcher Berg schon bei den Alten unter dem Namen Madaurus bekannt war. Ja er war sogar berühmt gewesen, denn auf seinem breiten Rücken lag die gleichnamige Stadt Madauri municipium, (das *Μαδουρος* des Ptolemäos), in welcher Apulejus das Licht der Welt erblickt und wo der heilige Augustinus seine Studienzeit verlebt hatte. Bekanntlich war

der große Kirchenvater in seiner Jugend ein lockerer Vogel gewesen und Madaurus wird wohl den Schauplatz mancher seiner kleinen Jugendsünden abgegeben haben. Wenigstens wird die Plünderung eines Birnbaums, welcher der Heilige als Schuljunge oblag und deren er sich selbst in seinen „Confessiones“ als eines „peccatum mortale“ anklagt, in diese Gegend zu verlegen sein. Die Bewohner von Madaurus waren zum Theil gute Römer und blieben als solche dem Heidenthum bis ins fünfte Jahrhundert treu.

Mannert will nicht gestatten, daß das Madaurus des Apulejus und das Madaurus des Augustinus eine und dieselbe Stadt gewesen sei. Der große Geograph sucht die Vaterstadt des Apulejus in dem bei Theveste gelegenen „Ad Meteram“ und stützt sich darin auf Shaw, der die Ruinen von Madaurus bei Theveste beschreibt. Aber Shaw hielt Tiffesch und nicht Tebessa für Theveste. Deßhalb kann Madaurus recht gut diejenige Trümmerstadt sein, welche Shaw beschrieb. Ich habe sie nicht gesehen. Aber sie soll, wie mir Araber versicherten, von Ruinen von Festungsmauern umgeben sein. Dieß entspricht der Bedeutung einer Militärcolonie, was doch Madaurus war. Apulejus sagt von seiner Vaterstadt, Metamorphos. L. XI: Deinceps Veteranorum militum nova conditu splendidissima colonia sumus.

Unsern Mittagshalt machten wir bei dem kleinen Orte Tiffesch. Tiffesch war der Namensähnlichkeit wegen lange für das Theveste der Römer gehalten worden. Heut zu Tage ist man jedoch nicht mehr im Zweifel darüber, daß Tiffesch an der Stelle des einstigen Tipasa Numidiae liegt, während Theveste

in dem etwa einen Breitegrad südlicher gelegenen Tebessa gesucht werden muß. Wer mit den im Volksmunde vorgegangenen Verwandlungen römischer Namen in arabische vertraut ist, der hätte niemals in den obigen Irrthum verfallen können. Denn er würde gewußt haben, daß die Araber für den ihrem Alphabet abgehenden Buchstaben P. gerne ein F. setzen, sowie sie für das ihnen gleichfalls fehlende V. stets B. gebrauchen. Die Verwandlung von Tipasa in Tiffesch und von Theveste in Tebessa entspricht durchaus dieser Regel. Einen Uebergang zwischen dem römischen Namen Tipasa und dem heutigen Tiffesch bildet der mittelalterliche arabische Name, welchen El Bekri anführt: Tifasch. Um so mehr ist es zu verwundern, daß der Vater aller afrikanischen Touristen, Dr. Shaw, in den oben erwähnten Irrthum gerieth, den ihm seitdem Mehrere, unter Anderen Monseigneur Dupuch, der abgesetzte Bischof von Algier, in seinen „Fastes sacrés de l'Eglise d'Afrique", nachbuchstabirt haben.

Tipasa wird von Ptolemäos nicht erwähnt. Dieser Geograph kennt nur das Tipasa Mauritaniae. Das Itinerar und die Peutingerische Tafel führen beide das Tipasa Numidiae an. Ersteres giebt ihm eine Entfernung von 93 Milliarien von Cirta, was ziemlich zutreffend ist, da diese Entfernung etwa 130—140 Kilometer beträgt. Die Peutingerische Tafel giebt uns nicht die Entfernung zwischen Cirta und Tipasa, obgleich sie eine Straße über Castellum Fabatianum (Anunah), Thibilis (Aïn Babusch) und Capreria, von Cista nach Tipasa führend, zeichnet. Aber die Tafel hat, wie schon oben gesagt, unterlassen, uns die Entfernung zwischen Castellum Fabatianum und Cirta

anzugeben, so daß dieß auf alle Entfernungsangaben auf dieser Route störend einwirkt.

Der Name Tipasa ist nach Gesenius phönicischen Ursprungs und wird von Beth Iphas (בת-פז) abgeleitet, welches „Haus des Goldes" bedeutet. Die Benennung von Tipasa kann also der von Thagaste, dem „Hause des Schatzes", ziemlich nahe.

Ein phantastisch vom Zufall zusammengerüttelter Ruinenhaufen, ein Steinbruch, aus dem die Herren der Welt ihr Baumaterial bezogen, das war Alles, was jetzt noch an das einstige Tipasa Numidiae erinnerte.

Das Tipasa Numidiae wird als ein Bisthum angeführt. Sein Bischof Firmus wurde auf dem Concil von Constantinopel 553 erwähnt, wo nur sehr wenige numidische Bischöfe gegenwärtig waren. Dieser Umstand spricht für die Bedeutung des Bisthums von Tipasa.

Tiffesch liegt in einem der fruchtbarsten Thäler der Provinz Constantine. Sein Ackerbau schien jedoch vernachlässigt. Die umwohnenden Stämme zogen es offenbar vor, sich hauptsächlich mit Viehzucht zu beschäftigen.

Eine Anzahl zerlumpter Beduinen kauerte auf den Trümmern des einstigen Municipiums. Als sie uns im Dorfe anhalten sahen, trennte sich plötzlich einer von der schmutzigen Masse seiner Gefährten ab, um auf uns zuzueilen. Nach einigen höflichen Begrüßungsworten in der Lingua franca, wie „Bono francis", „Bono besaff", (d. h. der Franzose ist gut, sehr gut) fing er an, uns zu fragen, ob wir arabisch verstünden — eine Frage, die wir bejahten, da wir nicht nur einen Mauren bei uns hatten, sondern auch ich im Stande war, mich ziemlich

geläufig auf arabisch auszudrücken. Mein liebenswürdiger Reisegefährte wollte jedoch weder Hamed noch mir die Ehre der Wortführung zukommen lassen. Eine verzeihliche Eitelkeit trieb ihn an, — ohne Zweifel, um uns seine, uns bisher unbekannten, philologischen Kenntnisse zu offenbaren, — selbst das Wort zu ergreifen und zwar auf arabisch. Wenigstens versicherte er mir später, daß es arabisch gewesen sei, und habe er besagtes Kauderwelsch, als solches, in Paris nicht ohne große Mühe erlernt. Aber keiner von den Kindern Ismaëls verstand auch nur ein Wort von besagtem Arabisch und nachdem sie lange verblüfft den Franzosen angestiert hatten, wendeten sie sich zuletzt an Hamed mit der Bitte, er möge ihnen das „Französisch" meines Freundes, denn dafür hielten die ungebildeten Menschen sein Arabisch, übersetzen. Später kam es heraus, daß dies Kauderwelsch klassisches Arabisch sein sollte. Einige andere Araber, welche hinzugekommen waren, schnappten einige Worte auf und sagten, es sei wohl ein Arabisch, aber es sei kein Arabisch, welches man verstehen könne. Hamed hatte es auch nicht verstanden und konnte es folglich nicht übersetzen, ließ sich aber nun auf eigene Faust mit den Arabern in's Gespräch ein und erfuhr von diesen, daß sie uns nur deßhalb angeredet hatten, um uns zu warnen, unsern Weg weiter fortzusetzen, da die Gegend von Tiffesch nach Tebessa höchst unsicher sei. Ein gewisses verdächtiges Blinzeln mit dem einen Auge von Seiten des Wortführers der Araber, welches auf Hamed gerichtet war, was jedoch dessen schläfriges Hirn nicht verstand, flößte mir den Verdacht ein, die Räuber, vor denen sie uns warnten, möchten wohl keine Anderen, als unsere neuen Bekannten selber sein. Man wird

unten sehen, daß ich mich nicht geirrt hatte. Die Biedermänner wollten uns nur gleich hier unseren Freipaß bezahlen lassen und sich so die Mühe ersparen, uns auf dem Wege auflauern zu müssen. Durch diesen zarten Wink, den der dumme Hamed nicht verstand, wünschten sie ein Geschäft mit uns einzuleiten. Ich theilte meinen Verdacht dem Franzosen mit und war, schon auf solche Fälle durch ähnliche Erfahrungen aus meinen Reisen im Orient vorbereitet, und wohl wissend, daß Nachgeben hier das Klügste sei, dafür, den Räubern gleich hier unseren Tribut zum Opfer zu bringen. Aber mein Reisegefährte, ein echter Sohn Galliens, brauste über die Anmaßung und Unverschämtheit dieser Spitzbuben auf. Lieber, als sich einem so demüthigenden Tribut zu unterwerfen, wollte er es darauf ankommen lassen, angegriffen zu werden und hoffte sich glänzend vertheidigen zu können. Aber er sah doch ein, daß wir zu Dreien diesen räuberischen Beduinen nicht gewachsen sein würden. Er bot sich deßhalb an, in Person nach Suk-Harras zurückzukehren, um von dem Commandanten des Bureau arabe sich zwei Spahis zur Bedeckung auszubitten. Wir hatten auf dieser Tour den sonst unvermeidlichen Spahis nicht für nöthig erachtet, da Hamed diese Reisen schon einmal gemacht und folglich als Wegweiser dienen konnte und zu etwas Anderem als zum Wegweiser ist doch kein Spahis etwas nutze. Wir waren also ganz ohne militärische Bedeckung und hätten wohl gethan, es auch zu bleiben, denn der Schutz, den man von einem Spahis erhält, ist höchst precärer Natur. Ich konnte jedoch meinem Reisegefährten das Versprechen nicht verweigern, ihn hier in Tiffesch zu erwarten, bis er mit den 2 Spahis zurückgekehrt sein würde. Ich schickte mich

also an, in einem kleinen arabischen Hause den Nachmittag und die Nacht zuzubringen, denn nun war an ein Weiterreisen für heute nicht mehr zu denken. Die Reise nach Suk-Harras und zurück nahm allein schon beinahe einen Tag in Anspruch. Um uns die Langeweile zu vertreiben, besuchte ich mit Hamed ein Gurbi, welches ein arabisches Kaffeehaus vorstellte, wo ich mich in Mitte unserer Spitzbuben befand. Hier begnügten sie sich nicht mehr mit Zeichen und Blinzeln, um uns ihre wahre Absicht zu bekunden. Als wir angekommen waren, hatten sie noch gefürchtet, es möchten vielleicht mehrere Spahis nachkommen. Nicht als ob sie vor diesen große Angst gehabt hätten, aber sie wollten jeden Zeugen Dessen, was sie vorhatten, vermeiden. Diese Burschen waren nicht ohne Gemüthlichkeit; ich gewann sie ganz für mich, als ich ihnen erzählte, daß ich dafür gewesen sei, sie gleich mit einer Summe abzufinden, anstatt die Spahis zu holen, welche, wie ich mit Richtigkeit voraussah, uns doch nichts helfen würden.

Erst in später Nacht kehrte der Franzose mit zwei arabischen Spahis zurück.

„Glauben Sie," fragte ich ihn, „daß diese Burschen uns viel nützen werden?"

„Ich glaube," entgegnete er, „daß sich alle Araber entsetzlich vor Jedermann fürchten, der französische Uniform trägt."

„In andern Theilen Algeriens," wandte ich ein, „mag dieß der Fall sein. Aber hier sind wir zu nahe an der tunisischen Grenze. Unsere Berauber brauchen nur einen Ritt von einer halben Stunde, um hinüber zu fliehen, und wie soll ihnen dann ein Spahis nachsetzen?"

„Aber diese Leute werden uns wenigstens vertheidigen!"

„Glauben Sie das? Nun wir werden bald Gelegenheit haben, uns von ihrem Muthe zu überzeugen."

Am frühesten Morgen rückten wir unter der Bedeckung der beiden mühsam herbeigeholten Spahis von Tiffesch aus. Wir folgten dem Laufe des Flüßchens gleichen Namens durch die fruchtbare Ebene, welche von dem berüchtigten Stamme der Ulad Si Musah bewohnt wurde. Gegen Mittag erreichten wir Ain Gurmat, in dessen Nähe wir einige Trümmer römischen Ursprungs in Mitte des Gestrüppes von Zwergpalmen aufragen sahen. Sie waren ohne Bedeutung. Welcher Station sie angehören, ist noch unklar. Dann beschrieb unser Pfad einen Halbkreis um den Fuß des felsigen Dschebel Taruguelt, bis er in die steppenartige Ebene, El Ergebiah, mündete. Drei Flüsse durchzogen diese baumlose Landfläche: der kleine Uëd Dschedi, der Uëd Scharaguy und der bedeutendere Uëd Maleh, oder salzige Strom, dessen Laufe wir von nun an bis an die Stelle folgten, wo er in den mächtigeren Uëd Meskiana sich ergießt. Letzterer Fluß beschreibt seinen Lauf majestätisch und langsam gegen Kasr el Bu, einen kleinen Ort, zu, welcher uns zum Nachtquartier bestimmt war. Wir sollten ihn jedoch nicht erreichen, ohne vorher ein höchst unangenehmes Abenteuer bestanden zu haben.

Bis hierher hatten wir von den Räubern noch keine Spur entdeckt. Vielleicht, daß wirklich die beiden Spahis ihnen Respect einflößten? Mein Reisegefährte glaubte schon mit dem Herbeiholen derselben das Richtige gethan zu haben und triumphirte. Aber sein Triumph sollte nicht von langer Dauer sein. Plötzlich, nachdem wir noch nicht lange den Uëd Maleh bei seiner Mün-

dung in die Meskiana überschritten hatten, kam eine Schaar bernusbehängter Reiter auf uns zugesprengt. Ich erkannte sogleich unsere Räuber. Ihre Absicht war unverkennbar. Der Franzose schickte sich an, Feuer zu geben, aber ich riß ihm das Pistol aus der Hand — ein Umstand, der uns das Leben rettete, denn ein Tropfen arabischen Blutes, von uns vergossen, hätte nur mit unserem Leben bezahlt werden können. Aller Widerstand wäre hier Tollheit gewesen. Die Beduinen hatten bei weitem die Ueberzahl und wir konnten nur auf uns beide selbst, nicht aber auf die Spahis und noch weniger auf Hamed rechnen. Die Spahis, unsre officiellen Vertheidiger, hatten, sowie sie die Räuber herankommen gesehen, bereits im schnellsten Galopp ihrer Pferde die Flucht ergriffen. Hamed verkroch sich in ein Gebüsch, woraus er mit Kolbenstößen der Beduinen getrieben und seiner Uhr und Baarschaft beraubt wurde. Dasselbe Schicksal, jedoch ohne die Kolbenstöße, wurde uns zu Theil. Ich machte „bonne mine à mauvais jeu“ und ließ mich gutmüthig ausplündern. Mein Reisegefährte war vernünftig genug, meinem Beispiele zu folgen. Die plötzliche Flucht der Spahis, auf deren kriegerische Eigenschaften und kühne Vertheidigung er sich so sehr verlassen, hatte auf ihn den Einfluß geübt, daß er vor sprachlosem Erstaunen wie erstarrt dastand. Er hatte mit Sicherheit auf den Muth dieser Tapfern gerechnet.

Die Räuber nahmen uns nur unser Geld, Uhr, Ringe, kurz alles, woran Gold und Silber war, und ließen uns großmüthig im Besitz unserer Maulthiere und des Gepäckes. Ihr gestriger Wortführer fragte den Franzosen jetzt spottend, wozu ihm die beiden Spasis genützt hätten? Da aber die Frage nicht

in meines Reisegefährten — seinem in Paris erlernten — Arabisch gestellt worden war, so entging ihm die Pointe dieses banditischen Sarkasmus. Schon glaubten wir die Räuber los zu sein, als plötzlich einer der davoneilenden Beduinen zurückgesprengt kam und — zu unserem unendlichen Erstaunen — uns drei Duros, ungefähr 15 Franken, von dem gestohlenen Gelde einhändigte, mit der Bemerkung, dieß geschehe nur in Rücksicht auf meine offen geäußerte Absicht und meinen Rath, schon in Tiffesch den Tribut an die Herren des Weges — so nannten sich euphemistisch die Räuber — zu zahlen. Wäre man jenem Rathe gefolgt, so würde uns dieser Tag nicht unsere Uhren, nicht all' unser Geld, sondern nur einen Theil unserer Baarschaft gekostet haben, so meinte der Räuber.

Diese 15 Franken, welche wir der Großmuth der Spitzbuben verdankten, kamen nicht unerwünscht. Denn erst in Tebessa sollte es uns gelingen, uns baares Geld zu verschaffen und wir waren noch über eine Tagereise davon entfernt. Da standen wir auf freiem Felde, allein mit unserer Noth. Niemand, dem wir sie hätten klagen können, denn die Spahis bekamen wir nicht wieder zu sehen. Mein Reisegefährte war sichtlich beschämt und sagte kein Wort. Hamed hing den Kopf und rieb sich zuweilen den Rücken, wo die Kolbenstöße, die ihm seine Glaubensbrüder versetzt, große blaue Mäler hinterlassen hatten. Mit gedemüthigten Mienen traten wir unsere Weiterreise nach Kasr el Bu an, welches wir gegen Abend erreichten.

Kasr el Bu war ein kleines elendes Dorf, von Eingebornen bewohnt, wo wir Mühe hatten, Unterkommen zu finden. Hier wollte komischer Weise Niemand an unser Abenteuer glau-

ben. Der Scheikh des Orts wurde sogar zornig, als wir ihm die Sache erzählten. Er behauptete, wir übertrieben. — Später erfuhr ich, daß er die ganze Sache nach Constantine berichtet habe, aber so, als wäre sie ganz wo anders und außerhalb seines Wirkungskreises vorgefallen.

Hamed war vor lauter Schrecken so angegriffen, daß er sich mit einem Fieber niederlegte.

Am dritten Tage nach unserer Abreise von Suk-Harras, gen Abend, erreichten wir Tebessa, wo ich zum Glück, vermöge eines Creditbriefes an einen Specereihändler — denn diese Kleinhändler bilden die einzigen Banquiers der unbedeutenderen Orte von Afrika — mir die Mittel verschaffen konnte, unsere geleerten Taschen wieder zu füllen. Bei besagtem Krämer wohnten wir auch, da Tebessa sich keines Gasthofes erfreute, und speisten mit ihm und seiner Familie, in dem Speisesaal, d. h. in dem Specereiladen.

Auch in Tebessa hielt es schwer, die Leute von der Wirklichkeit unseres Abenteuers zu überzeugen. Hamed's Zeugniß ließ Niemand gelten: er lüge, damit ihm das Bureau arabe Entschädigung für sein gestohlenes Gut gäbe. Ich war hinreichend von der Justiz des Bureau arabe unterrichtet, wußte wohl, daß eine Entschädigung rein illusorisch, daß das Gestohlene unrettbar verloren sei und that deßhalb auch nicht die geringsten Schritte, um den Räubern nachsetzen zu lassen. Diese Biedermänner befanden sich ohne Zweifel längst schon in Sicherheit und erwarteten wahrscheinlich im Tunisischen die günstige Gelegenheit ab, ihren Streich wiederholen zu können.

Achtes Capitel.

Tebessa.

Das antike Theveste. — Römischer Ursprung seiner Bewohner. — Wohnung bei einem „épicier“. — Ein einbalsamirter Altrömer. Römische Gebäude. — Die Citadelle des Patricius Salomon. — Basilika. — Kirchengeschichtliches. — Der archäologische épicier und seine „Venus“.

Tebessa ist vielleicht die sichtbarste Spur ihrer Herrschaft, welche die einstigen Könige der Erde in Afrika zurückgelassen haben. Man könnte freilich mit beinahe demselben Rechte Lambessa den ersten Rang zuerkennen, aber Lambessa ist eine unbewohnte Steinmasse, während Tebessa nicht nur in seinen Bauten, sondern selbst in seinen Bewohnern an die Herren der Welt erinnert. Ein eigenthümliches Völkchen ist es, welches in dieser Ruinenstadt sein Dasein fristet. Ohne irgend eine nachweisbare Verwandtschaft mit den kabylischen und arabischen Stämmen der Nachbarschaft, anscheinend frei von allen Banden mit der übrigen muselmännischen Bevölkerung der Provinz, soll es sich rühmen, von den glorreichen Insassen der Siebenhügelstadt selbst abzustammen. In der That erscheint es in Sitte, Gewohnheiten, Lebensart, ja selbst in den Physiognomien verschieden von seinen Nachbarn. Wer kann beweisen, daß sie Unrecht haben, wenn sie glauben, von den alten Römern abzustammen? Freilich wer kann auch wieder beweisen, daß sie Recht haben? Aber ein bemerkenswerther Zug bleibt es doch immer, daß diese Leute, die doch Muselmänner sind, wie alle ihre Nachbarn, sich rühmen, von jenem großen Volke von Heiden abzustammen, dem der Islam sonst so allgemeine Verachtung weiht. Als die Franzosen

im Jahre 1842 zum ersten Male Besitz von dieser antiken Stadt nahmen, fanden sie noch die römische Münze als vorherrschendes Verkehrsmittel der Bewohner. Natürlich hat die Sprache und Religion dieser möglichen Abkömmlinge der Kinder Latiums im Laufe der Jahrhunderte der des muselmännischen Propheten weichen müssen, — aber diese Leute unterscheiden sich wenigstens dadurch vortheilhaft von den übrigen Muselmännern, daß sie überhaupt etwas von der Existenz ihrer muthmaßlichen Vorfahren wissen und daß ihnen nicht, wie den übrigen Arabern, Rumih (Römer) mit Europäer gleichbedeutend ist.

Nie in meinem Leben hatte ich noch etwas in seiner Art so Originelles gesehen, wie dies Tebessa. Eine antike Stadt, mit antiken Häusern, welche noch bewohnt wurden, wie zur Zeit des Königsvolkes! Denn alle Häuser Tebessa's waren römischen Ursprungs, entweder auf den antiken Fundamenten mit dem Material der römischen Ruinen neu auferbaut, oder zum Theile noch wirkliche römische Häuser.

Ja der „épicier" selbst, bei dem ich wohnte, hatte ein einstiges römisches Haus inne! Es war freilich jetzt kaum mehr kenntlich, daß es den Besiegern Jugurtha's seine Existenz verdanke. Das Atrium war bedeckt und in den Specereiladen verwandelt worden. Im Peristylium hatte man prosaischer Weise — Schweineställe angebracht. Die Säulen, wenn es Säulen besaß — denn sehen konnte man keine, — waren durch moderne Backsteinmauern verdeckt worden. Aber es war doch, wenn auch französirt, ein römisches Haus.

Der „épicier" selbst hatte eine Idee davon, was die alten Römer gewesen seien! Dieß bewies schon der Einfluß der archäo-

logischen Emanationen, welche aus dieser antiken Stadt aufsteigen mußten. Denn welcher Specereikrämer in einer andern Stadt, als Tebessa, hätte von der Geschichte des Alterthums auch nur die blasseste Idee gehabt? Aber dieß war eben ein „épicier“ von Tebessa, der Römerstadt!

Unser erster Ausgang in Tebessa sollte nur den Zweck haben, uns eine allgemeine Idee, einen ersten Eindruck, von diesem Stück Römerthum zu verschaffen. Wir gingen zwischen zwei Reihen niederer Häuser hin, welche, wenn auch jetzt französirt, doch ihren wahren Ursprung deutlich verriethen. In einem arabischen Kaffeehaus ließen wir uns nieder, um hier auch die Bewohner genauer zu examiniren, ob auch sie wirklich Exemplare von überliefertem Römerthum seien.

„Sehen Sie diesen alten Mann,“ rief mir mein Reisegefährte zu, „sollte man nicht sagen, Marius auf den Ruinen von Karthago?“

Der alte Mann war in der That sehenswerth. Auf einem Haufen antiker Trümmer — denn, wenn in Tebessa noch viele Römerhäuser stehen, so liegen doch noch viel mehr in Schutt und Asche — saß ein Greis von erhabenen Zügen. Er trug das Haupt bloß und zeigte eine kahle, aber edelgeformte Denkerstirn, unter der ein paar Augen voll Kühnheit und Herrschersinn hervorleuchteten. Sein Mund war edel und stumm, seine Lippen fein geschnitten, seine Nase stark gebogen. Sein Körper war der Torso eines Hercules, auf dem ein Priamushaupt ruhte. Seine Kleidung waren Lumpen, in die er sich malerisch drapirte. Er war zwar nur ein Bettler; aber Stolz, echter Römerstolz sprach aus seinen ausgehungerten Zügen. Mein Reisegefährte stand auf und brachte dem

Bettler eine Tasse Kaffee. Der Alte nahm die Tasse, aber mit einem Blicke, würdig eines Scävola, welcher sagen wollte: „Ich erweise dir eine Gnade, o Fremdling, indem ich dieß von dir annehme!“ Der alte Mann war ein einbalsamirter Römer, der sich wunderbar beim Leben erhalten hatte. Aber der alte Mann war leider auch das einzige Exemplar vom lebendem Römerthum, welches wir in Tebessa erblicken konnten. Die andern Einwohner, welche wir beobachteten, glichen den Arabern und Beduinen der Umgegend in ihren Physiognomien durchaus. Dieß wäre übrigens selbst dann nicht zum Verwundern, wenn sie auch wirkliche Nachkommen der einstigen Bewohner von Theveste wären, denn unter die Bewohner einer Colonie mischten sich gewiß auch Eingeborne; und schon Strabo erwähnt, wie sehr die autochthonen Numiden den Arabern in ihrer Gesichtsbildung glichen.

Die einzelnen römischen Denkmäler dieser Stadt, welche keinen Stein moderner Zuhauung besitzt ,alle aufzuführen, wäre eine Arbeit, würdig eines Foliobandes. Eine vollkommen wohl erhaltene römische Pforte, ein Tempel, ähnlich dem von Nismes, welcher unter dem Namen „Maison carrée“ bekannt ist; eine Reihe römischer Thermen, ähnlich denen des Caracalla in Rom; eine ausgedehnte Nekropole; ein Forum; eine Basilika und vor allen Dingen die Citadelle, eine wahrhaft imposante Steinmasse, welche mit ihren gigantischen Formen und ihren ausgedehnten Ringmauern an und für sich schon eine Art von Stadt bildete: das waren die Hauptgebäude. An den Steinen dieser Citadelle ließ sich die Geschichte von Tebessa lesen, nicht nur aus ihren Inschriften, sondern vorzüglich aus der Zusammen-

setzung ihres Materials, welches aus den Resten der zerstörten Bauten der verschiedensten Epochen zusammengelesen war. Die Stadt Theveste, welche zuerst Kaiser Hadrian durch seinen Statthalter Secundus Metellus hatte erbauen lassen, war zur Zeit der Römerherrschaft selbst schon mehrmals von aufrührerischen numidischen Stämmen zerstört, aber jedesmal von den siegreichen Herren der Welt wieder auferbaut worden. Die Vandalen zertrümmerten die Citadelle, die Befestigungswerke und die Stadtmauern und ließen die unglückliche römische Colonie jeder Willkür der eingeborenen Stämme ausgesetzt. Um einen solchen Uebel abzuhelfen, führte nach dem Fall der Vandalenherrschaft der Patricius Salomon, der Festungserbauer von Afrika, die jetzt noch bestehende byzantinische Citadelle auf. Da dieß ein Werk der Noth und der Eile war, so wurde, wie bei allen Bauten des edeln Patricius, die Kunst auch hier durchaus vernachlässigt, welche ohnehin schon zu jener Zeit bei ihrem tiefsten Verfall angekommen war. Dennoch imponirt die Citadelle von Theveste durch ihre Großartigkeit, wenn sie auch, was ihren Styl betrifft, als ein architektonisches Monstrum erscheinen muß. Wie alle Schöpfungen des Nachfolgers Belisars, so ist sie nichts als eine Zusammenstellung des Baumaterials aller früheren Epochen, in der römische Säulenarchitrave aus der Blüthezeit der Kunst, Marmortafeln mit Inschriften aus der Epoche der colonialen Wichtigkeit und Quadersteine römischer Kasernen mit numidischen Götzenaltären, plumpen Pilastern aus der christlichen, kunstarmen Epoche abwechseln und, zu einem bunten Chaos zusammengewürfelt, ein Ganzes bilden, dessen Zweck war, die sinkende Macht Ostrom's in dieser von Feinden

strotzenden Gegend aufrecht zu halten. Sonderbarerweise wurde diese Festung später von den Arabern nicht zerstört. Sie steht beinahe unversehrt noch heute — ein sprechendes Denkmal des Kunstverfalls zur Zeit ihrer Erbauung und der, freilich wenig ruhmreichen, Geschichte der byzantinischen Herrschaft in Afrika. Die Citadelle besteht aus zwei von einander abgesonderten Haupttheilen, welche nur durch die gemeinsame Ringmauer zu einem Ganzen geschaffen werden. In dem einen Theile hat man, seiner Aehnlichkeit wegen mit andern römischen Bauten gleicher Bestimmung, die byzantinische Kaserne wiedererkannt. Der andere Theil war, wie man aus hier gefundenen Inschriften entdeckt hat, eine Art von befestigtem Kloster. Seltsam bezeichnend für dieses Volk von theologischen Pfuschern, die Byzantiner, für dieses Volk, welches Alles, selbst seinen vielgeliebten Circus vergaß, wenn es galt, über den Logos oder über die zwei Naturen in Christus zu disputiren, für dieses Volk von Mönchen und Pfaffen, — daß ein Kloster in der Citadelle einer großen Festungsstadt lag, daß ein Kloster einen der wichtigsten Theile seines Soldatenquartiers, der Citadelle, ausmachte! Mönche und Krieger lebten in einer Festung zusammen! — erstere vielleicht oft kriegerischer, als letztere, und diese oft mönchischer, als jene, wie es das entartete Byzantinerthum mit sich brachte. Von den zahlreichen Wachtthürmen, welche die Ringmauer krönten, stehen jetzt noch zwölf aufrecht da. Man will gefunden haben, daß diese Thürme so gestellt seien, daß sie mehr geeignet gewesen wären, den innern Raum, welchen die Ringmauer umschloß, zu beherrschen und zu bedrohen, als nach Außen hin wirksamen Schutz zu gewähren. Diejenigen Archäo-

logen, welche dieß behaupten, nehmen an, daß man oft Unruhen von den im Klosterhof des Sonntags versammelten Landleuten der Umgegend zu befürchten gehabt habe. Diese Landleute waren, wie alle Numiden, wahrscheinlich nur sehr oberflächliche Christen, zum Theil noch ganz unbekehrt. Sie schlichen sich in die Citadelle, unter dem Vorwand, um die dort gelegene Klosterkirche zu besuchen und um daselbst von den Mönchen im Christenthum unterrichtet zu werden; aber in Wirklichkeit mochten sie wohl oft daran denken und es auch versucht haben, sich des Klosters sammt der Citadelle von innen zu bemächtigen; deßhalb die nach Innen gerichteteten Befestigungswerke. Diese Theorie hat Einiges für sich; doch vermochte ich nicht, mich von der Richtigkeit einer solchen strategischen Anlage der Thürme zu überzeugen. Befestigte Klöster waren übrigens zu jener Epoche keine Seltenheit; ein ähnliches, aber berühmteres, war das bei Karthago befindliche, in welchem im Jahre 545 der Gouverneur von Afrika, Areobindus, vor den sich auflehnenden Numiden Schutz fand.

Die alte christliche Kirche Tebessas fand ich ebenfalls zum Theil wohlerhalten. Sie besaß zwei Reihen korinthischer Säulen, zwei Längenschiffe, in Absiden endigend, und trug ganz den Charakter einer Basilika.

Ueber die Lage Theveste's an der Stelle Tebessa's kann wohl kein Zweifel mehr übrig sein. Das Itinerarium Antonini führt die Entfernung von Cirta nach Theveste als 137 Milliarien an. Dieß entspricht vollkommen der neuen französischen Wegmessung, welche 188 Kilometer zwischen Constantine und Tebessa angiebt. Ptolemäos nimmt einen Unterschied von 3° 40′ geographischer Länge zwischen Cirta und Theveste an.

Tebessa liegt aber nur anderthalb Grad östlicher, als Constantine. Hier müßte man also die Längengrade des Alexandriners noch kleiner annehmen, als sonst gewöhnlich in Algerien, wo man sie im Durchschnitt dreist auf die Hälfte reduciren kann.

Gesenius leitet den Namen Theveste von den phönicischen Worten Beth Ibeset (בת - יבשת) ab, welches „Haus der Trockenheit" bedeutet, allerdings eine richtige, noch heute passende Benennung für Tebessa.

Tebessa spielt in der Kirchengeschichte eine nicht unbedeutende Rolle, weniger wegen des Concils von Donatisten, welches nach der Angabe des heiligen Optatus hier (apud Thenestinam civitatem) stattgefunden haben soll, als wegen des Martyriums vieler Heiligen der katholischen Kirche, dessen Zeuge diese Colonia gewesen ist. Die berühmtesten dieser Märtyrer sind die in Italien noch hochverehrte heilige Crispina, welche 304 hier den Märtyrertod erlitt und der heilige Maximilianus, welcher unter dem Proconsul Dion, im Jahre 295, den Zeugentod starb. Theveste war schon im Jahre 255 ein Bisthum. Die Namen von vier seiner Bischöfe sind uns überliefert worden.

Ein Ausflug, welchen wir in der Nähe Tebessa's machten, führte uns an einen Steinbruch von kolossalen Dimensionen. Hier fanden wir noch halbausgehauene Säulen, welche zweifelsohne für römische Prachtbauten bestimmt gewesen waren und die noch so dastanden, wie sie der Meißel des weltbeherrschenden Volkes verlassen hatte. Einzelne der Steine, welche zu Boden lagen, waren mit angeschwemmtem Humus bedeckt, auf dem ein kleines Heer bunter Pflanzen seinen Farbenschmelz ergoß. Die Yucca gloriosa erhob ihr, einer kleinen

Dattelpalme gleichendes Haupt. Eine Art der Affodile (Asphodelus ramosus), in 3—4 Aeste getheilt, entfaltete ihre schilfartigen Blätter und öffnete noch, trotz der bereits vorgerückten Jahreszeit, einzelne ihrer hyacinthenförmigen fleischrothen Blüthen. Dazwischen wucherten, aromatisch duftend, der Thymian und das Heliotropium peruvianum.

Leo Africanus erzählt von einem Volke von Riesen, welches in Tebessa's Nähe gehaust hätte. Vielleicht, daß die sagenliebende Phantasie der Araber aus den Riesenkammern dieses Steinbruchs auf ein Riesenvolk schloß, welches dieselben bewohnt haben müsse.

„Nun? haben Sie die Ruinen meiner Römerstadt gesehen?" fragte unser Wirth beim Abendessen im Specereiladen, welches die einzige „table d'hôte" in Tebessa war. Der verruchte „épicier" nannte Theveste seine Römerstadt.

„Sie sind sehr interessant," sagte mein Reisegefährte.

„Ja! Aber das Schönste in Tebessa haben Sie noch nicht gesehen," rief triumphirend der Specereikrämer.

„Nun? Und das wäre?" fragten wir neugierig.

„Es ist die Statuette einer Venus, welche ich in den Ruinen entdeckt habe, und die ich in einem leeren Syruptopf in meinem Laden aufbewahre," erklärte der Gewürzhändler:

Er holte sie hervor aus dem Syruptopf, seine „Venus", zeigte sie uns mit strahlenden Blicken, und was sahen wir? — Eine kleine vergilbte, halbzerquetschte Figur aus Papiermaché oder Steinpappe, auf welcher ich einige Fabrikzeichen aus — Nürnberg erblicken konnte.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

Bayerische Staatsbibliothek München

Im Verlage der **Dürr**'schen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bauck, Otto, Aus der deutschen Bühnenwelt. Drmaturgische Studien über Theater und Theaterdichtung, Schauspielkunst und Schauspieler, mit Hinblick auf die Blüthezeit der Dresdener Hofbühne im Jahre 1854. Preis: brosch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bauck, Otto, Vom Literaturgeist unserer Tage. Aesthetische Unterhaltungen und Schlaglichter über Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa. Preis: brosch. 1 Thlr. 20 Ngr.

v. Bibra, E. Freiherr, Graf Ellern. Roman in 3 Bänden. Preis: brosch. 4 Thlr.

Böttger, Adolf, Gesammelte Werke. 6 Bände. Preis: brosch. 4 Thlr., in englischem Leinenband mit Goldschnitt 6 Thlr.

Brachvogel, A. E., Die Grafen Barfus. Historischer Roman. 4 Bände. Preis: brosch. 5 Thlr.

Deutsche Abende. Eine Novellen-Sammlung.

1. Band. Jugendliebe. Der Perlenschmuck. Die Heimkehr. Von Ewald August König. Preis: brosch. 24 Ngr.
2. Band. Napoleon I. in Boulogne. Von Adolf Görling. Einige Wochen auf dem Lande. Von Karl von Kessel. Preis: brosch. 18 Ngr.
3. Band. Schicksalswege. Von Agnes Lessad. Ein Emancipirter. Von Ewald August König. Preis: brosch. 18 Ngr.
4. Band. Die Primadonna. Vorurtheil und Liebe. Von Julius Mühlfeld. Preis: brosch. 18 Ngr,
5. Band. Von Ostern bis Pfingsten. Von Franz Pfalz. Das Taschentuch. Von R. E. Hahn. Preis: brosch. 18 Ngr.
6. Band. Die Ebenbürtigen. Von Eduard Heusinger. Wüstemark. Von Bernd von Guseck. Preis: brosch. 18 Ngr.
7. Band. Die Erbin. Von Ewald August König. Unter dem Doppeladler. Von Karl von Kessel. Preis: brosch. 18 Ngr.
8. Band. Caroline. Von Ed. Heusinger. Verschollen. Von Adolph Görling. Mondschein-Studien. Von Ernst Freiherrn von Bibra. Preis: brosch. 18 Ngr.

Ernesti, Luise (Malvine v. Humbracht), Unauflösliche Bande. Roman. 2 Bde. Preis: brosch. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Friedrich, Robert Hugo, Museum geistvoller Lebens-Gedanken. Preis: brosch. 15 Ngr.

Günther v. Freiberg, Fiamma. Roman. 2 Bände. Preis: brosch. 2½ Thlr.

v. Kessel, Karl Freiherr, Schill und seine Gefährten. Historische Novelle. Preis: brosch. 24 Ngr.

Kleinsteuber, Hermann, Das Schloß am Meere. Histor. Roman. 2 Bände. Preis: brosch. 2 Thlr. 15 Ngr.

v. Maltzan, Heinrich Freiherr. Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Zweite Auflage. 4 Bände. Mit 4 Stahlstichen und 1 Karte. Preis: eleg. cart. 4 Thlr.

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Maltzan, Heinrich <<von>>,

Drei Jahre im Nordwesten von Afrika Reisen in Algerien und Marokko

Bd.: 2. Band

Leipzig 1868
It.sing. 1474 i-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469743-4